Geschichten

von

Eduard Kulke.

Leipzig,

Oskar Leiner.

1869.

Schriften

herausgegeben

vom

Institut zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. **Ludwig Philippson** in Bonn,
Dr. **A. M. Goldschmidt** in Leipzig,
Dr. **L. Herzfeld** in Braunschweig.

Vierzehntes Jahr 1868 — 1869.

Eduard Kulke: Geschichten.

Leipzig,
Oskar Leiner.
1869.

Geschichten

von

Eduard Kulke.

Leipzig,

Oskar Leiner.

1869.

Meinen theuren Aeltern

gewidmet.

Inhaltsverzeichniß.

Er hat Fisch gegessen.

An einem schönen Sonnabende wanderte ein junger Handwerksbursch mit dem Ränzlein auf dem Rücken, dem Wanderbuch in der Tasche, den Stecken in der Hand und einem Herzen voll Heiterkeit in der Brust im gemächlichen Schritte über den Fußweg, um den Bogen, in dem die Landstraße gegen das Städtchen hin läuft, in einer geraden Sehne abzuschneiden und so den Weg zu kürzen.

Warum ging er über den Fußweg? warum blieb er nicht auf der Straße?

Je! es hat eben jeder seine eigene Art zu wandern. Der eine fühlt sich unbehaglich, wenn er von dem breit ausgetretenen Geleise der Landstraße auch nur einen Schritt seitwärts abweicht, dem andern reizt es hie und da einen Umweg zu machen und die Straße in Gottes Namen bei Seite liegen zu lassen. Unser Bursch war eben kein Philister, und er hatte es auch keineswegs zu bereuen, daß er den Fußweg vorgezogen; denn wie die Feuerkugel im Westen niederstand, so warf sie Abschied nehmend vom Tage ihre letzten goldenen Fäden in das Angesicht eines jungen Mädchens, welches eben da her kam, und der Anblick war schön, wonnevoll, entzückend. Wenigstens war dies die Meinung des Handwerksburschen.

Warum hat er aber auch so exaltirte Meinungen?

Je nun! laßt ihm seine Meinung! warum soll ihm der Anblick eines schönen Mädchengesichtes nicht wonnevoll und entzückend sein? Den einen freut dies, den andern jenes. Der eine geht an einem solchen Geschöpfe, das ihn nichts angeht, gleichgültig vorüber, der andere bewundert

An einem schönen Sommerabend wanderte ein junger Handwerksbursch mit dem Ränzlein auf dem Rücken, dem Wanderbuch in der Tasche, den Stecken in der Hand und einem Herzen voll Heiterkeit in der Brust im gemächlichen Schritte über den Fußweg, um den Bogen, in dem die Fahrstraße gegen das Städtchen hin läuft, in einer geraden Sehne abzuschneiden und so den Weg zu kürzen.

Warum ging er über den Fußweg? warum blieb er nicht auf der Straße?

Ei! es hat eben jeder seine eigene Art zu wandern. Der eine fühlt sich unbehaglich, wenn er von dem breit ausgefahrenen Geleise der Heerstraße auch nur einen Schritt seitwärts abweicht, den andern reizt es hie und da einen Abstecher zu machen und die Straße in Gottes Namen bei Seite liegen zu lassen. Unser Bursch war eben kein Philister, und er hatte es auch keineswegs zu bereuen, daß er den Fußweg vorgezogen; denn wie die Feuerkugel im Westen niedertauchte, so warf sie Abschied nehmend vom Tage ihre letzten goldnen Fäden in das Angesicht eines jungen Mädchens, welches eben da her kam, und der Anblick war schön, wonnevoll, entzückend. Wenigstens war dies die Meinung des Handwerksburschen.

Warum hat er aber auch so exaltirte Meinungen?

Je nun! laßt ihm seine Meinung! warum soll ihm der Anblick eines schönen Mädchengesichtes nicht wonnevoll und entzückend sein? Den einen freut dies, den andern jenes. Der eine geht an einem solchen Geschöpfe, das ihn nichts angeht, gleichgiltig vorüber, der andere bewundert

darin das Meisterwerk der Schöpfung. Unser Handwerksbursch war dieser andere, oder doch ganz wie dieser Andere.

Guten Abend, Jungfer! — sagte er, als das Mädchen nahe kam.

Grüß' Ihne Gott! — gab das Mädchen zurück und schlug verschämt die Augen nieder.

Die wär nicht bitter! dachte der Wanderer, nachdem sie vorüber gegangen.

Der ist ein bissele schöner wie Aron! — war der heimliche Gedanke des Mädchens.

Wenn man das Gesicht nicht länger sehen kann, so erfreut man sich an der holden Gestalt! — Dies war es vermuthlich, was ihn veranlaßte sich umzudrehen. Wußte sie denn aber, daß er sich umdrehen werde? Nein — hätte sie denn sonst dasselbe gethan? und war er für sein Umdrehen nicht zweifach belohnt? sah er nicht nochmals ihr Gesicht? und mußt' es ihm nicht angenehm sein, daß auch sie — —

Nun was denn? — — rasch kehrtum machte und ihren Schritt beschleunigte. Man wird doch nicht annehmen, daß sie stehen blieb!

Wie ist das Leben so sonderbar! und wie sind die Menschen noch sonderbarer — sagte sich der Handwerksbursche im Weitergehen. — Da laufen zwei Menschen aneinander vorüber. Man hat sich im Leben nie gesehen und wird auch wahrscheinlich nie wieder zusammentreffen. Man fühlt, daß man sich Manches zu sagen hätte, aber man bleibt nicht stehn, man rennt aneinander kalt vorbei, denn man kennt sich ja nicht, man ist sich fremd. Was hat der Mensch im Leben nicht für Hindernisse und Schwierigkeiten im Wege, die unüberwindlichsten Hindernisse aber und die größten Schwierigkeiten haben die Menschen selber sich geschaffen, sie selbst sind es, die eine unübersteigliche Mauer

zwischen einander aufgerichtet. Hol der Teufel die menschlichen Einrichtungen!

Nicht lange hatten derartige Betrachtungen Zeit sich in der Seele unseres jungen Wanderers festzusetzen, sie tauchten in ihm nur gelegentlich empor, wenn ihm etwas in die Quere kam, das nicht nach seinem Wunsche ausfiel; im Ganzen war sein Gemüth mehr zur Heiterkeit gestimmt, sein munterer Sinn verscheuchte rasch die trüben Bilder, die sich da einzunisten strebten. Lustig und guter Dinge schritt er weiter, und noch war die röthliche Abenddämmerung dem Schatten der Nacht nicht ganz gewichen, als er durch das Thor seinen Einzug in das Städtchen hielt.

Kannst Du mir sagen, mein Junge, ob hier im Ort ein jüdischer Glasermeister existirt? — fragte er einen Knaben, der ihm entgegen kam.

Ich bin noch kein Jung, ich bin ein Jüngel, — antwortete der Knabe mit einem glotzenden Gesichte.

Ganz recht, mein Jüngel! — verbesserte sich der Handwerksbursch — aber der jüdische Glasermeister?

Ich werd' doch Jakob Glaser kennen! ich bin ja von hier! er wohnt unten in der Gass', ganz unten, wo alle Häuser aufhören.

Dank' für die Auskunft.

Was hab' ich von Dank'? ein Kreuzer wär mir lieber!

Den sollst Du auch haben!

Der Handwerksbursch zog ein Beutelchen aus seiner Tasche, wickelte eine lange Schnur, die um dasselbe gebunden war ab, nahm aus demselben einen Kreuzer und reichte ihn dem Knaben; hierauf wand er die Schnur wieder sorgfältig um das Beutelchen, steckte es in die Tasche und setzte seinen Weg fort. Als er in der Gasse ganz unten, wo alle Häuser aufhören, anlangte, erfuhr er mit Leichtigkeit die Wohnung des jüdischen Glasermeisters, und in diese trat er denn auch ohne alle Umstände ein.

Wohnt hier der jüdische Glasermeister? — fragte er, nachdem er höflich guten Abend gesagt hatte.

Mein Jakob ist nicht daheim, — sagte eine lange weibliche Gestalt — Gott der lebendige weiß, wo er heut' so lang bleibt. Seitdem wir mit einander Hochzeit gehabt haben, ist mir das noch nicht passirt, daß er nicht daheim gewesen wär, wenn die Stern' am Himmel stehn. Das heißt ausgestanden, was ich mir aussteh; aber so kommt es heraus, wenn ein Mann dem Weib in gar nichts folgen thut. Alle Augenblick sag ich ihm: Jakob! schon dich, denk an dich, nimm dir ein' Gesellen! — aber er! red' da in die Mauer hinein, — grad, wie wenn er's nicht thun könnt'; und jetzt ist Mirl auch noch fortgelaufen, durchaus, sie muß ihm entgegen gehn, ein Einfall von ein' Madel.

Man kann nicht sagen, daß der Handwerksbursch von der Auseinandersetzung dieser Frau gerade entzückt gewesen sei, und dies beweist doch wenigstens, daß er nicht immerwährend exaltirt war; dennoch schien ihm so viel daraus hervorzugehen, daß er soweit dies in den Plan der Meisterin paßte, nicht gerade zur unglücklichen Stunde hier angekommen sei. Dieser Gedankengang beschäftigte ihn weit mehr, als Alles was er noch hätte erfahren können, wenn er auf die weitere Auseinandersetzung der ehrsamen Glaser-Meisterin etwas aufmerksamer gewesen wäre; denn nicht früher wurde sie in ihrer schwellenden Redefluth unterbrochen, als mit dem Eintritt Arons, welcher auch der ruhigen Gedankenentwicklung unseres Handwerkers ein plötzliches Ende machte.

Wer ist das? — fragte der Angekommene mit einem Seitenblick auf den Fremden.

Wahrhaftig, ich hab' ihn noch nicht einmal gefragt, — entgegnete Chaje-Sarah, — so hieß die Frau von Jakob Glaser.

Wen sucht Ihr? — fragte etwas barsch der junge Mann.

Sind Sie der Glasermeister? — fragte der Handwerker überrascht.

Und wenn ich's wäre? — sagte Aron.

Dann möcht ich Ihnen meine Arbeit anbieten. Ich bin ein Glasergesell.

Ist erst die Frag' ob ich Sie annehmen möcht. Hat man sich bisher ohne Gesell beholfen, wird man es weiter auch ohne Gesell herausbringen.

Bei diesen Worten musterte er ihn von Kopf bis zum Fuß und da er zufällig auch in den Spiegel sah, so hatte er die beste Gelegenheit eine interessante Vergleichung zwischen seiner eignen Person und der des Fremden anzustellen.

Chaje-Sarah, die aber jetzt erfahren hatte, wer der Fremde eigentlich sei, wendete sich an Aron und sagte: Ich bitt' Dich Aron? was fallt Dir ein? gedankt seis Gott, daß einmal zum Jubeljahr auch zu uns her ein Glasergesell kömmt. Wahrhaftig ich lass' ihn nicht mehr fort. Und setzen Sie sich, und nehmen Sie nur ein bissele Platz bei uns! Sie werden hungerig sein, ich möcht' Ihnen etwas kochen! Essen Sie gern ein bissel Kimmelsupp? Wenn nur mein Jakob schon daheim wäre, und mein Mirl-Leben — —

Ich werd' ihr entgegen gehn, — sagte Aron und entfernte sich.

Die Frau aber ließ sich durch dies kleine Intermezzo nicht aus der Fassung bringen und setzte fort: Essen Sie gern ein paar eingerührte Eier? trinken Sie gern ein bissel Butter-Milch?

Diese Freundlichkeit der Frau Meisterin war für unsern Handwerksburschen sehr wohlthuend; der größte Nutzen aber, den sie für ihn hatte, bestand darin, daß sie ihm die billige Ueberzeugung verschaffte, man könne von Worten nicht leben; denn am Ende wäre er für den Moment mit

Allem und Jedem zufrieden gewesen, mit Kimmelsupp sowohl, als mit eingerührten Eiern oder mit Buttermilch. Aber es hätte etwas von diesen Kostbarkeiten sich hier wirklich vor seinem Auge aufthun müssen. Vorläufig that sich dies Alles nur seinem Ohre auf und er mußte mit den Namen statt der Sachen fürlieb nehmen; denn anstatt etwas auf den Tisch zu setzen, begann die Meisterin aufs neue über das lange Ausbleiben ihres Eheherrn zu klagen. Indeß er tröstete sich, die Ankunft des Meisters erwartend.

Nach ungefähr einer halben Stunde, während welcher die Frau noch Vieles gesprochen und der Handwerksbursch sehr wenig gehört, trat ein stämmiger, hochgewachsener Mann in die Stube, an seiner Seite ein reizendes Kind — das Glück der guten Aeltern.

Wo bist Du so lang geblieben Jakob? das heißt ausgeblieben! wie schickt sich so spät heim zu kommen?

Mit hundert ähnlichen Fragen und Ausrufungen überschüttete das Weib den Mann.

Stat! Stat! schrei nicht; mach kein Gelärm'! beschwichtigte der Angekommene sein Weib.

Und Du, — wendete sich die Mutter an die Tochter — hast auch müssen hinauslaufen bis in die finstere Nacht hinein? hätt'st nicht daheim warten können? nicht einmal hab' ich können ein paar Eier aussieden für unsern Gast da, ich hab nicht gewußt, was ich erst thun soll.

Bei diesen Worten blickten Vater und Tochter seitwärts und wenn man nicht bemerkte, daß die letztere erröthete als sie den Fremden sah, so lag das an der dunklen Beleuchtung, die von einer spärlich brennenden Oelflamme herrührte.

Friede mit Euch! — sagte Jacob Glaser, da er den Fremden gewahrte, und zu seiner Frau gewendet fügte er hinzu: zünd' ein ordentlich Licht an, man sieht kein Stück.

Der Fremde nahm die ihm vom Meister dargebotene Hand und erwiderte den Gruß mit einem üblichen: Friede.

Der angebotene Friede von Seiten des Jakob Glaser war für ihn keine gleichgiltige Sache und er überdachte erst nachträglich, daß der junge Mann, der früher als der Meister dagewesen, ihm keinen Friedensgruß geboten habe. Indessen war diese Ueberlegung nicht stark genug, ihn zu beunruhigen, sein Geist hatte eine viel angenehmere Beschäftigung, denn während er mit dem Vater die allerersten Fragen und Antworten tauschte, hatte er Zeit die liebliche Gestalt der Tochter zu betrachten, er that dies mit der Ruhe eines deutschen Philosophen und mit der Unbefangenheit eines ehrlichen Gemüthes.

Diese Unbefangenheit wäre auch dem Mädchen zu wünschen gewesen; aber woher sollte sie dieselbe nehmen? Hatte er doch bemerkt, daß sie sich nach ihm umgesehen hatte! Hätte ihr rascher Blick nicht gleich bei der Begegnung auf dem Felde wahrgenommen, daß er ein bissele schöner sei, als Aron, jetzt wäre sie nicht in der Lage gewesen einen solchen Vergleich anzustellen, sie hätte kaum zu sagen gewußt, ob er blaue oder schwarze Augen habe; kaum wagte sie, zu ihm den Blick zu erheben.

Also seid Ihr von meinem Handwerk? — fragte der Glasermeister — und von wannen seid Ihr?

Ich bin aus dem Reich, — antwortete der Gefragte.

Aus dem Reich? wo ist das gar irgends?

Aus Deutschland, — kommentirte der Handwerksbursch.

Aus Teutschland! im Ernst! ist das weit von da?

Bis in meine Heimath sinds wohl über hundert Meilen!

Ueber hundert Meilen! ei! ei! ei! über hundert Meilen! das ist ja schon über ganz „Marreland" (Mähren) hinaus.

Ich will's meinen.

Das muß liegen gar irgend hinter Prag.

Noch ein bischen weiter hinauf.

Noch weiter hinauf? merkwürdig! soll man sehen, was eine Sach' ist; ich hätt' gemeint, weiter über Prag hinauf existirt weiter gar nichts mehr; und dort weiter hinauf sind auch noch Juden? Und die ganzen hundert Meilen seid Ihr da zu Fuß herunter gegangen?

Wie soll ein Handwerker denn anders? soll er mit Extrapost reisen?

Hast Du gehört Mirl? das ist ein fein Wörtel; das mögst Du Dir einfassen — sagte der Glasermeister zu seiner Tochter und hierauf wieder gegen den Fremden gewendet, setzte er das Examen fort: Und wie seid Ihr von Teutschgar da her gekommen bis zu uns? weiß man in Teutschland droben auch davon, daß wir da in Marreland existiren?

Gewiß! warum sollte man das nicht wissen und ich bin hergekommen, wie ein Handwerker eben kommt; er geht in die Welt hinein, und wohin ihn die Füße tragen, dahin kommt er.

Hast Du gehört Mirl? gar in Teutschland droben weiß man von uns da, und das mit „die Füß" ist wieder ein fein Wörtel, ein wohl Wort; das mögst Du Dir auch einfassen.

Und thun die Juden dort oben in Teutschland auch „dawenen" (beten)? — fragte der Glasermeister weiter, nachdem er seine Tochter zum zweitenmale aufmerksam gemacht hatte.

Sie thun es eben so gut, wie hier; nur nennt man es anders.

Das versteh' ich nicht. Was hat man davon, ob man es anders nennt? „Dawenen" bleibt „dawenen"! Und wie reden sie dort oben?

Deutsch!

Alles teutsch? böhmisch kennen sie nicht?

Woher sollten sie böhmisch kennen?

Du? paketel! ein Spaß, was heißt, woher sie sollen

böhmisch kennen? ist denn das etwas so eine schwere Sach? hier kann jedes Kind böhmisch!

Weil es das Kind hier von Jugend auf hört.

Und dort nicht?

Woher?

A so? also man hört's dort gar nicht, nicht einmal auf dem Wochenmarkt? Hast Du gehört Mirl? siehst Du, was wir hier Alles kennen? und von Jugend auf? dort oben kennen sie leider nicht einmal böhmisch! Und wie können sie reden mit den Bauern?

Die Bauern kennen es ja auch nicht.

Was? die Bauern kennen kein böhmisch? Was sind das für Bauern? und was reden die denn?

Deutsch!

Alles Teutsch?

Hast Du gehört Mirl, dort oben in Teutschland können die Bauern nicht einmal Böhmisch! eine eigene Provinz muß das sein, das Teutschland!

Jetzt! rief die Frau in die Stube hinein: Mirl! deck Tisch! ich werd' gleich das Nachtmahl fertig haben.

Das Mädchen deckte den Tisch, ging dann in die Küche und half der Mutter beim Auftragen.

Man setzte sich. Der Glasermeister oben an. Rechts seine Gattin, seine Tochter links. Der Fremde dem Meister gegenüber.

Man aß und erquickte sich an der nährenden Speise.

Während des Essens wurde die Unterhaltung fortgesetzt?

Und wohin geht Ihr da, wenn Ihr so in der Welt herum geht?

Ich gehe in jedem Ort zum Glasermeister und wenn ich in einen Ort komm, wo es mir gefällt, und wo ich bleiben möcht', so steh' ich bei dem Meister als Gesell' ein.

Hier ist ein sehr schöner Ort! — sagte das Mädchen und wurde feuerroth; aber in dem instinktiven Gefühle sich

verrathen zu haben, fügte sie rasch hinzu: Aber nur wenn Einer von Jugend auf hier gelebt hat. Wenn Einer von Deutschland da her kömmt, wird es ihm wahrscheinlich nicht gefallen!

Hör mir da an? — sagte der Vater, — warum soll es Einem nicht gefallen, wenn man von Teutschland da her kommt? ich mein' bei mir da kann es Einem gefallen; ha! was meint Ihr? es ist nur die Sach', daß ich mir mein bissel Arbeit selber verrichten kann und kein Gesellen brauch, sonsten, soll ich leben und gesund sein, wie er bei mir da bleiben müßt'.

Hör an Jakob! — ergriff jetzt die Hausfrau das Wort, da sich ihr eine so gute Gelegenheit darbot, — ich hab' Dir's schon oft genug gesagt und ich bleib bei meine Red', ich mein' Du mögst dich schon ein bissel schonen. Du hasts Gottlob nicht nöthig, mit dem Glaskasten die ganze Woch herumzustrampen. Unser Bissel, was wir brauchen, haben wir und Du bist kein jung Springerl mehr. Darum mein ich, was ich mein'.

Und was meinst Du? — soll ich mich den ganzen Tag setzen, Psalmen und Gebete sagen, oder soll ich ein Spieler werden, oder soll ich herumgehn in der Gass' wie der Bock auf dem guten Ort?

Das brauchst Du Alles nicht; Du kannst daheim arbeiten, und den Gesell schickst Du in die Dörfer herum!

Und was meinst Du Mirl? — fragte der Vater — hast Du gehört, was Deine Mutter da gesagt hat? auf meine alte Tag soll ich eine Herrschaft werden. Hast Du das schon Dein Lebetag gehört?

Ich mein' die Mutter-Leben hat Recht! — sagte die Tochter.

Nu, nein, nie; — fiel die Mutter rasch ein — und was denn? willst Du's wiederum so machen, wie heut? daß du gar nicht weißt heimzukommen, und ich in Sorg'

herumgeh und Mirl in die finstere Nacht hinein Dir entgegen laufen muß?

Und was soll ich mit Euch anfangen? mit Weiber richt' man doch all sein Lebetag nichts aus; und sobald als Du es willst, weiter „potor“ aus. (Punktum.)

Wie heißt Ihr? wendete er sich hierauf an den Handwerker.

Samuel Frei, — erwiderte dieser.

Alsdann Samuel Frei! sagte Jacob Glaser, — meinetwegen! Ihr seid mein Gesell, das heißt, wenn Ihr wollt. Ich thu's mein' Weib zu Lieb und ich halt Euch für ein' braven Menschen. Alsdann sagt mir Ja oder Nein!

Ja! Ja, von ganzem Herzen! — sagte der Handwerksbursch, und so ward er, noch ehe man vom Tische aufstand ein Glied des Hauses, in welchem ihm ein so gastfreundlicher Empfang bereitet worden war.

Aron machte vergebliche Anstrengungen. Vergebens verschwendete er seine Kunst; vergebens hielt er sich Tage lang entfernt. Er kam dem eigentlichen Ziel seiner Wünsche um keinen Schritt näher. Das Mädchen beobachtete gegen ihn immerwährend dasselbe Verhalten, und je wetterwendischer und schwankender er sich in seinen Launen zeigte, desto fester und unabänderlicher schien ihr Entschluß zu sein, den jungen Mann mit gleichbleibender Freundlichkeit zu behandeln, seinem stürmischen Drängen hingegen das unüberwindliche Bollwerk ihres Widerstandes entgegen zu setzen.

Aron war eine gallige, äußerst reizbare Natur; Mirl hingegen war sanft und gelassen. So konnte es nicht fehlen, daß sie in allen den Plänkeleien, die sie mit ihm auszustehen hatte, immer die Siegerin blieb. Sie siegte durch ihre Ruhe über seine Leidenschaft, durch ihre Freundlichkeit

über sein Schmollen, durch ihren angebornen Frohsinn über seinen menschenscheuen Ernst.

Aron war ein stolzer Mensch und konnte ihren Widerstand nicht begreifen, deshalb nahm er denselben für nichts als Ziererei, und da er der Sohn von Ephraim Accise-Pächter war, so zweifelte auch Niemand daran, daß er für Mirl eine glänzende Partie sei, und daß ihm Jakob Glaser die Tochter sicherlich mit Vergnügen geben werde, sobald nur erst ein wirklicher Antrag gemacht wird.

Von dieser Ueberzeugung war aber Niemand mehr durchdrungen als Aron selbst, und da er sich's einmal in den Kopf gesetzt hatte das schönste Mädchen in der „Gasse" zu bekommen, so war es für ihn eine ausgemachte Sache, daß er seinen Willen auch durchsetzen werde.

Wenn Aron Ephraim's nicht durchsetzen sollte, was er will, wer sollte es dann wohl? war er doch etwas ganz anderes, als die übrigen Jungen! Wer wollte sich mit ihm vergleichen?

Die andern waren Dorfgeher oder Geschäftsleute, je nach ihren Vermögensumständen. Hatte einer so viel, um nach Brünn gehen zu können, so gehörte er schon in die Klasse der Reichen; besaß er weniger, so bezog er bloß die Wochen- und Jahrmärkte in den näher gelegenen Ortschaften; die ärmsten endlich wanderten allwöchentlich mit ihrem Sack auf dem Rücken ins Dorf hinaus und trieben den eigentlichen Kleinhandel. Aber Aron war nichts von alle dem und that nichts von alle dem! er hatte das nicht nöthig. Seit undenklichen Zeiten befand sich die Pacht der Accise in den Händen der Familie Strunk. Vom Urgroßvater hatte sie der Großvater, von diesem der Vater übernommen, und so hatte Aron Strunk die Anwartschaft auf die Accise-Pächterstelle und fühlte seine Brust gehoben von jenem Stolze, der überall bei ererbten Vorrechten angetroffen wird.

Und die Accise-Pächterstelle war ein einträgliches Amt.

Worin es bestand, wird sich im Verlaufe dieser Geschichte noch zeigen; jedenfalls aber kann man sagen, daß wenn man die Spionage in den Küchen und Kellern der Ortsbewohner in Abrechnung bringt, im Uebrigen keine große Anstrengung erforderlich war, um dasselbe zu versehen; im Gegentheile der Accise-Pächter wäre ein beneideter Mann in der Gasse gewesen, wenn Nichtsthun daselbst für etwas Beneidenswerthes gehalten worden wäre. So aber war er eher ein gefürchteter, als ein beneideter Mann, doch jedenfalls lebte er, wie ein Herr, und dehnte sich im seidenen Schlafrock, im rothen Sammtkäppel mit der goldnen „Troll" (Troddel), und die gut gestopfte Meerschaumpfeife im Munde gemächlich auf seinem Sopha, während die anderen Bewohner der Gasse, und selbst die Reichen nicht ausgenommen, im Schweiße des Angesichts ihr Brod verdienen mußten.

Da Aron bestimmt war, dereinst Accise-Pächter zu werden, so wurde er von Jugend auf für kein anderes Geschäft herangebildet, sondern frühzeitig in die Geheimnisse der Spionirkunst eingeweiht, so daß er dasjenige, was allerdings zu thun war, schon bei des Vaters Lebzeiten verrichtete.

Dieser Aron war der Mann, der so herablassend gewesen, sein Auge und seine Gunst auf Jakob Glasers Tochter zu werfen. An seiner äußern Erscheinung war bloß ein auffallender Zug. Im Ganzen war er weder zu groß noch zu klein, weder zu dick noch zu mager, weder schön noch häßlich, die Natur schien in ihm dasjenige, was man Mittelgut nennt verkörpern zu wollen. Auch kann man nicht sagen, daß seine Nase zu lang oder zu kurz sei, sie hatte eine ganz proportionale Länge zu der Größe des Kopfes, aber auffallender Weise schien sich diese Nase in die Stirne hinauf zu verlängern. Diese Nasenverlängerung war aber eine bloße Täuschung; wer den Schein für Wirklichkeit nimmt hätte nicht anders behaupten können, als daß Aron Strunk die Nase bis über die Stirne hinauf habe;

indessen entstand dieser Schein durch zwei mächtige von der Nasenwurzel senkrecht und parallel aufsteigende Stirnfalten, welche durch häufiges Zwinkern mit den Augen endlich habituell geworden sind. Ursprünglich mögen sich diese Falten durch die geistige Funktion des Spionirsinnes gebildet haben; denn es ist nicht abzusehen, warum ein Philosoph bei seinen speculativen Betrachtungen über die apriorischen Formen der Anschauung, über Raum und Zeit, oder über Freiheit oder Necessitation des Willens mehr die Stirne runzeln sollte, als ein Mann dessen Geist mit der Ausarbeitung eines Spionirsystems beschäftigt ist. Sei übrigens die physiologische Erklärung richtig oder nicht; richtig ist jedenfalls die Thatsache, daß Aron Strunk zwei mächtige senkrecht aufsteigende Stirnfalten hatte, und deshalb nannte man ihn in der „Gasse" — nota bene, wenn er nicht dabei war, denn er war der Sohn eines gefürchteten Mannes — Aron mit der Nas' auf der Stirn.

Fast so auffallend wie seine verlängerte Nase ist der Umstand, daß er in dem Bewußtsein seiner Stellung den Antrag, der ihm doch seiner Meinung nach das Mädchen sofort verschafft haben würde, immerfort zurückhielt. Nicht daß er selbst von dem ehrsamen Glasermeister die Tochter hätte zur Frau begehren sollen, ist gemeint; denn wer könnte ihm zumuthen, sich so tief zu erniedrigen? freilich war dabei nichts riskirt; denn einen Korb durfte er doch nicht erwarten? Aber selbst bei der Zuversicht, die Aron mit der Nas' auf der Stirn in sich herumtrug, wär solch ein Schritt immerhin noch eine beispiellose und in der Familie der Strunke gewiß nie vorgekommene Herablassung, ja eine Demüthigung gewesen; aber ist es denn auch nöthig, daß er selbst den Antrag stelle? hatte er es denn auch nöthig das volle Gewicht der eigenen Persönlichkeit in die Wagschale zu legen? gibt es denn in der Gasse keine gefälligen Leute, die sich ein Vergnügen daraus gemacht hätten, statt

seiner bei Jakob Glaser das Wort zu führen? Gibt es keinen „Schadchen“ in der „Gasse“? Warum vertraute er das Geschäft, das in eigener Person zu betreiben unter seiner Würde gewesen wäre, nicht einem jener gefälligen Ehevermittler an, welche von der Vorsicht zu Vollziehern der im Himmel geschlossenen Ehen ausersehen wurden?

Dies hatte einen Haken. Aron kannte seinen Vater; dieser, — fürchtete er, — werde sich weigern in seinen Willen einzugehen, denn der Stolz des Vaters war noch unbändiger als der des Sohnes.

Was mich betrifft, — kalkulirte Aron, — ich führ' die Kuh aus dem Stall, und der Stall geht mich nichts mehr an. Wenn ich sie einmal hab, ist sie Aron Strunks Weib und Ephraim Strunks „Schnur“ (Schwiegertochter); sei Jakob Glaser wer er will; aber mein Vater, ich kenn ihn doch, ich weiß, mit dem Schwiegervater und mit der Schwiegermutter seines Sohnes will er auch Prade machen. Wird er sich da mit Jakob Glaser und mit Chaje-Sarah hersetzen Weisheit ausreden?

Dies waren die Bedenken, die den jungen Mann immerwährend zurückhielten einen ernstlichen Schritt in der Angelegenheit zu unternehmen.

Demgemäß war auch sein Benehmen in dem Hause des Jakob Glaser, das er mit seinen Besuchen beehrte. In der „Gasse“ sagte man freilich allgemein, Aron Ephraims geht zu Mirl Jakobs; aber er selbst hatte in dieser Sache noch kein entscheidendes Wort gesprochen. Er konnte also mit Fug auf die Vorrechte eines Bräutigams keinen Anspruch machen, da er sich nicht erklärt hatte, machte aber diese Ansprüche doch, da er verstanden und errathen sein wollte, auch wo er es nicht für nöthig findet, deutlich zu sein. Er war eben eine herrische Natur, und Menschen, die herrisch sind und alles ihrem Willen unterworfen wissen

wollen, gerathen oft darüber in Zorn, daß man sich nicht beeilt ihre Gedanken zu errathen.

Aron ging also zu Jakob Glasers Tochter ohne seine Absichten durch Worte kund zu geben. Zwar wäre dies nicht nöthig gewesen, die That allein war Kundgebung genug. Auf dem Lande draußen und namentlich in der „Gasse" versteht man Thaten zu würdigen und nicht gerade hier ist der Schauplatz, wo das Maulheldenthum Triumphe feiert; indessen hat Alles seine Zeit, und so liebt man denn manchmal auch ein kurzes aber klares, ein schlichtes aber ehrliches Wort. Wäre Aron Strunk ein Dorfgeher gewesen, hätte er sich die ganze Woche über geplagt, wäre er dem Vater des Mädchens zuweilen gar auf dem Dorfe begegnet, ihm daselbst freundlich entgegen gekommen, oder wäre er meinetwegen auch ein Geschäftsmann von weiter reichenden Beziehungen gewesen, hätte er mit Schnittwaaren gehandelt und Märkte bezogen, wäre er nach Brünn gegangen und hätte gewußt, was es heißt sich mit Mühe und Anstrengung sein Brod erwerben, so hätte der Besuch allein völlig hingereicht, ihn in den Augen Jakob Glasers und seiner guten Frau als den erklärten zukünftigen Eidam erscheinen zu lassen. Unter ebenbürtigen Leuten bedarf es keiner langen Predigten und Erklärungen. Sobald ein „Jung" zu einem Mädchen geht, ist dies in der Gasse so gut, wie eine offene Liebeserklärung und das „Rädel", der oberste Gerichtshof der „Gasse", das heißt, die öffentliche Meinung oder die Volksversammlung, bezeichnet solche Paare in der Regel lange bevor die Porzellantassen zerbrochen und die Scherben als Verlobungsinsignien versendet worden, als Verlobte. Bei „Aron mit der Nas' auf der Stirn" hingegen war dies ein anderer Fall. Er war der Sohn des Accisepächters und bestimmt dereinst selber Accisepächter zu werden. Von einem Geschäfte verstand er nichts, was Mühe und Anstrengung sei, davon wußte er nichts. Man sagte

von ihm in der „Gasse", wie er Sonntag früh aus dem Bett heraussteigt, hat er seinen Wochenbedarf schon in der Tasche und braucht sich nicht zu plagen und nicht zu schinden. Gegen solche Leute, die ihr Brod haben, ohne daß sie wissen, wie sie dazu kommen, hat der gemeine schlichte Mann, namentlich der Bewohner der „Gasse", der es sich sauer werden lassen muß, ehe er ein paar Gulden erwirbt, jederzeit ein gerechtes Mißtrauen. Man betrachtet ihn nicht als zur „Gasse" gehörig, sondern als eine Ausnahme, als eine Herrschaft. Die Leute in der „Gasse" verstehen nichts von National-Oekonomie und haben wenig Zeit über die ersten Ursachen der ungleichen Gütervertheilung nachzudenken, auch wüßten sie, falls man sie darüber befragte, keine Mittel anzugeben, dieser Ungleichheit einen Damm entgegen zu setzen und einen erträglicheren Zustand in der gesellschaftlichen Ordnung herbei zu führen; aber sie haben gesunden Menschenverstand, das heißt soweit dies unter den Vorurtheilen, mit denen sie erzogen worden sind, möglich ist, und das instinktive Bewußtsein, daß — innerhalb der „Gasse" wenigstens — allein die Arbeit es ist, welche alle Ungleichheit ausgleicht. Vor Gott fühlen sie sich alle gleich, denn sie sind ein Volk von Priestern, und selbst der Rabbiner zeichnet sich ja in dieser Beziehung vor den andern nicht aus, er hat keine größere Weihe als jeder andere Israelite. Im Staate waren sie ebenfalls alle gleich, sie standen alle unter demselben Drucke und es durfte Ephraim Strunk trotz seiner Accise-Pacht doch eben so wenig eigene Felder besitzen, wie Jakob Glaser. Die einzige Ungleichheit, die in der „Gasse" möglich war, entstand aus dem Vermögen an Geld; aber diese Ungleichheit war durch die Betriebsamkeit Aller ziemlich beschränkt; der Reiche plagte sich nicht minder als der Arme. Nur wer von dieser allgemeinen Betriebsamkeit sich selber ausschloß, wer ein nichtsthuerisches Leben führte, auf der faulen Bärenhaut lag und dabei ge-

mächlich vom Schweiße der Andern lebte, der wurde von ihnen nicht als ihresgleichen und keineswegs ohne Mißtrauen betrachtet. Deshalb hätte Aron mit der verlängerten Nase reden müssen, deutlich reden, wenn er haben wollte, daß man ihn verstehen solle. Nicht etwa, daß man ihn nicht verstand, daß man nicht errathen hätte, worauf sein Sinnen gerichtet sei; aber man that, als ob man es nicht verstände, als ob man in der Welt an nichts weniger dächte, als an seine ernstlichen Absichten auf die Tochter. Man war nicht verblendet genug den Abstand der bescheidenen Stellung des Glasermeisters von dem stolzen Range eines Accise-Pächters zu übersehen; man kannte Ephraim Strunk in der „Gasse"; hieß er doch daselbst allgemein der „Gaiwenik" (Stolze).

So verliefen die Dinge und so standen sie noch bis zu dem Momente, wo eine neue Person auf den Schauplatz trat, das heißt bis zu dem Abende, wo der aus dem „Reich" zugereiste Handwerksbursche Samuel Frei als Geselle bei Jakob Glaser einstand. Dieser Umstand, an sich von gar keiner Bedeutung, veränderte dennoch in Kurzem die ganze Sachlage. Als man des andern Morgens in der „Gasse" die Neuigkeit erzählte, daß sich Jakob Glaser einen Gesell angeschafft, war von derselben Niemand unangenehmer berührt als „Aron mit der Nas' auf der Stirn", streng genommen war er der Einzige, der diese Acquisition mit verdrießlicher Miene betrachtete, den übrigen Leuten konnte es im Grunde gleichgültig sein, ob sich Jakob Glaser einen Gesellen halte oder nicht; ja die Weiber sagten auf dem Gemüsemarkt, der Gesell sei ein außerordentlich schöner Mensch und die jungen Mädchen hätten sicher dasselbe gesagt, wenn sich so etwas für junge Mädchen schicken würde.

Aron allein war es, dem diese Veränderung im Hause des Glasermeisters nicht gefallen wollte. Aron Strunk war keine geistig begabte Persönlichkeit, allein es läßt sich nicht sagen, daß er ganz ohne Verstand war; er hatte jene Sorte

von Verstand, welche man in der Regel bei hartherzigen Leuten findet. Solche Leute haben keinen weiten Blick für die Angelegenheiten der Welt und der Menschen. Wohl und Wehe der Menschheit ist ihnen gleichgültig und sie haben sich nicht daran gewöhnt, bei vorkommenden Ereignissen augenblickliche Opfer gering anzuschlagen und die letzten Vortheile für das allgemeine Beste ins Auge zu fassen; aber sie sehen mit bewunderungswürdigem Scharfblick Alles, was mit ihrem Ich in nahe oder entfernte Berührung tritt, ihre Selbstsucht läßt sie Combinationen auffinden, die ein schlichtes Gemüth niemals machen wird, ihr Egoismus läßt sie Beziehungen entdecken, die der Beobachtungsgabe des ehrlichen Herzens entgehen. Und so faßte Aron gegen den neu Angekommenen einen starken Widerwillen, indem er in demselben ein neues Hinderniß für seine Pläne erblickte. Zwar ließ es sein Stolz nicht zu, auf einen Handwerksburschen etwa gar eifersüchtig zu sein, aber innerlich fühlte er etwas, was der Eifersucht doch zum Verwechseln ähnlich war. In der ersten Aufwallung seines Zorns, da er von der neuen Anwerbung gehört, entschlüpfte ihm ein unvorsichtiger Ausdruck: Einen Hergelaufenen! — sagte er, — nimmt sich Jakob Glaser ins Haus? Rasch aber sah er das Uebereilte dieses Ausspruches ein, und fügte sich korrigirend hinzu: Nu! Jakob Glaser hat sich genug gerackert wie ein Ackergaul, er darf auch schon einmal anfangen, sich ein bissel auszurasten!

Wer nur halbwegs die Kunst verstand, das gesprochene Wort mit dem Tone zu vergleichen, in welchem es vorgebracht wird, hätte rasch genug die Wahrnehmung machen können, wie wenig dies in Wahrheit Arons Ansicht war, und wie wenig dies zu seinem innern Gedankengange paßte.

So viel sah Aron klar, daß die Stunde der Entscheidung jetzt mit großen Schritten heranrücke und daß sich die Angelegenheit nicht mehr wie ein Aktenbündel in einer

Advokatenkanzlei bei Seite legen lasse, wenn er sich nicht um die Früchte jahrelanger Bemühungen betrogen sehen wollte. Es galt jetzt seinen Vater zu bearbeiten, und hierüber sann er auf Mittel.

Inzwischen wanderte der neue Geselle mit seinem „Diamant" in der Tasche, den wohlgeordneten Glasscheiben in der Trage auf dem Rücken, den Stecken in der Hand und seiner unversiegbaren Fröhlichkeit im Gemüthe tagtäglich hinaus in dies oder jenes der umliegenden Dörfer, die ihm sein Meister bezeichnete, und wie es dieser bis zu dem Tage gethan hatte. Dem Meister that die Behaglichkeit, die er jetzt genießen konnte, wohl, und er sah mit Freude auf die stille Pflichterfüllung des jungen Mannes, den er da ins Haus genommen.

In kurzer Zeit war der Gesell, — so nannte man ihn, — im Orte und in der ganzen Gegend nicht nur eine bekannte, sondern auch eine beliebte Person, und darin stimmten die Bauern mit den Bewohnern der „Gasse" überein, daß Jakob Glaser gar nichts Gescheiteres habe machen können, als diesen Gesellen zu nehmen, und sie wunderten sich nur darüber, wie es ihm gelungen sei, einen so geschickten Menschen aufzugabeln. Der Gesell galt nämlich als ein geschickter Mensch und diesen Ruhm verdankte er einerseits seiner, der Ortsbevölkerung fremdartig aber angenehm klingenden deutschen Aussprache, noch mehr aber einem weit wichtigern Umstande — der Kunst zu erzählen. Samuel Frei besaß die Gabe des Erzählens, — eine wahre Gottesgabe, verliehen zur Erquickung des menschlichen Herzens, — in hohem Grade. Da er selber viel gereist und in der Welt umhergekommen war, so hatte er viel gesehen und erfahren, und Samuel Frei hatte das Auge stets offen zur rechten Zeit, wie er das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Auch hatte er gar manches Buch gelesen von verzauberten Prinzen und Prinzessinnen sowohl, als von tapfern Rittern,

von bösen Zwergen, mächtigen Riesen, furchtbaren Zauberern und durchtriebenen Räubern. Sein Gedächtniß war treu, und die eigene Anschauung vieler Gegenden und die selbst erlebten Begebenheiten brachten in seine Darstellungen ein wunderliches aber anziehendes Gemisch von phantastischen und naturwahren immer aber lebhaft gefärbten Bildern.

Gewöhnlich war es der Sabbath-Nachmittag, wo er ein großes Auditorium durch seine Erzählungen ergötzte. Der Sabbath-Nachmittag dient den Jungen und Mädchen in der „Gasse" zur Erholung und Belustigung. Sie kommen da Alle zusammen und die Unterhaltung ist eine allgemeine, ohne daß diejenigen, die sich vorzugsweise suchen und einander Dinge von besonderer Wichtigkeit mitzutheilen haben, wie dies bei Jungen und Mädchen immer der Fall ist, sich weniger finden würden. Im Winter versammelten sie sich in bestimmten Lokalen, im Sommer aber gingen sie gemeinschaftlich hinaus vor's Thor hinter die Scheuern, oder über die Brücke auf die Heuwiese oder gegen den Wald.

Vor der Ankunft des Gesellen bestand die Hauptbelustigung im Singen und Tanzen. Hinter den Scheuern vor dem Thor sowohl, als auf der Heuwiese über der Brücke drüben konnte man überall einen ziemlich großen kreisrunden Plan finden, wo seit undenklichen Zeiten mehr kein Gras gewachsen — es waren dies die Tanzplätze. Das Orchester hatten sie sich selbst gebildet und nicht selten wurde bei der Melodie eines Synagogenliedes, auf das sich der Schulsänger nicht wenig eingebildet, ein „Teutscher" oder eine Polka getanzt, ohne daß die Jungen ihr Gewissen darüber beunruhigt hätten, daß sie heilige Gesänge zu solch profanem Zwecke benutzten.

Seitdem aber der Gesell des Glasermeisters in die Gesellschaft der Jungen und Mädchen eingetreten war, wurde weniger getanzt und weniger gesungen. Nicht daß man diese Vergnügungen aufgegeben hätte, aber man hat sie

beschränkt und dies sehr gerne; denn sobald der Ruf: eine Geschichte! eine Geschichte! durch die Reihen ging wurde Alles still, und wenn der Gesell seine Erzählung begann, hatte er das aufmerksamste Publikum. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, sobald er den Mund aufthat.

War es eine verzauberte Prinzessin, mit der man groß Mitleid hatte, weil sie von einem tückischen Zauberer oder boshaften Zwerg oder mächtigen Riesen in Gefangenschaft gehalten wurde, so schwamm manches holde Auge in Thränen, kam dann der tapfere Ritter mit seinem guten Schwerte die verfolgte Unschuld aus der Gewalt des Tyrannen zu erlösen, so erglühte manche Rosenwange vom Gefühl der Dankbarkeit für solche Heldenthat. Waren es Räuber, die einen harmlosen Wanderer im dunklen Wald überfielen und ihm Geld und Leben rauben wollten, so konnte man manchen Seufzer hören, den die Theilnahme für den hilflosen Unglücklichen aus der Brust des einen oder andern Jünglings hervorgelockt. Schilderte er herrliche Gegenden, lachende Wiesen, blühende Fluren, schattige Wälder, erzählte er von prächtigen Burgen oder von verfallenen Ruinen, die ehedem in Pracht und Herrlichkeit da gestanden und von erhabenen Felsenspitzen in die Thäler niedersahen, so hob sich manchem schönen Kinde der volle Busen unter dem Mieder, und die Phantasie wurde erregt und fähig zum Selbstgestalten und so wurden alle diese Dinge noch tausendmal schöner, als eine menschliche Zunge sie zu sagen und zu singen weiß.

Bei diesen Darstellungen hätte ein aufmerksamer Beobachter einige interessante Bemerkungen machen können. War die Rede von einer Prinzessin, so identificirte fast jedes der anwesenden Mädchen sich selbst mit der unglücklichen Heldin der Geschichte. Als den tapfern Ritter aber dachten die meisten von ihnen sich den Vortragenden selbst. Er war weit in der Welt gewesen, hatte viel gesehen und

erlebt, und sie waren nicht geschickt genug dasjenige, was das Gepräge des Selbsterlebten offenbar an sich trug, von dem, was die Erfindung hinzuthat, auseinander zu halten. Sie trauten es ihm zu, daß er ein muthiger Mann sei, der eine verzauberte Prinzessin gar wohl aus den Händen eines Verfolgers befreien könne; auch zweifelten sie im Geringsten nicht daran, daß er auf seinen vielen Wanderungen durch finstere Wälder gar manchen Strauß mit grausamen Räubern werde bestanden haben. — In keinem Punkte aber herrschte eine solche Einstimmigkeit des Gefühls als darin, wer in der Gesellschaft mit der Rolle des gewaltthätigen Verfolgers der Unschuld zu betrauen sei; sobald von einem solchen die Rede war, blickten sie Alle auf Aron Strunk und auf seine verlängerte Nase. Aber nicht nur seine Stirnfalten, die ihm ein etwas lauerndes und heimtückisches Wesen gaben, waren es, warum er als der gewaltige Riese erschien, sondern der Umstand, daß er in Wahrheit eine Art von Gewalthaber in der Gemeinde war, und daß Alle, Arm und Reich, ohne Ausnahme seinen harten Druck mehr als ihnen lieb war, empfanden. Um dies zu begreifen, darf man keinen Augenblick vergessen, daß Aron, der Sohn des Accise-Pächters, sein Amt mit unnachsichtlicher Strenge ausübte. Worin diese Härte bestand, das wußten diejenigen am besten, die es sich einfallen ließen, Gans, Huhn, Fisch oder etwas dergleichen, worauf für die Juden eine ganz besondere Verzehrungssteuer vorgeschrieben war, zu essen, ohne es früher bei ihm anzumelden und die vorgeschriebenen Verzehrungsbilette einzulösen. Mit was für Zittern und mit welchem Schrecken verzehrte damals ein armer Mann einen Leckerbissen am Freitagabend, auf den er die ganze Woche hindurch gespart, und den er sich nicht hätte vergönnen dürfen, wenn er das Gesetz nicht umgangen haben würde; der arme Jude mußte nicht nur die Speise kaufen, wie jeder andere Mensch, er mußte außerdem noch

die Erlaubniß bezahlen, sie essen zu dürfen, und warum? aus keinem andern Grunde, als just darum, weil er ein Jude war. Nun hielt der Accise-Pächter, so oft es ihm beliebte Visitation in der „Gasse", und um die Leute recht zu quälen, wurde solche Haussuchung nicht selten am Freitag Abend vorgenommen und damit die ganze Lust am Sabbath vergällt. Die Gränzjäger (heutzutage heißen sie Finanzwächter) standen ihm zu immerwährender Verfügung, und „Aron mit der verlängerten Nase" erschien an ihrer Spitze in den niedern Hütten der Armen, wie in den Häusern der Reichen, und wo was Eßbares vorgefunden wurde, von dem er früher keine Kenntniß erhalten hatte, da wurde es weggenommen, überdies der Gesetzübertreter unerbittlich und unbarmherzig der Strafe überwiesen. Man kann sich heute nicht leicht eine genügende Vorstellung von den Scenen machen, die durch die genannte Prozedur hervorgerufen zu werden pflegten, man wird aber das mißtrauische Verhältniß, in welchem die Gemeindeglieder und der Accise-Pächter zu einander standen, vollkommen zu würdigen in der Lage sein. So erschien den jungen Leuten bei diesen Erzählungen des Gesellen denn auch der Sohn des Accise-Pächters gerne in der Gestalt des gewalthabenden boshaften Riesen, und man kann mit Zuversicht sagen, daß er der einzige war, der an diesen anziehenden Geschichten, welche die gesammte Jugend in Entzücken versetzten, keinen Geschmack und keinen Gefallen fand. Und dazu hatte er guten Grund; denn er spielte in der Gasse die erste Rolle, und wäre er nicht vielmehr der Tiger der „Gasse" gewesen, so hätte man ihn den Löwen derselben nennen dürfen. Er gab den Ton an, er brachte in Vorschlag, wo man hingehen, was getanzt und was gesungen werden solle; das Alles that er zwar auch jetzt noch ganz wie früher, aber bei den Erzählungen sank er zu einem bloßen Zuhörer herab; ein anderer und noch dazu ein fremder, hergelaufener

Handwerksbursch machte ihm den Vorrang streitig und dies war ihm unerträglich. Und so wird es bleiben, so lange die Welt steht und bis ans Ende aller Zeiten; die Vorrechte der Geburt und der Stellung werden mit dem Adel des Herzens und des Geistes, mit den Vorzügen der Persönlichkeit stets im Kampfe liegen. Wie solch ein Kampf auch immer ausfallen möge, in dem Urtheil der Nachwelt trägt immer die Kraft des Geistes den Sieg davon über gespreizte Vorurtheile. Ja, die Nachwelt geht hierin noch weiter, sie errichtet der Größe des Geistes und des Herzens prachtvolle Ruhmestempel und Ehrenmale und geht an allem Andern gleichgiltig vorüber, verdienter Vergessenheit es überlassend. Doch — wie viele Märtyrer ihrer edlen Gesinnung, ihres starken unbeugsamen Charakters, ihrer unverfälschten Ueberzeugungstreue gehen dahin, nachdem sie hier bitter gerungen und gekämpft, ohne daß die Nachwelt etwas von ihnen erfährt, ohne daß eine spätere Zeit auch nur ihre Namen kennt! Es wäre dies ein trauriger, niederschlagender Gedanke, wenn man die Meinung hegen müßte, daß die muthigen Thaten geisteskühner und herzensstarker Männer mit der Aussicht oder gar in der Absicht auf Nachruhm vollbracht worden seien. Nein! so klein sind große Menschen nicht, und nur niedrige, im Staube kriechende Geister vermögen es nicht sich zu einer höhern Gesinnung emporzuschwingen. Denn in seiner eigenen Brust trägt der große Mensch das erhebende Bewußtsein seines Thuns, das Zeugniß seines Herzens ist es, das ihn hinaushebt über die Anschauung der Gemeinheit und das Urtheil der Alltäglichkeit. Und in diesem Punkte hat der berühmte Mann, dessen Name mit goldnen Lettern ins Buch der Geschichte geschrieben auf die Nachwelt kommt, nichts voraus vor dem unbekannten Manne, dessen Erdenleben mühselig und dunkel dahinfloß, und an den der Nachwelt keine Erinnerung geblieben ist.

Es ist eine ausgemachte Sach! Schad für jeden Schritt! Ich weiß es bestimmt! Was wollen Sie haben? Wenn ich Ihnen sag' ich weiß es, so weiß ich's. Ich red' aus kein' hohl Faß heraus.

Und ich sag' Euch, eher kann da die Sonn' vom Himmel auf die Erd' herunter fallen, bevor das gescheh'n darf. Nein, und noch einmal nein! Der hergelaufene Schnorrer einer!

Warum sind Sie aber um Gotteswillen nicht früher gekommen, als es noch Zeit war?

Laßt mich gehn mit Eure' Red'! Hab ich denn wissen können, daß mein Vater nichts dagegen einwenden wird?

Und wie haben Sie das Kunststück zu Stand gebracht, daß er einwilligt?

Es war kein Kunststück nothwendig; ich hab nur früher nicht gewußt, daß mein Vater in dem Punkt ganz so denkt, wie ich. Ich hab gemeint, sein Stolz wird es nicht zulassen, daß ich mich mit Jakob Glaser soll verschwägern, dieweil aber ist er ebenso gut wie ich der Meinung, daß in einem schlechten Stall eine gute Kuh stehn kann, und daß man sich um den Stall weiter nicht zu kümmern braucht, wenn man die Kuh einmal herausgeführt hat. Unterdeß, was hab' ich von diese Red'; jetzt heißt es etwas thun!

Was ist da zu thun? kenn' ich denn Jakob Glaser nicht?

Nun wenn Ihr ihn so gut kennt, ist mir auch Recht. Ich werd' Euch zeigen, daß ich ihn doch noch besser kenn'.

Darauf bin ich sehr begierig.

Nu, wir werden sehen. Bis dato ist noch kein „Tnomschreiben" (Verlobung) gewesen.

Mit diesen Worten entfernte sich Aron Strunk in höchster Aufregung aus der Wohnung des Ehevermittlers, mit dem er die vorgehende Unterhaltung gepflogen hatte. Sein Weg war direkt zu Jakob Glaser. Mit zornflammendem Gesichte trat er ein, schlug die Thüre mit Heftig-

keit zu und warf sich in einen Stuhl nieder ohne ein Wort zu sprechen. Derart hatte die Leidenschaft seine Natur herumgerissen, daß er, trotz dem lauernden und heimtückischen Wesen, das er sich angeeignet hatte, diesmal ganz unfähig war, sich zu beherrschen.

Gut, daß außer Jakob Glaser sonst Niemand im Zimmer anwesend war; die Weiber hätten sich vor ihm gefürchtet, wie er aussah. Mit Jakob Glaser war dies etwas anderes, der war ein kouragirter Mann und kannte keine Furcht.

Was ist das heut' mit Dir, — fragte Jakob, — Du siehst ja aus, wie ein Mordbrenner!

Wo ist der Schnorrer? — schrie Aron.

Was für ein Schnorrer?

Der hergelaufene Lump! Der Vagabund!

In mein' Haus findt man, Dank sei Gott, kein' Lump und kein' Vagabund.

He! Ists wahr, Ihr wollt ihn Euch einsetzen? in der „Gass“ lacht man schon darüber.

Mein' Gesell' meinst Du? den hast Du Lump geheißen? Mein lieber Aron! wollte Gott es gäb' lauter solche Lumpen wie er ist. Der Jung ist jetzt über zwei Jahr bei mir und ich kann Dir sagen ich hab ihn kennen gelernt. Laß sie lachen in der „Gass“; wer fragt nach dem Gelächter?

Also Ihr wollt ihm im Ernst Mirln geben?

Nu! was denn, im Spaß?

Gesetzt aber den Fall, daß sich für Mirl eine bessere Parthie treffen möcht?

Die beste Parthie ist diese, welche am besten passen thut.

Vielleicht möcht eine andere noch besser passen!

Ich bin zufrieden mit dieser!

Und Mirl?

Ist es auch.

Mirl ist es auch? wo ist sie? ruft sie mir herein, ich will das von ihr selber hören!

Was brauchst Du's von ihr zu hören? Du kannst es mir auf mein Gewissen glauben. Meinst Du vielleicht sie wird sich schämen sein' Braut zu sein?

Kurz, was soll ich Euch da lang herumrathen lassen, wie wenn ich selber von Euch Mirl verlangen thät?

Dann müßt ich Dir sagen: mein lieber Aron! zu spät! da hätt'st Du früher kommen müssen. Aender als sich der Kluge besinnt, besinnt sich der Narr. Hab ich mir denn einbilden gekonnt, daß sich Ephraim Strunk mit Jakob Glaser verschwägern möcht'? Ich bleib gern „stat in der Nieder"; steig nicht hinauf, ersparst du herunterzufallen!

Mein Vater möcht sein' Tochter nicht Jakob Glasers Sohn geben, versteht Ihr; aber daß sein Sohn Jakob Glasers Tochter nimmt, dagegen hat er nichts einzuwenden.

Ich bedank' mich für die Ehre. Jetzt hab ich mein Wort einmal gegeben, und mein Wort nehm ich nicht zurück. Das gesprochene Wort sollst du bewahren. —

Und Ihr werdet einen Hergelaufenen mir vorziehen?

Einen Hergelaufenen? ich möcht mein Eigenes haben was er mir lieber ist wie Du. Warum? was meinst Du denn, weil Du reich bist und er nicht. Er ist ein ehrlicher Jung und versteht es, sich seine Paar Groschen zu verdienen und ich muß Dir sagen, jetzt da es einmal bestimmt ist freu ich mich darüber, daß Du nicht früher gekommen bist

Und ich sag Euch doch, daß aus der Hochzeit nichts werden darf.

Oha! jetzt Aron sei stat; jetzt fangst Du an den „Wenteris" (Mucken) zu kriegen. Vorschreiben laß ich mir von keinem Menschen etwas und am allerwenigsten von Dir, so weit steht es Gottlob noch nicht.

Und ich sag' Euch doch noch einmal, änder laß ich den hergelaufenen Lumpen auf den Schub wegschicken, als daß ich das zulass'.

Was? Du willst lassen auf den Schub wegschicken?

Warum? Wer bist Du denn mit Deinen paar Gulden? Sehts mir da mein großen Jung' an! ich mein Du weißt doch, was er nicht alles im Stand ist. Paketel! Schifre spann das Thor auf, laß die Gäns' heraus. Du meinst weil Du in alle Fässer und Hühnersteigen dein lange Nas' hineinstecken kannst, ob keiner Gott soll hüten ein Gläsel Wein trinkt oder ein Stückel Henn ißt, von dem Dein Vater nichts weiß, bist Du da etwas der Oberherr in der Gemeinde? Verkränken sollst Du mit sammt Dein' Vater das blutige Geld, was Ihr der Gass' abzapfen thut! Heimgezahlt soll es Euch werden, was Ihr gegen arme Leut', gegen Waisen und Wittwen für ein Gewissen habt!

Aha! — schrie Aron und schlug auf den Tisch, — das sind die Red' von dem Hergelaufenen, von dem fremden Schnorrer; der will die ganze Gass' rebellisch machen, ich werd' ihm den Herrn weisen. Du meinst ich weiß nicht, daß er die Leut' aufhetzt, der Duckmäuser, und sagt, draußen im Ausland kann jeder essen und trinken, was er will. Schon gut, Du mit sammt ihm, Ihr werdet daran denken! —

Mit diesen Worten verließ er die Stube, knirschend vor Wuth und Scham.

In zwei Personen hatte er sich verrechnet und zwar in seinem eigenen und in Mirls Vater. Da wo er ernstlichen Widerstand fürchtete, war keiner zu überwinden, und gerade da, wo er an alles andere eher, als auch nur an den leisesten Widerstand dachte, wurde er so rundweg abgewiesen, als ob es sich von selbst verstände, ja als ob er und nicht der fremde Gesell, eigentlich der Hergelaufene wäre.

So ist es oft im Leben und daher so viele, nur selten süße oft aber bittere Täuschungen, denen der Mensch ausgesetzt ist. Nie hätte er gemeint, daß Jakob Glaser es wagen würde, ihm gegenüber eine solch kühne Sprache zu führen, ebenso wenig als er gehofft hatte, ohne großen Kampf seinen Vater für seine Absicht zu gewinnen. Die beiden Menschen

haben sich ganz verändert, meinte er; der kurzsichtige, der sie zu kennen glaubte. Hätte der Sohn des gewaltigen Accise-Pächters seinen Blick weniger im Spioniren geschärft und dafür mehr auf die Zeichen geachtet, worin sich die Gesinnungen der Menschen spiegeln, so würde es ihm nicht entgangen sein, daß er bei der ganzen Angelegenheit die Hauptsache gänzlich übersehen, denn an der Liebe des Mädchens, nach dem sein Wunsch ging, zweifelte er keinen Augenblick, und jetzt noch, nachdem was zwischen ihm und Jakob Glaser vorgefallen, war er eingebildet genug, anzunehmen, daß das Mädchen zu der seiner Meinung nach schimpflichen Verbindung mit dem Gesell gezwungen und einer Laune ihres Vaters geopfert werden solle. Von dem stillen Glück der beiden Liebenden, deren Herzen einander vom Momente der ersten Begegnung an zugeflogen, und gegenseitig in Demuth verehrten, ohne ihr Gefühl je durch ein Wort laut werden zu lassen, — von diesem stillen Glück hatte der hochmüthige Mensch freilich keine Ahnung.

Aber wie hat sich denn diese wunderbare Blume, die so still und bescheiden ihren Duft versendete, erschlossen?

Zwei Jahre sind eine lange Frist, für zwei Wesen, die in Liebe für einander glühen und nicht wagen ihre Gefühle einander zu gestehen. Samuel und Mirl gingen still und ruhig neben einander her, jedes mit einem Leben voll Thätigkeit und einem Herzen voll Liebe. Den Blick zu der Tochter seines Meisters zu erheben, wagte der bescheidene Handwerksbursche nicht, in seinem Innern trug er das heilige Geheimniß verschlossen, das ihm unaussprechliches Entzücken und unsägliche Pein bereitete.

Seine Welterfahrenheit hatte ihn bald darüber belehrt, daß die Absichten des Accise-Pächter-Sohnes auf die Tochter seines Meisters gerichtet waren; um so mehr Grund von seinem Gefühle für dieses herrliche Mädchen nichts laut werden zu lassen; denn da auch er nicht zweifelte, daß der Meister

seine Tochter dem jungen Manne mit Freuden geben würde, sobald dieser sie nur haben wolle, so hütete er sich auch nur durch das leiseste Zeichen merken zu lassen, daß er der Nebenbuhler eines so gewaltigen und einflußreichen Mannes sei; ja er ging hierin sogar noch weiter, er hütete sich auch sorgfältig über Aron mit der Nas' auf der Stirn irgend welch mißgünstiges Urtheil auszusprechen, sondern ging ruhig seiner Wege. Innerlich aber that es ihm wehe, sehr wehe, daß dieses holde Geschöpf, das er anbetete, in die Hände eines Menschen fallen solle, der seiner tiefsten Ueberzeugung nach eines so herrlichen Mädchens in keiner Weise würdig war.

Das Mädchen trug ihr Glück und ihren Schmerz ebenfalls in dem keuschen Busen verschlossen. Seit dem Abende da der fremde Mann in das Haus ihres Vaters eingetreten war, fühlte sie selbst ihr ganzes Wesen verändert; ja noch mehr, sie fühlte von diesem Momente an erst eigentlich den vollen Werth ihres Daseins. Man kann sagen, sie fing von diesem Augenblicke an mit Bewußtsein zu leben, denn sie lebte nun für einen andern, für ihn, der ihr gleich anfangs ein so großes Vertrauen eingeflößt, daß sie ihm hätte um den Hals fallen mögen, und zu welchem die Neigung mit jedem neuen Tage nur immer stärker wurde. Aber was hätte sie machen sollen? durfte sie diese Neigung offen kund geben? mußte sie nicht vielmehr mit der größten Sorgfalt Acht haben, daß ihr ein plötzlich hervorbrechendes Gefühl in einem unbewachten Augenblicke nicht einen schlimmen, verrätherischen Streich spiele? Wußte sie denn nicht, daß der vom Glück begünstigte Accise-Pächter-Sohn, wenn er auch noch keinen förmlichen Antrag gestellt, doch deutlich genug um sie werbe? und konnte sie daran zweifeln, ob der Vater sich bereitwillig werde finden lassen, sie ihm zu geben? Schweigen und Harren war das Einzige was sie thun konnte, und dieses that sie auch.

Aber weder Schweigen noch Reden hat der Mensch ganz in seiner Gewalt. Der rechte Augenblick erscheint und der lang verhaltene Strom der Rede bricht hervor aus überquellendem Herzen und er will, weil er muß.

Es war eines Samstag Abends. Die Sonne war längst niedergegangen und die freundlichen Sterne standen am Himmel. Jakob Glaser hatte eben „Hawdalah" gemacht und dem scheidenden Sabbathe den vorgeschriebenen Segen, der ihn in seiner Heiligkeit von den andern Tagen der Woche absondert, nachgesendet, er tauchte die buntfarbig geflochtene Wachskerze, die eben erst angezündet gewesen war, in die Fluth des auf den Tisch gegossenen Weines, und von allen Lippen tönte es freundlich: Gut Woch, gut Woch!

Der Hausvater ging in der Stube singend auf und ab, er sang das Lied vom Propheten Eliah und die anderen Gesänge, welche beim Ausgange des Sabbath vorgeschrieben sind, während die Tochter in die Küche gegangen war und daselbst ein Feuer angezündet hatte, um den Kaffee für den Abend zu bereiten. Der Geselle aber, der wie jeder andere Israelit auf gute vierundzwanzig Stunden, vom Freitag Abend nämlich angefangen, seinem Tabakpfeifchen hatte entsagen müssen, und der — sollen wir ihm daraus einen Vorwurf machen? — ein ziemlich leidenschaftlicher Raucher war, ging, so wie die „Hawdalah" vorüber war, jedesmal vor Allem daran sein Pfeifchen zu stopfen und genoß schon bei dieser Beschäftigung den Vorgeschmack des ihn erwartenden Vergnügens.

Als der Gesell sein Pfeifchen eben stopfte, kam ihm in der Nase jener Nervenreiz, dem unmittelbar das Niesen folgt und Samuel Frei nieste mit starkem Geräusch; man konnte es bis in die Küche hinaus hören, wenn man draußen auf das, was im Zimmer vorging eben aufmerksam gewesen wäre. Nachdem Samuel frei geniest hatte, sagte die Hausfrau: Helf Dir Gott! fromm und alt sollst Du werden!

Der Meister aber, der dasselbe sagte, fügte noch hinzu: Du thust schon zu der Vollewoch' nießen, eine gute Woch' wirst Du haben, Samuel!

Der Gesell nahm die Wünsche und sein gestopftes Pfeifchen und ging mit beiden hinaus in die Küche, um sich daselbst mit einem brennenden Spahn oder mit einer glühenden Kohle, wenn eine solche bereits vorhanden wäre, seine Pfeife anzuzünden; denn obwohl auch in der Stube ein Licht brannte, so zündete er doch niemals seine Pfeife an der brennenden Kerze in der Stube an; dazu hatte er eine zu feine Lebensart, und die bequemen Zündhölzchen, die heutzutage dem Tabakraucher allerorten zu Gebote stehen, gab es damals noch nicht.

Er ging also in die Küche. Wie erstaunte er aber, als er hinauskam! Mirl stand da und während sie den Kaffee kochte rannen ihr die hellen Tropfen über die schönen Wangen, die von dem Wiederscheine des Feuers nur noch glühender aussahen, herunter. Im ersten Augenblick hielt er es für Schweißtropfen, aber sein rascher Blick überzeugte ihn sogleich, daß es keine Schweißtropfen, sondern Thränen, wirkliche Thränen seien.

Das thut mir sehr weh! — sagte Samuel, — wenn ich das gewußt hätt', wär ich nicht herausgekommen die Pfeife anzünden!

Was denn? — fragte Mirl scheinbar heiter, und der Strahl des Auges schimmerte durch das Thränen-Naß, wie die Sonne erglänzt in den Thautropfen auf den Gräsern.

Daß ich Sie werde weinen sehn! — sagte er, und mit großer Innigkeit fügte er hinzu: Was fehlt Ihnen? Warum weinen Sie?

Samuel! — sagte sie und blickte ihn wehmüthig an, — wollen Sie mir einen Gefallen thun?

Ob ich Ihnen einen Gefallen thun will? Ins Feuer geh' ich für Sie hinein!

Erzählen Sie keine Geschichten mehr am Sabbath-Nachmittag.

Großer Gott! hab' ich wissen können, daß Ihnen das unangenehm ist? und deshalb weinen Sie? Sie hätten mirs ja nur zu sagen gebraucht.

Mir sind Ihre Geschichten nicht unangenehm, im Gegentheil ich hör' sie für mein Leben gern, ich könnt' Ihnen zuhören den ganzen Tag und möcht' an kein Essen denken, und die ganze Nacht und es möcht mir kein Schlaf kommen; aber einem Andern sind sie unangenehm.

Einem Andern?

Ja! bemerken Sie es denn nicht, was er dabei für Gesichter schneidet?

Meinen Sie Aron?

Wen denn? und ich möcht' das um mein Leben nicht noch einmal von ihm hören, was ich heut' von ihm hab' anhören müssen. Weichen Sie ihm aus!

Steh' ich ihm denn irgendwo im Wege?

Samuel! schonen Sie mich!

Sie erschrecken mich, bei Gott, ich weiß nicht, was ich thun, noch was ich reden soll!

Thun Sie, was ich Ihnen sage, weichen Sie ihm aus.

Was Sie wollen, thu ich. Und damit Sie sehen sollen, daß es mein Ernst ist, werd ich jetzt gleich, den Augenblick von Ihrem Vater meinen Abschied verlangen.

Was, Sie wollen fort von uns?

Sie heißen mich es ja!

Samuel! wissen Sie denn nicht, was Sie mir sind? weißt Du denn nicht, wie gern ich Dich hab? —

Bei diesen Worten fiel sie ihm um den Hals; der selige Mann umfaßte das holde Weib mit starken Armen und so standen sie da, mit gewaltig aneinander pochenden Herzen, im Liebesgeständniß, daß sich auf gewaltsamem Wege von schweigenden Lippen los gerungen, und nun in einer

festen und glühenden Umarmung den entzückenden Ausdruck fand. So standen sie, als Jakob Glaser plötzlich in die Küche trat und auf der Schwelle stehen blieb ohne ein Wort zu reden.

Die beiden Leutchen fuhren bei dem überraschenden Anblick des Vaters auseinander und senkten verschämt die Augen nieder. Das Mädchen wagte kein Wort hervorzubringen. Der Gesell aber faßte sich rasch und sagte: Meister! ich kann nicht leugnen, was Sie mit eigenen Augen gesehen haben. Jetzt ist das Geheimniß, das ich mehr als zwei Jahre lang mit mir ganz allein herumgetragen hab', heraus. Ich hab' es nicht gewagt, ein Wort davon zu erwähnen, und hab' das Glück nicht geahnt, welches ich jetzt den Augenblick erfahren habe. Indessen aber, ich sehe meinen Fehler ein, ich will ihn, so viel ich kann, wieder gut machen. Ich will mich nicht eindrängen, wo ich nicht hingehöre, geben Sie mir meinen Abschied. Ich dank' Ihnen für Ihre gute Aufnahme und für alles Gute, das ich in Ihrem Hause genossen hab', ich werd' Sie und ihr Weib, hundert Jahr soll sie leben, und sie da, die ich lieber hab als alle Menschen auf der Welt, in meinem Leben nicht vergessen, aber morgen früh, will ich gehn. Ich werd' ihm ausweichen, der ältere Rechte auf sie hat, als ich, und der ihr auch ein anderes Leben bereiten kann als ich. Jetzt aber verzeihen Sie mir!

Nun und hast Du jetzt ausgeredt? — sagte Jakob Glaser, — jetzt hat wieder ein Mensch geredt! und wie spät morgen früh willst Du weg gehn? soll ich Dir nicht gar heut Nacht noch das Zeugniß schreiben? Du weißt, daß ichbei Tag nicht viel schreiben kann, und viel weniger bei Nacht. Und wo willst Du von hier aus hingehn?

Wohin? weiß ich selbst nicht! fort, nur fort, wohin mich die Füß' tragen.

Pst! „Präkelemorem“ (periculum in mora)! fort! nur fort! das heißt ein ‚Geeil“ gemacht, als wie wenn er da

auf lauter Spennadeln sitzen und auf Kohlen stehen möcht'. Wenn mir ein Madel hat ein Kuß gegeben, wie ich noch Gesell gewesen bin, hab' ich nicht so weggeeilt.

Wie? — sagte der Gesell überrascht, — Sie nehmen meine Frechheit nicht übel? Sie weisen mir nicht gleich die Thür?

Was bist Du für ein abgerissener Narr! Warum, weil sie Dir gefallt und Du ihr auch? Ist das etwa so eine große Seltenheit? Ueber Euern Gusto braucht Ihr Euch alle Beide nicht zu schämen.

Mirl stand noch immer mit zur Erde gesenktem Blicke da, der Gesell aber sagte: Meister! seien Sie unbesorgt, es wird nie wieder geschehen.

Das heißt bis zum nächsten mal! — entgegnete Jakob Glaser.

Nein! Meister! ich bin nicht ohne Ehrgefühl, und weiß was ich der Ehre Ihres Hauses schuldig bin. Ich hab' keinen Anspruch auf eine Gunst, die einem Andern gebührt.

Wie aber, wenn ich es haben will, und jetzt gleich?

Der Gesell schaute den Meister betroffen an.

Wart' nur ein' Augenblick, — sagte der Meister, — ich will nur mein Weib herausrufen, damit sie sich's auch ansehen kann.

Der Gesell wußte nicht, in welcher Welt er sei, er begriff noch immer nicht, was der Meister eigentlich vor habe; eben so wenig wußte sich das Mädchen in das sonderbare und unvermuthete Benehmen des Vaters hineinzufinden. Mittlerweile kamen beide Aeltern aus der Stube in die Küche heraus und Jakob Glaser sagte zu seinem Weibe: Hollah, jetzt Chaje-Soreh probirs, ob Du's auch noch so gut kannst, wie unser Mirl, ich geb' meinem Gesellen nichts nach, dafür bin ich noch immer der Meister — und zwei Paare hielten sich einige Minuten in entzückender Umarmung selig umschlungen.

Als der Meister sein Weib wieder los gelassen und hiermit für das jugendliche Paar das Zeichen gegeben hatte, ließen auch sie sanft von einander und der Meister sagte zu dem Gesellen: Jetzt Samuel, komm in die Stub' herein, und laß Mirl allein in der Küch', denn sonst kriegen wir heut vor zwölf Uhr Nacht kein' Kaffee zu trinken; Du aber Chaije-Soreh wirst dem Jungen da ein bissel die „Sedreh vorleinen" (den Text lesen). Weißt Du, was er hat thun gewollt? auf und davon hat er gewollt, und das Alles, weil Mirl ihn gern hat. Da kommt ja heraus: Thuts dem Hund Ehre an, bellt er noch. Hast Du schon das in Dein' Leben gesehen? Hierauf ging der Gesell mit den beiden Aeltern in die Stube und Mirl blieb in der Küche, den Kaffee fertig zu machen. Ehe dieser fertig wurde, hatte die Meisterin Zeit genug dem Gesellen zu sagen, daß ihr Mann schon seit langer Zeit keine andere Absicht habe, als ihn zum Schwiegersohn zu machen, daß er seine guten Eigenschaften, seine Ehrlichkeit, seine Treue, seine Arbeitsamkeit, seinen Fleiß, seine Gefälligkeit und seine Art mit den Leuten umzugehen, vor allem aber sein gutes Herz gleich anfangs erkannt und daß er ihr schon hundertmal gedankt habe, weil sie davon die Ursache war, daß er ihn ins Haus genommen; daß er seinen Plan, ihm die Tochter zu geben still für sich gehalten, weil er noch sehen wollte, wie er sich in dem Hauptpunkt halten wird, denn uns — sagte sie — ist es seit langer Zeit klar gewesen, daß Du Mirl gern hast, wir haben aber sehen wollen, wie Du Dich gegen sie halten wirst; nu Du hast Deine Probezeit nicht schlecht bestanden.

Mirl brachte den Kaffee in die Stube, als der Vater zu dem, was die Mutter so eben gesprochen noch Folgendes hinzufügte: Jetzt Kinder hört mich an, was ich Euch sagen werd'. Unter uns und unter Euch gehört Ihr alle zwei Beide schon einander an wie, Braut und Bräutigam. Vor

der Welt aber wollen wir die Sach vor der Hand noch geheim halten, bis auf die Halbfeiertage des Laubhüttenfestes zu Gesund, dann werden wir das „Tnomschreiben" (die Verlobung) machen und die schönste Schal', die wir im Schrank stehn haben, zu Braut-Scherben zerbrechen. Und alsdenn jetzt wenn Du willst, Samuel, will ich Dir Deinen Abschied geben. Du kannst gehn, wenn Du willst; wer brauch' Dich da! Er meint da etwas, es fragt Einer viel nach ihm. Daß er es nur nicht versäumt. Eine Vermessenheit von einem Menschen, will sich davon laufen!

Der Gesell lächelte still vergnügt über diese vorwurfsvolle Ironie des Meisters und da er sagte: Hab ich denn gewußt, daß Sie gegen mich gar so gut sein werden? — erwiderte der Meister: Wenn einer zu der Volle Woch' nießen thut, und der Meister sagt einem, daßman eine gute Woch' haben wird, so muß man wissen, daß man eine gute Woch' haben wird, und darf nicht gleich so hinausfahren, daß man seinen Abschied verlangt. Das ist kein Schnitt von einem ordentlichen Gesell.

So wurde noch lange hin und her geredet und gescherzt, die Verlobung auf den genannten Termin festgesetzt und bestimmt, vorläufig die Sache als Familien-Geheimniß zu behandeln.

Auf welche Weise es dem Ehevermittler gelungen sei, hinter dieses Geheimniß zu kommen, daß er mit Aron in solcher Bestimmtheit von der Sache reden konnte? Was bleibt einem solchen verborgen? genug er wußte genau Bescheid, und als „Aron mit der verlängerten Nase", nachdem er mit Jakob Glaser den oben erzählten Wortwechsel gehabt, nach Hause ging, rieb sich der Ehevermittler, der ihn von seinem Fenster aus sah, die Hände. Dazu hatte er zwei Gründe; einmal hatte er für Aron eine andere Parthie in Bereitschaft und zweitens gönnte er ihm die Beschämung. — Der geht „betroppezt" (betroffen) heim, — sagte er sich

still, — wie ein begossener Hund. Hätt' er mir gefolgt, hätt' er sich das erspart. Jakob Glaser muß man kennen!

Kurz nachdem der Gesell und des Glasermeisters Tochter ein Paar geworden waren, verheirathete sich auch Aron Strunk.

Bei dem Gesellen kam Alles so, wie man es vorher bestimmt hatte. Obwohl das Versprechen früher, als es in der Absicht des Glasermeisters lag, bekannt wurde, verschob man dennoch die eigentliche Verlobungsfeier bis auf die Halbfeiertage des Laubhüttenfestes. Zu dieser Zeit aber wurden die Verwandten und Bekannten zusammengerufen und die jungen Leute öffentlich als Braut und Bräutigam erklärt. Verlobungsanzeigen mit Goldlettern auf feinem Velinpapier, oder mit rothseidenen Bändchen aneinander gebundene Visitkarten der Braut und des Bräutigams gab es damals in der „Gasse" noch nicht; das war aber auch gar nicht nöthig; denn Jakob Glaser hatte wirklich wie er es versprochen die allerschönste Porzellan-Schale, auf welcher eine kleine Kuhheerde mit ihrer Hirtin abgebildet war, aus dem feinen Geschirr-Schrank herausgeholt und sie unter dem jubelnden Rufe „gutes Glück!" zu Boden geworfen, daß sie in viele, viele Scherben auseinanderging. Diese Scherben — „Brautscherben" genannt — wurden nun zum Theil unter die Anwesenden vertheilt, zum Theil an andere Bekannte, die der Verlobungsfeier nicht beiwohnen konnten, mit dem üblichen „Gut Glück!" abgesendet und dies war eine deutlich genug sprechende Verlobungsanzeige. Da hatte denn der eine den Kopf einer Kuh und die Hinterfüße einer andern, was aber kein Ganzes gab; ein zweiter hatte die Hand der Hirtin mit dem Stecken, ein dritter einen halben Hund, ein vierter den größten Theil

eines Kalbes, und so fort der Eine dies, der Andere jenes, wie es der Bruch, unter dem die Schale auseinander gegangen war, eben gefügt hatte. Man war lustig und guter Dinge bei der Verlobungsfeier. Die Anwesenden rühmten das Wasser des Ortes, dem sie die wunderbare Kraft zuschrieben, daß wer einmal davon getrunken, den Ort auch nicht mehr verlassen möge, mit Anspielung auf den Gesellen, der als Fremder hieher gekommen war und sich hier ansässig machte; sprachen aber bei dieser Lobpreisung der nüchternen Flüssigkeit recht wacker dem Weine zu, der aus vollen Flaschen und Gläsern ihren funkelnden Augen entgegenglänzte.

Eine große Mitgift geb' ich mein' Mirl nicht nach, — sagte Jakob Glaser, — aber ganz leer schick' ich sie auch nicht aus dem Haus; denn was Recht ist, ist Recht und was sich gebührt, gebührt sich.

Thu Dich nur nicht kleiner machen, als Du bist, Jakob! — sagte die Mutter, — wenn Dir Einer zuhört, möcht man meinen, Mirl wird sich ein Jahr nach der Hochzeit schon neue Hemden machen müssen! — Hierbei ging die Mutter zu dem Wäschkasten, öffnete denselben und forderte mehrere der anwesenden Frauen auf, sich Mirls Ausstaffirung nur ein bischen anzusehen; eine Prüfung, die denn auch mit großer Sachkenntniß vorgenommen wurde und nicht zum Tadel der sorglichen Hausfrau ausfiel. Jakob Glaser aber sagte: Ich bitt Dich, sperr' schon einmal den Kasten zu und hör mir auf mit der „Prademacherei". Warum — wenn Du ihr hunderttausend Gulden Silber mitgeben könntest, wär sie um kein Haar mehr werth, als wie sie ist; und wenn ich müßt meinen, daß Samuel sie darum nimmt, weil sie mehr hat, als er, kannst Du Dich verlassen darauf, daß er sie nicht gekriegt hätt'; aber wie ich ihn kenn', weiß ich, daß er sie nimmt, weil er sie gern hat und sie ihn, und weiter „potor" aus (Punktum); im

Uebrigen muß Gott Glück und Segen geben und die Hauptsach ist, daß man zu einander passen thut. Ob sie ein halb Dutzend Hemden mehr hat, oder nicht, da darauf kommt es, soll ich leben, nicht an; ein ehrlicher Jung, der gute Gedanken im Kopf hat, muß ein Madel nehmen, wenn sie auch gar kein Hemd hat. Nicht wahr, Samuel?

Samuel bejahte schlicht und ehrlich, Mirl erröthete und die übrigen Anwesenden griffen den Scherz auf und lachten, und so weiter fort: gescherzt und gelacht, geneckt und prophezeit, dabei aber auch fest gegessen und getrunken bis in die tiefe Nacht hinein; es war ein recht fröhliches „Tnomschreiben“.

Die Hochzeit wurde auf ein ganzes Jahr hinaus verlegt. Nach dem Wunsche Jakob Glasers sollten die jungen Leute ein Jahr lang Brautleute sein, und diese, ob sie mit der väterlichen Verfügung einverstanden waren, oder nicht, sie wagten es keinesfalls gegen dieselbe etwas einzuwenden; dies ließ bei Beiden das Schamgefühl nicht zu. Und der Vater hatte Recht. Nicht etwa, daß er die jungen Leute noch ein Jahr lang auf die Probe zu stellen beabsichtigt hätte; wäre eine solche Prüfungszeit jetzt erst nöthig gewesen, so wäre es zu derselben sicherlich gar nicht gekommen. Jakob Glaser war nicht der Mann, sich in solche Dinge einzulassen; er war beschränkt in Gegenständen, soweit dazu irgend eine erworbene Kenntniß oder weit hergeholte Erfahrung gehört, aber in den Angelegenheiten, die ihm nahe lagen, bewährte er jedesmal einen vortrefflichen Verstand und einen praktischen Blick. Er wußte nicht, wo Deutschland liegt und ob es daselbst auch Juden gebe, bevor er es von seinem Gesellen erfahren hatte, und wunderte sich darüber, wie es den Deutschen möglich sei mit den Bauern zu verkehren, da sie nicht böhmisch sprechen; aber er wußte nichts desto weniger genau, was er in seinem kleinen Kreise zu thun und zu lassen, was er anzuordnen, was er zu ge-

statten und was er zu verbieten habe, er hatte Kopf und Herz auf der rechten Stelle. Er wäre sonst auch nicht fähig gewesen, das schlichte ehrliche Gemüth und den herrlich-männlichen Muth seines Gesellen, sowie die aufkeimende Liebe in dessen Herzen und in der Brust seiner Tochter aus scheinbar geringfügigen leicht zu übersehenden Anzeichen zu erkennen und als Gewißheit anzunehmen. Er verzögerte aber die Hochzeit aus dem Grunde, weil er seinem künftigen Schwiegersohn die Stellung, die derselbe dann einnehmen sollte, früher in Ordnung zu bringen vorhatte. Er wollte ihm nämlich das Meisterrecht verschaffen und dazu brauchte man damals, wo das Zunftwesen in höchster Blüthe stand drei Dinge: Geld, Geduld und Zeit.

Damit Samuel Frei in dem Orte Meister werde, mußte er vorher daselbst das Heimathsrecht erwerben. Diese Dinge wurden nun geräuschlos betrieben und der in der Geographie und Völkerkunde so wenig bewanderte Glasermeister zeigte in der Betreibung dieser Angelegenheiten ein so gutes Geschick, so viel Ernst und Festigkeit, daß er wirklich noch bevor ein Jahr zu Ende ging der Drohung des Accise-Pächter-Sohnes, er werde den hergelaufenen Schnorrer auf den Schub wegschicken lassen, mit Recht spotten konnte. Samuel Frei ward als heimathberechtigt in dem Orte anerkannt und erhielt daselbst das Meisterrecht. Nun gab es im Orte zwei jüdische Glasermeister und man nannte Samuel nicht mehr den Gesellen, aber auch nicht Samuel Frei, wie sein wirklicher Name war, sondern Samuel Glaser, wie man seinen Schwiegervater Jakob Glaser nannte, oder man sagte zur Unterscheidung der beiden auch: der junge Glaser und der alte Glaser, wenn man von dem einen oder dem andern sprach, und man hatte noch oft Gelegenheit von ihnen zu sprechen.

Nachdem alle äußeren Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, konnte die Hochzeit gefeiert werden, und

sie ward gefeiert mit all' dem Pomp und all' dem Aufwand, wie er in der „Gasse" üblich war und selbst mit jenen Uebertreibungen, die sonst nur bei den reichsten Hochzeiten vorzukommen pflegten. Denn, — meinte Jakob Glaser, und hierin hatte er offenbar Recht, — man soll in der „Gasse" nicht sagen, daß Samuel leider ein Fremder ist, der hier keine Annehmer hat, und daß er daheim bei sich eine schönere Hochzeit gehabt hätt', wenn er daheim in Teutschland geblieben wär'. Ich freue mich mit ihm so sehr, daß ich ihm die Händ' unterlegen möcht' auf dem Weg, wo er geht, so ein feiner Mensch ist er; so ein' Menschen find't man nicht, wenn man ganz „Marreland" und gar über Prag herüber bis nach Teutschland aus reisen thut; ich will ihm eine Hochzeit herstellen, wie es sich gebührt. Drei Tage dürfen mir die Musikanten nicht fort und daß die Jungen und Mädchen nicht fort gehen und die Hochzeitsstube leer stehn lassen, so lang die Musikanten drinnen sind, das weiß ich; ich bin auch einmal ein lediger Jung gewesen! Und der Narr soll sich mit dem Reimen zusammen nehmen; denn auf mein' Samuel will ich gute Reime haben, wie er sie verdient. Er ist selber ein feiner Kopf und kennt sich aus, deswegen darf er ihm keine schlechten Sachen vorreimen, die nichts werth sind. Und vom Essen und Trinken will ich gar nichts reden. Mein Chaije-Soreh soll mir leben! hat schon gesagt, sie wird sich produciren, und wenn sie sich produciren will, brauch ich nichts mehr zu reden, ich weiß schon was das heißt. Ein klein Bissele hat sie schon bei der Verlobung bewiesen, wie sie das versteht; kurz, ich sag' Euch, Kinder, Ihr werdet auf Mirls Hochzeitstag zu Gesund und zu Leben ein Seelenvergnügen haben. Mehr sag' ich Euch nicht.

Man darf ihm nicht den Vorwurf machen, daß er übertrieben habe. Seine Gattin hatte sich wirklich producirt und nie hat es eine schönere, fröhlichere Hochzeit in der

„Gasse" gegeben, so weit die Bewohner derselben zurückdenken konnten. Alles ging Jakob Glaser nach Wunsch, sogar der Schalksnarr schien diesmal sich selbst zu übertreffen. Samuel und Mirl wurden mit Lustbarkeit in den Ehestand hineingesungen und hineingetanzt und fühlten das reinste Glück im Herzen.

Wie schon erzählt, hatte kurze Zeit darauf auch Aron Strunk geheirathet. Er machte eine Parthie, auf welche der Ehevermittler seit lange gezielt und speculirt hatte, schon zu der Zeit, als der stolze Accise-Pächter-Sohn noch zu der schlichten und einfachen Glasermeisters Tochter ging. Ein Heirathsagent hat gegen derartige sich von selbst entwickelnde Verhältnisse eine leicht begreifliche Antipathie vom Haus aus; denn er anerkennt nur solche Heirathen als richtig, welche mit seinem Zuthun zu Stande kommen. Wo sich aber eine Heirath aus natürlichen Ursachen beispielsweise aus der Liebe zweier junger Leute entwickelt, da sieht er etwas Verkehrtes darin. Liebe ist für ihn etwas Widersinniges. Was heißt Liebe? frägt er. Sobald zwei sich nehmen, lieben sie sich! Er kennt nur Mann und Weib der Verschiedenheit des Geschlechtes nach; daß aber ein bestimmter Mann zu einem bestimmten Weibe Neigung fasse, daß ein Jung ein bestimmtes Mädchen zum Weibe begehre, just weil es dieses Mädchen ist, das ist ihm etwas unbegreifliches. Er kennt keine Liebe, er kennt nur Parthieen, und Parthieen machen sich nicht von selbst, diese bedürfen seiner Hilfe. Daher kommt es, daß er oft für Leute besorgt ist, die ihm eine solche Fürsorge für ihre eigenen Angelegenheiten gar nicht übertragen haben; aber — er ist kein Narr und weiß was er will, und wenn er sich einmal irrt, so hat er dafür in zehn anderen Fällen richtig gerechnet; denn die Aeltern des jungen Mannes oder des Mädchens hat er in der Regel sehr rasch auf seiner Seite, für diese

handelt es sich ebenfalls selten um Liebe, sondern um — Versorgung.

Wer diese Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, wird sich im Geringsten nicht darüber verwundern, wenn er erfährt, daß der Ehevermittler den Accise-Pächter-Sohn nicht eben gern zu der Glasermeisters Tochter gehen sah, daß er sich im Gegentheil über die Wendung, welche die Dinge genommen hatten, sehr freute. Denn was hätte er davon gehabt, wenn Aron und Mirl ein Paar geworden wären? Nichts; denn sie wären es ohne ihn geworden. So aber kam ihm dieser „hergelaufene" Geselle sehr gut dazwischen gelaufen, und man begreift jetzt, daß der Triumph, den er über Aron mit der verlängerten Nase davon trug, nicht etwa in einer bloß befriedigten eitlen Rechthaberei bestand — von solcher Eitelkeit ist ein praktischer Ehevermittler sehr ferne, sondern daß er wirklich Ursache hatte, sich über den Korb zu freuen, den Aron aus Jakob Glasers Wohnung nach Hause getragen; denn jetzt fiel er in seine Hände, und es gab nicht viele junge Leute im Ort, auf die er sich von jeher so große Rechnung gemacht hatte, als gerade auf Aron Strunk.

Man würde dem Ehevermittler sehr Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, er habe ihn verrathen und verkauft. Der Absicht nach, mag sein, ein Ehevermittler hat nie eine Absicht, die sich auf etwas anderes erstreckt, als auf seine eigene Börse, im letzten Grunde nämlich; aber der That nach — nun das hängt von Glück oder Unglück ab — der That nach bekam Aron ein vortreffliches Mädchen zur Frau und diese Frau hatte nur den Einen Fehler, den sie allerdings Zeit ihres Lebens nicht ablegen konnte, daß sie von ihrem Manne in keiner Weise verstanden und gewürdigt werden konnte. Manch anderer Mann hätte mit diesem Mädchen glücklich sein können, Aron konnte es nicht. Sie war nicht aus dem Orte; sie kam aus der Fremde

hierher und zwar aus einer großen jüdischen Gemeinde, wo ihr Vater nicht nur einer der reichsten und angesehensten, sondern auch einer der talmud-gelehrtesten Männer war; sie hatte eine Erziehung genossen, welche in Bezug auf Geistesbildung für die damalige Zeit sehr hoch hinaus ging, in Bezug auf die Bildung des Herzens, was bei einem Weibe allezeit die Hauptsache bleibt, niemals vortrefflicher genannt werden kann. Sie war weit entfernt von dem Orte, nach welchem ihre Bestimmung sie geführt und sie konnte nicht ahnen, daß sie, die zu Hause mit der größten Zärtlichkeit behandelt wurde, den Händen eines brutalen, rohen und hartherzigen Mannes übergeben ward.

Schon die Hochzeit selbst war für die weiteren Vorgänge ein nicht eben anziehendes Vorspiel.

Es ist gebräuchlich, oder war es wenigstens, daß bei Heirathen, die zwischen Personen aus zwei verschiedenen Ortschaften zu Stande kamen, die Hochzeit in dem Wohnorte der Braut und wie auch bei Brautleuten aus demselben Orte im Hause der Braut gefeiert wurde. Demgemäß war auch kein Zweifel, daß Aron Strunks Hochzeit nicht in seiner Heimath stattfinden werde. Man wunderte sich allgemein darüber, daß von dieser Regel abgegangen und die Hochzeit im Wohnorte des Bräutigams gefeiert wurde. Man wußte sich dies nicht zu erklären und doch lagen die Gründe klar auf der Hand. Der Accise-Pächter Ephraim Strunk wußte nämlich bei sich sehr gut, daß er in der jüdischen Gelehrsamkeit ganz unwissend und daß sein Sohn Aron ihm in diesem Punkte gleich sei, wie ein Ei dem andern.

Was werden wir zwei, — sagte der Vater zu dem Sohne, — in der Fremd' für Ehre aufheben? In einem Ort, wo es ein paar hundert talmudbeflissene Jünger gibt und wo die meisten Familienväter lauter Talmud-Gelehrte sind? — In eine talmudische Disputation können wir zwei uns mit diesen Leuten nicht einlassen, und wenn Einer

bei der Hochzeit ein Stück talmudische Wissenschaft da hersagt, werden wir zwei da bei Tisch sitzen wie die „Gameln" (Kameele) mit dem offenen Maul; wir können dort nur Schmach und Schande haben! Denn auf die Accise-Pacht hinauf kann man dort keinen Stolz haben; ich bitt' Dich! Ungarn! eine freie Provinz! Die Leut' dort wissen ja nicht einmal was die Accise-Pacht ist, von wannen sollen sie das wissen. Wenn einer dort Fisch essen oder Wein trinken will, ißt er und trinkt und läßt sich wohl sein. Ist denn Ungarn da etwas „Marreland" (Mähren) geworden?

Und dann, sagte der Sohn hierauf, an das Beste vergißt Du!

An was?

An Mirl Jakobs Hochzeit mit dem hergelaufenen Schnorrer. Ein Gallfieber hat es mir schier gemacht, was die Leut' bei der lumpigen Hochzeit getrieben haben, und Dich hat es auch verdrossen. Ist's nicht wahr?

Gewiß hat es mich verdrossen; warum soll es Einen nicht verdrießen, wenn man sieht, wie sich gemeine Leut' so aufspreizen thun?

Also darum muß man ihnen weisen, daß sie doch nichts sind, und muß ihnen weisen, daß sie sich mit einem reichen Mann nicht vergleichen können. Alles was sie aufgeboten haben, muß man ihnen doppelt und dreifach zurückgeben, damit sie den Unterschied sehen und die Vermessenheit verlieren!

Ganz recht, erwiderte der Vater hierauf, also deshalb ist meine Meinung, daß wir an den Schwiegervater schreiben, daß die Hochzeit hier sein muß bei uns.

Und wenn er nicht will?

Wie heißt, wenn er nicht will! Ich werd' ihm ein' Krehn dazu machen. Wenn er nicht will, laß ich die Parthie abgehn! Verstehst Du mich?

Aron war mit dieser Bedingung zufrieden, und mit

der kategorischen Art, in der sie gefordert werden sollte, vollkommen einverstanden. Warum sollte er nicht? Was hatte er dabei zu riskiren? Im ärgsten Falle ging die Parthie zurück! Und was liegt daran? Der Ehevermittler, der die eine Parthie zu Wege gebracht hat, lebt noch, und wird nöthigenfalls wohl noch eine andere Parthie zu Stande bringen. Liebte Aron denn seine Braut? Wär sie ihm denn mehr als irgend eine andere? War er denn fähig zu lieben?

Aber Mirl, des Glasermeisters Tochter, hat er doch recht geliebt?

Nein, der befindet sich in einer Täuschung, der dies glaubt. Sie gefiel ihm gut; ja, kein Wunder, denn sie war schön. Er ging zu ihr; ja, kein Wunder, denn sie war nicht nur schön, sondern die schönste in der Gasse, und es schmeichelte ihm, daß er überall obenan sein und das Schönste und Beste haben müsse. Er war gewöhnt an sie; ja, allerdings die Gewohnheit ist mächtig und sogar im Stande eine heftige Leidenschaft zu erzeugen, aber diese Leidenschaft, von welcher er für das Mädchen erglühte, war keineswegs die Flamme der reinen selbstlosen Liebe, es war ein unheiliges Feuer, das in ihm brannte.

So vergaß er sie wohl gar auch rasch?

Wie man's nimmt. Sein Herz hatte sie nicht zu vergessen; denn in diesem war sie eigentlich niemals eingeschlossen. Aus seinem Gedächtniß entschwand sie nicht so rasch, dazu war er zu rachsüchtig. Und sollte er vergessen, daß ein fremder Handwerksbursche ihm bei einem Mädchen, das sich seiner Meinung nach glücklich schätzen mußte, von ihm berücksichtigt zu werden, den Rang abgelaufen habe?

Doch davon später, denn wir müssen sehen, wie es mit seiner Hochzeit steht.

Auf den abgeschickten Brief lautete die Antwort durchaus befriedigend. Wenn, hieß es darin, der Schwiegervater

einen so großen Werth darauf legt, daß die Hochzeit daheim bei ihm stattfinden soll, so hat man dagegen nichts einzuwenden, obwohl man das alte Herkommen, die Hochzeit im Orte der Braut und in ihrem älterlichen Hause zu veranstalten, nicht gern bricht, denn man soll nicht ohne Ursache einen „Minhag“ (usus) brechen, wenn derselbe auch nur eine Kleinigkeit betrifft, solange nicht wichtige Gründe für eine solche Ausnahme vorhanden sind; indessen wird der Schwiegervater, setzt man voraus, wohl seine triftigen Ursachen haben, warum er die Hochzeit durchaus bei sich daheim haben will. Man ehrt diese Gründe, wenn man sie auch nicht kennt, will in dieselben, da sie nicht angegeben würden, auch nicht weiter dringen, keineswegs soll diesem Punkt eine weitere Bedeutung beigelegt werden, wenn alles Uebrige in Ordnung ist und man sonst gegen einander nichts einzuwenden hat. Jedoch wird man sich es nicht nehmen lassen, und der Schwiegervater wird wohl nichts dagegen haben, daß man, wo die Hochzeit auch immer stattfinden möge, die Kosten derselben ebenso bestreiten wolle, wie wenn sie im älterlichen Hause der Braut stattgefunden hätte; denn es gebührt sich, daß die Seite der Braut die Hochzeitskosten trage; es ist dies ein Ehrenpunkt und es soll in späteren Jahren, Gott soll Alles zum Guten lenken, aber man kann nicht wissen, was die Zeit mit sich bringt, dem Weibe von ihrem Manne nicht der Vorwurf gemacht werden, daß er ihr die Hochzeitskosten bestritten und sie daher in seiner Schuld stehe. Hieran wurden noch schließlich viele Grüße geknüpft, und die Hoffnung, daß Alles nun geordnet und kein Grund mehr zu einer weiteren Meinungsverschiedenheit vorhanden sei, ausgesprochen.

Die Zartheit in dem Tone dieses Briefes, die Sorglichkeit durch keinen Ausdruck irgendwie zu verletzen und die Bereitwilligkeit auf das Eingehen aller Forderungen, hätte auf jeden andern Menschen einen rührenden Eindruck

gemacht, denn in Wahrheit braucht man von einem Manne, der diesen Brief geschrieben, nichts weiter zu wissen, um ihn für einen feinen, vortrefflichen Menschen zu halten. Auf Ephraim Strunk und seinen Sohn übte das Schreiben aber keinen andern Eindruck, als daß ersterer sagte: Siehst Du! so lernt man den Hund „Dürrbirndlein“ essen!

Und Aron sagte hierauf mit stolzem Selbstgefühl nichts weiter als: E! he!

Die Hochzeit wurde gefeiert, aber die Zeit der Propheten ist vorüber.

An Pomp und Aufwand wurde allerdings die Hochzeit des fremden Handwerksburschen noch weit zurückgelassen; denn was Entfaltung von Pracht und Reichthum betrifft, konnte ja der Glasermeister nicht mit dem Accise-Pächter wetteifern; aber doch waren zwei Dinge ganz anders ausgefallen, als Vater und Sohn sich sie gedacht und vorausgesehen hatten. Die Beschämung, die sie in der Fremde fürchteten, und der sie geschickt zu entgehen glaubten, ist ihnen keineswegs erspart geblieben, denn der Vater der Braut hatte zur Hochzeit seiner Tochter ein großes Gefolge mitgebracht; und es ist für Männer, welche in talmudischer Dissertation geübt und immer schlagbereit sind, und die an derartigen Disputationen das größte Wohlgefallen finden, ganz gleichgültig, auf welchem Schauplatze sie ihre geistige Ueberlegenheit zu entfalten Veranlassung finden. Wie der Ort auch immer heiße, der Name thut hier wirklich gar nichts zur Sache, und so dauerte es auch nicht lange, so hatte sich bei der reich besetzten Tafel ein exquisites pilpulistisches Gefecht entsponnen, in dem die scharfsinnigsten Meinungen und die spitzfindigsten Wendungen im lebhaftesten Feuer hin und her geworfen wurden. Ephraim und sein Sohn befanden sich auf dem gefährlichsten Posten, den sie einnehmen konnten, sie waren im dichtesten Kugelregen. Man machte sich nicht etwa lustig über ihre Unwissenheit!

Gott nein! Dazu haben aufgeregte Talmudisten gar keine Zeit. Viel ärger, viel ärger erging es ihnen, man ignorirte sie, man wußte gar nicht, daß auch sie da seien. Dies war der eine Punkt, worin Vater und Sohn sich verrechnet hatten; aber dies war noch das Erträglichere im Vergleich zu der andern Enttäuschung, die sie erleben mußten. Ungeachtet des Aufwandes nämlich, den man gemacht hatte, und der weit, weit Alles zu überbieten schien, was seit undenklicher Zeit in der „Gasse" geleistet worden war, konnte man doch die Wahrnehmung machen, daß sich außer den paar Talmudisten eigentlich Niemand unterhielt. Es herrschte keineswegs jene Fröhlichkeit bei der Hochzeit, wie sie vor nicht langer Zeit im Hause des Glasermeisters sich entbunden hatte, nein, Alles war still und ernst. Die Talmudisten schrieen wohl, aber dazu hatten diese keine Hochzeit nöthig, sie hätten an jedem andern Orte und bei jeder andern Gelegenheit keinen geringern Lärm gemacht; die übrigen Leute aber, die über den wissenschaftlichen Werth der hier so eifrig verhandelten Streitfragen in beneidenswerther Unklarheit schwebten, ließen die Köpfe hängen, öffneten wohl den Mund, aber nur um die Kauwerkzeuge, nicht aber um die Sprachorgane in Bewegung zu setzen. Es lastete ein Druck auf der ganzen Gesellschaft, ein Bann, dem sich Niemand zu entziehen vermochte, und das Urtheil über die Hochzeit war bei der gesammten Bevölkerung der „Gasse" einstimmig dies, daß sie sich an keine so traurige und langweilige Hochzeit erinnern könnten, so weit sie zurückdenken.

Daß diese Urtheile dem Accise-Pächter und seinem Sohne nicht unbekannt blieben, ist bei den Verhältnissen eines kleinen Ortes so selbstverständlich, daß man sich wundern müßte, wenn es anders gekommen wäre. Daraus entstand aber bei Vater und Sohn, besonders wenn sie die Vergleichungen und wenig schmeichelhaften Parallelen ver-

nahmen, welche zwischen dieser Hochzeit und der bei Jakob Glaser allenthalben gemacht wurden, eine Verbitterung des Gemüthes, welche wieder auf die allgemeine Stimmung ihre Rückwirkung übte, und so drehte sich Ursache und Wirkung in einem causalen Zirkel herum, der durch nichts besser versinnlicht wird, als durch die Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt. Die Philosophen heißen das Wechselwirkung.

Kann man sich nun wundern darüber, daß das Verhältniß zwischen Braut und Bräutigam unter solchen Umständen sich nicht besonders freundlich gestaltete? Ein unwissender Schwiegersohn ist für einen gelehrten Schwiegervater selten ein Gegenstand großer Hochachtung. Soll dies möglich sein, dann muß der Mann durch Eigenschaften des Herzens ersetzen, was ihm an geistiger Begabung abgeht; immerhin, der Vater der Braut wußte im Vorhinein, daß Aron Ephraims keine herbe Frage des Maimonides beantworten kann. Aber ein Bräutigam mit einem mürrischen und finstern Gesichte am Hochzeitstage ist unter keinerlei Umständen für eine Braut ein anziehender Gegenstand.

Pessele, so hieß die Braut, hatte sich über den Punkt zwar nicht geäußert, aber es gab gefällige Leute genug, die ihr ihre Theilnahme und Mitleid ausdrückten, daß sie einen so verstörten Hochzeitstag habe, und zudem hatte man sie rasch davon unterrichtet, daß ihr Bräutigam eigentlich darüber unglücklich sei, weil er in Jakob Glasers Tochter, die erst kürzlich geheirathet, verliebt wäre.

Die Braut gefiel sich nicht besonders in dieser Situation; sie sah in dem trüben Hochzeitstage nur das Vorspiel späterer noch traurigerer Tage und nie hat der Schalksnarr ein leichteres Spiel gehabt, mit seinen Reimereien die Braut zum Weinen zu bringen als diesesmal.

Hätte sie sich nicht geschämt, so wäre sie, nachdem Alles vorüber war, mit ihrem Vater wieder in ihren Hei-

mathsort zurückgekehrt. Die Schamhaftigkeit schloß ihr die Lippen. Sie vergoß bittere Thränen als der Vater von ihr Abschied nahm.

Die „Gasse" war in kurzer Zeit um zwei Hausväter reicher geworden.

Für den Knaben, der dem ehemaligen Handwerksburschen bei seinem Eintritt in den Ort zu allererst unter dem Thore begegnet, und der ihm über die Wohnung des jüdischen Glasermeisters Auskunft ertheilt, hatte Samuel Frei seit jenem Augenblicke ein Gefühl der Zuneigung; er betrachtete ihn als seinen Glücksbringer, und mehr als einen Kreuzer hatte er dem ersten, den er ihm gegeben, im Laufe der Jahre folgen lassen. Bald aber fand er Gelegenheit, seine Anhänglichkeit an diesem Knaben durch eine schöne, echt menschliche That zu beweisen, die weit mehr werth ist, als ein Almosen von Zeit zu Zeit, welches wohl eine momentane Noth zu lindern, aber keine dauernde Abhilfe von Leiden zu gewähren im Stande ist. Es war ungefähr ein Jahr nach Samuel's Verheirathung, ein kleiner Sprößling lag bereits in der Wiege, als der Vater jenes Knaben, ein armer Dorfgeher, der sich kümmerlich ernährte, von einer schnellen Krankheit dahingerafft wurde und eine hilflose Wittwe nebst einer verlassenen Waise zurückließ. Der Knabe, der zur Zeit der Ankunft unseres Samuel sieben Jahre zählte, hatte jetzt ungefähr das elfte Jahr überschritten, einen wegen der beschränkten Verhältnisse sehr nothdürftigen Unterricht genossen, der noch nicht einmal jenes Ziel erreichte, wohin die andern Knaben seines Alters, denen man gerade auch keine übermäßige geistige Anstrengung zugemuthet hatte, gelangt waren. Die Wittwe wußte nicht, was sie mit dem Kinde anfangen solle; sie hatte sich

an die Gemeinde gewendet, von dieser wohl eine Geldunterstützung erhalten, für den Knaben jedoch wußte man nicht Rath zu schaffen; die höchste Aussicht, die man ihr eröffnete, war diese, man wolle ihn zu dem Gemeindediener geben und sehen, ob er sich etwa als Schulklopfer verwenden ließe.

Samuel Frei hatte dies kaum in Erfahrung gebracht, als er sich zu der trauernden Wittwe begab, sie tröstete und ihr den Vorschlag machte, den Knaben ein Handwerk lernen zu lassen.

Woher soll ich Geld nehmen ihn ein Handwerk lernen zu lassen? Die goldenen Zoten hängen von mir herunter! hatte die Wittwe mit trauriger Ironie eingewendet.

Einen guten Glaser-Gesellen untersteh ich mich selber aus ihm zu machen, fuhr Samuel Frei fort, unbeirrt von ihrer Einwendung, und dazu braucht man keine goldenen Zoten. An Kost, Quartier und Kleidung wird es ihm bei mir nicht fehlen und auf jedes Lehrgeld verzicht' ich.

Man kann leicht denken, daß dieser Vorschlag von der Wittwe mit vielem Danke angenommen wurde, und so quartierte sich denn das elfjährige Pinchesel, so nannte man den Knaben, der eigentlich Pinchas hieß, als Lehrling bei dem jungen Glasermeister ein.

Dieser wußte nicht, daß in dem Hause des Accise-Pächters eben jenes Knaben halber zwischen den jungen Eheleuten nach einem lebhaften Wortwechsel eine starke Verstimmung Platz gegriffen hatte. Die junge Frau, äußerst wohlwollend von Natur und gewohnt an Wohlthaten, wie sie dieselben im älterlichen Hause üben gesehen und gelernt hatte, war von dem Unglücksfall, der die arme Wittwe betroffen, gerührt und machte ihrem Manne den Vorschlag, den Knaben zu sich ins Haus zu nehmen, eine Zumuthung, die Aron Strunk geradezu widersinnig erschien.

Du mußt Dir Deine Narreschkeiten aus dem Kopf

schlagen, wenn Du Aron Strunk's Weib sein willst, hatte er nicht ohne ironisches Lächeln auf ihren Vorschlag erwidert.

Leider! leider muß ich das! sagte darauf die junge Frau, denn Du wirst das doch nicht mehr lernen, was ich vergessen soll.

Was? rief Aron hohnlachend, soll ich vielleicht gar als Hausherr von Dir etwas lernen? Hab' ich Dich vielleicht genommen, um bei Dir in die Schule zu gehn?

Gott wolle Du thätest das! möcht' Manches anders sein!

Wie Du sagst bist Du gerecht! ich muß Dir aber sagen, ich geb' für die ganze Gelehrsamkeit, von Deinem Vater mit sammt seinem ganzen Talmud, keinen Groschen!

Laß mein' Vater in Ruhe! Du bist nicht werth ihn in den Mund zu nehmen.

Von Deinetwegen könnt' ich Alles stehn und liegen lassen und könnt' mich heut' noch niedersetzen anfangen Talmud zu lernen.

Wer verlangt denn das von Dir?

Nein? verlangst Du's nicht? nun noch ein Gut's von Dir, daß Du es nicht verlangst. Nun und sag' mir Pessel-Leben, mein Kind, was soll ich lernen?

Menschlichkeit! sagte die Frau mit bitterem Ernst und verließ das Zimmer, um im Stillen, wie sie schon öfter gethan, sich auszuweinen.

Beim Essen herrschte Stille. Die Frau wollte vor den Dienstleuten des Hauses kein Aufsehen machen, deshalb ging sie wie gewöhnlich zu Tische, obwohl sie wußte, daß sie nichts essen werde. Sie mochte es nicht, daß das Zerwürfniß mit ihrem Mann offenbar und allenthalben besprochen werde. Die Ehre des Hauses lag ihr am Herzen. Wer da red't auf sein' Ort und sein' Familie, sagte sie sich, an dem ist kein Segen. Sudel Dir das Fleisch und iß es allein! Drinnen bin ich!

Es war bei Tische, als sie die allgemein belobte Neuigkeit von der Aufnahme des Waisenknaben in das Haus des jungen Glasermeisters erfuhren. Diese Neuigkeit erfüllte die Frau mit Freude, den Mann aber mit Ingrimm. Scheiterte auch die Verwirklichung ihrer wohlwollenden Absicht an dem Widerstande des hartherzigen Mannes, so gewährte es ihr, da ihre Gesinnung frei von jeder Selbstsucht und von jeder Eitelkeit, der Quelle so mancher Wohlthaten, war, große Freude, daß es noch andere gute Menschen im Orte gebe, und daß der Hauptzweck, den sie im Auge hatte, die Versorgung des Knaben, erreicht sei. Sie schwieg aber und hielt ihre Gefühle bei sich; sie unterließ es ein Wort über den Gegenstand zu äußern, da die Sache jetzt ein für allemal abgemacht war. Ihr Schweigen wurde von Aron aber als ein Vorwurf gedeutet, den sie nur aus Stolz auszusprechen verschmähe. Er nahm an, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß sie zwischen seiner und des jungen Glasermeisters Handlungsweise im Innern Vergleichungen anstelle, die nicht zu seinen Gunsten ausfielen. Dies ließ ihm keine Ruhe und deshalb brach er das Schweigen über den Gegenstand, indem er sagte: Nun siehst Du! wenn Du aber hättest anstatt meiner einen hergelaufenen Glaser-Gesellen genommen, wie Mirl Jakobens es gemacht hat, so hättest Du jetzt können Kinder aufnehmen so viel Du willst.

Es wär' dies nicht das einzige Gute dabei gewesen! erwiderte die Frau.

Ja, so ist es, wenn man eine schlechte Parthie ausnimmt, fuhr er fort, und wenn man in ein Haus hinein heirathet, wo man die große Frau spielen soll.

Auf die „große Frau spielen" allein kommt es nicht an; da davon hängt noch nicht das Glück ab.

Versteht sich, man muß es auch wirklich sein; aber um eine große Frau zu sein, muß man es verstehn eine zu sein.

Hätt'ſt Du Dir ein Weib genommen, die es verſteht eine große Frau zu ſein!

Hab' ich denn wiſſen können, daß die Tochter von Reb Jonas Preßburg — — —

Laß mein' Vater aus dem Spiel, hab' ich Dir heut' ſchon geſagt!

Du hätt'ſt gepaßt für einen gemeinen Mann! meinet wegen für Samuel Glaſer, aber nicht für Ephraim Strunk's Sohn.

Mein Eigen's ſoll ich's haben, was Samuel Glaſer mehr Menſch iſt wie Du!

Aha! Das ſind ganz Jakob Glaſers Red'! Gleich und gleich geſellt ſich gern.

Und doch kenn ich Einen, der froh geweſen wär', wenn ihm dieſer Jakob Glaſer ſeine Tochter gegeben hätt'.

Ei! ei! ei! Stichelreden kannſt Du gar auch? wo haſt Du das gelernt? Da ſieht man Deine niedrige Geſinnung!

Die niedrigſte Geſinnung hat derjenige, der die Menſchen verachtet, ſagte die Frau und ſtand vom Tiſche auf.

Du haſt ja noch nicht „gebenſcht" (den Tiſch-Segen geſprochen), Peſſele! ermahnte lächelnd der Gatte.

Sie aber ſagte: Ermahne Du Dich nur an Deine eigene Pflichten, und mach' Dir keine Sorge über das, was ein Anderer zu thun hat. — Und hiermit verließ ſie wieder, wie ſchon heute Vormittag, die Stube.

Unterdeſſen erhielt Pincheſel von ſeinem Meiſter bereits einige wichtige Belehrungen.

Komm her, mein Kind, ſagte der Meiſter zu dem Knaben, gib da einen feſten Schlag auf dieſe Glastafel!

Ein' Schlag? — ſie wird ja zerbrochen werden! wendete der Knabe ein.

Das iſt Dein' Sorg' nicht! ermunterte der Meiſter, fürcht' Dich nicht und ſchlag zu.

Der Lehrling that, wie ihm der Meiſter geboten hatte

und die spröde Glastafel ging in hundert Splitter auseinander.

Was ist das? fragte Mirl, die durch den Schlag, den sie bis in die Küche hinaus gehört hatte, herbeigelockt wurde, mit dem Glas muß man Obacht geben!

Ich hab's ja gleich gesagt, bemerkte der Lehrling verdutzt sich entschuldigend.

Der Meister aber sagte zu seiner Frau: Ich hab's ihm geheißen, geh' nur wieder hinaus in die Küche und laß mich hier nur machen.

Mirl kehrte zu ihrer Beschäftigung in die Küche zurück.

Nun, fuhr der Meister fort, gib einmal einen Schlag auf dieses Holz, ob es auch so auseinandergehen wird.

Der Knabe lachte ihn mit glotzenden Augen an.

So hau' zu!

Der Lehrling that wieder, wie der Meister ihm befohlen hatte; aber das Holz spottete seiner Kraft.

Das zerhaut man nicht so wie Glas, gelt? fragte der Meister.

Nein! sagte der Knabe.

Nun nimm dies Messer; gib aber Acht, daß Du Dich nicht in die Hand schneidest, es ist scharf, ermahnte der Meister.

Der Lehrling nahm das Messer.

Jetzt schneid' in das Holz hinein, ob Du ein Stück davon wegkriegen kannst.

Der Knabe schnitt ein Stück von dem Holze weg.

Nun, sagte der Meister, jetzt schneid' mir da mit dem Messer ein Stück von dieser Glastafel weg.

Das kann man ja nicht! versetzte der Knabe.

Hast Du's denn schon probirt?

Nein!

Also probir's, vielleicht geht es!

Der Knabe machte den Versuch, selbstverständlich erfolglos.

Ich hab's ja gleich gesagt, wiederholte jetzt der Knabe, wie oben.

Jetzt werd' ich Dir eine Frage geben, sagte der Meister, gib aber gut Achtung und schau' mir ins Gesicht.

Der Knabe blickte neugierig zu dem Meister empor.

Was glaubst Du, fragte dieser, ist stärker, Holz oder Glas?

Holz! antwortete der Lehrling rasch.

Nun möcht' ich wissen, warum man das stärkere Holz mit einem Messer durchschneiden kann, und nicht auch das schwächere Glas?

Das ist wahr! — Glas! Glas ist stärker! — änderte der Lehrling rasch seine Meinung.

Du mußt nicht so rasch von einer Meinung abgehen, ermahnte jetzt der Meister, denn wenn ich Dich wieder daran erinnere, daß Du das Glas mit Leichtigkeit zerschlagen hast, daß Du aber mit all' Deiner Anstrengung nicht im Stande warst, das Holz in Trümmer zu schlagen, wirst Du gleich wieder einsehen, daß Holz stärker ist. Nicht wahr?

Ja! gestand der Knabe zaghaft.

Darum gib jetzt Acht, fuhr der Lehrherr fort, so werd' ich Dich in der Sache aufklären. Das Holz ist das stärkere. Doch kommt es für uns gar nicht darauf an, welches das stärkere ist, sondern darauf, ob wir der Sache beikommen können. Wie, wenn es uns gelingen möchte, das Glas eben so gut und eben so schön und glatt zu schneiden wie Holz, was möchtest Du dann sagen?

Es geht doch aber nicht, ich hab's doch probirt, warf der Knabe ein.

Mit dem Messer da freilich nicht, belehrte der Meister weiter, muß es denn aber gerad' ein Messer sein? Schau Dir dies da an! Was glaubst Du ist das? Hierbei reichte er dem Knaben ein Instrument.

Ich weiß nicht! sagte der Knabe.

Da hinunter sieh, wie das glänzt und funkelt. Siehst Du's?

Ja!

Das nennt man ein' „Diamant"; und so heißt auch das Instrument.

Was heißt das? fragte der Knabe.

Der Diamant ist ein Stein, der geschliffen wird und mit diesem Stein kann man Glas eben so zerschneiden, wie man Holz mit dem Messer schneidet.

Hierbei nahm der Meister ein Lineal, legte es auf die Glastafel, fuhr mit dem Instrument in einem festen Striche an der Seite des Lineals über die Glastafel hin und brach dieselbe dann zur Verwunderung des Knaben in zwei Stücke auseinander.

Hast Du's gesehen wie das geht? fragte er hierauf.

Ja! sagte der Knabe und sein Auge erglänzte vor Freude.

Steck' das in die Tasche! sprach der Lehrherr weiter, ich schenk' es Dir; das ist jetzt Dein Eigenthum. Es ist das das wichtigste Instrument, das ein Glaser braucht. Ohne Diamant kann er nichts anfangen; mit diesem Diamant zerschneidet er Glas so leicht wie Butterbrod mit einem Messer. Und jetzt wirst Du Dich darin einüben Glas zu zerschneiden. Da hast Du mehrere unbrauchbare Glasstücke und hier hast Du das Lineal. So mußt Du ansetzen, siehst Du, und jetzt probir's.

Der Lehrling wollte sich sogleich an die überwiesene Aufgabe machen.

Der Meister aber sagte: Wart' noch ein Bissel, ich hab' Dir noch ein Wort zu sagen. Hast Du schon gesehen, daß Leute an den Händen Ringe tragen?

„Fingerlein", meinen Sie? fragte der Knabe korrigirend.

Fingerlein, ja, sprach der Meister, mit Diamanten besetzt. Diese Ringe sind sehr theuer, denn der Diamant ist

sehr kostbar. An den Händen der reichen Leute ist er nichts als ein bloßer Schmuck und leistet keinen Dienst; in der Hand des Glasers aber ist er ein nützliches Werkzeug. Hast Du Dir aber auch gemerkt, was ich früher gesagt habe, daß der Diamant nichts ist als ein Stein?

Ein Stein? fragte der Lehrling überrascht.

Nichts anders, sprach der Meister, als ein Stein; aber dieser Stein hat zwei Eigenschaften, die ihm einen so großen Werth verleihen. Er glänzt wie ein Licht im Finstern, das ist eins; er ist aber auch der härteste unter allen Steinen und darum kann man mit ihm das Glas zerschneiden.

Ich werd's jetzt probiren, sagte der Knabe, der es fast nicht mehr erwarten konnte an die Arbeit zu gehen.

Der Meister aber hielt ihn noch eine Weile zurück. Wir sind noch nicht fertig, sprach er, das Wort, was ich Dir zu sagen habe, kommt erst. Denkst Du noch daran, wie ich mit meinem Ränzel auf dem Rücken einmal an einem Abend hierher gekommen bin und Dich gefragt hab' wo der jüdische Glasermeister wohnt?

Ob ich's denk', erwiderte der Knabe, Sie haben mir ja gleich ein' Kreuzer gegeben!

Ich hab' Dir damals den Kreuzer sehr gern gegeben; weißt Du aber, daß ich nicht zehnmal so viel in meiner Tasch' behalten hab', als der Kreuzer war, den ich Dir gegeben hab'?

Wenn ich das gewußt hätt', so hätt' ich ihn nicht genommen, sagte der Knabe mitleidig.

Narrele! schalt der Meister, Du hätt'st ihn genommen, Du hast ja damals noch keinen Verstand gehabt, aber heut' bist Du ein Jüngel und hast Dein' Verstand und deshalb kann ich ein ernstes Wort mit Dir reden. Ich bin, wie ich ein Kind war, eben so verlassen in der Welt dagestanden, wie Du in dem Augenblick, da Dein Vater gestorben

ist; denn auch ich hab' in der Kindheit meinen Vater verloren und die Mutter war arm und hat mir nichts geben können. Ich wär' verloren gewesen', wenn sich Gott meiner nicht angenommen hätt'; denn so wie ich Dich, so hat damals ein Meister mich in die Lehr' genommen und er hat aus mir ein' Menschen gemacht. Nachdem meine Lehrzeit vorüber war und ich freigesprochen worden bin, hab' ich Lust gehabt mir die Welt anzusehen und so bin ich von meiner Heimath weg und bin in die Welt hinaus gegangen, wo ich manches gesehen und gelernt hab' bis ich da her gekommen bin. Nichts hab' ich gehabt als mein Ränzel auf dem Rücken, wenige Kreuzer im „Beutele" und den „Diamant" in der Tasch'. Jetzt bin ich, Gott sei Dank, ein selbstständiger Meister, führ' mein Geschäft in Ordnung und hab' mich nicht zu beklagen, daß es mir an etwas fehlt. Ich stell' Dir dies als Beispiel vor, damit Du wissen sollst, Du kannst auch einmal ein glücklicher Mensch werden, wenn Du zu guten und braven Leuten kommst, wie es bei mir der Fall gewesen ist. Aber Eines mußt Du gut beachten und das merk' Dir, denn es ist das Wichtigste für Dein ganzes Leben. Du selber mußt stets gut und brav sein und darfst niemals einen schlechten und unehrlichen Gedanken in Dir aufkommen lassen. Mit dem Diamant, den ich Dir gegeben hab', wirst Du das härteste Glas zerschneiden, wie ein Kinderspiel; aber es gibt im Leben, Du wirst schon einmal die Erfahrung machen, noch andere Dinge, die noch viel härter sind als Glas oder Holz, es sind das die menschlichen Einrichtungen. Diese kann man nicht so leicht zerschneiden; aber auch für diese hat uns Gott einen Diamant gegeben und das ist das Herz. Ein rechtschaffener Mensch, der ein gutes Herz hat und sich keiner vorsätzlichen Bosheit bewußt ist, überwindet durch Ausdauer, durch Muth und guten Willen alle Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihm im Leben

sich entgegen stellen. Das Herz ist der scharfe Diamant, der das Alles zerschneidet, und auch seinen eigenen Glanz hat das Herz wie der Diamant; es leuchtet einem innerlich, das heißt, es sagt uns von selbst, ob es mit unsern Handlungen und Gesinnungen zufrieden ist oder nicht. Wer Niemandem Unrecht thut und alleweil' seine Pflicht erfüllt, dem lacht das Herz im Leib vor Freude und vor Lustigkeit und das ist der schönste Diamantenglanz.

Dem Knaben rannen die Thränen stromweise herab, als der Meister so sprach, und da dieser es bemerkte, sagte er: Nun ist gut, ich seh' Dir's an, daß Du meine Worte verstanden und ich nicht in den Wind hinein gered't habe. Mehr brauch' ich Dir nicht zu sagen. Jetzt geh' an Deine Arbeit!

Die kleine Werkstätte des jungen Glasermeisters und das prächtige Haus des künftigen Accise-Pächters standen zu einander in keiner Beziehung und waren in keiner Weise mit einander zu vergleichen. Die einzige Beziehung war etwa diese, daß, wenn in dem großen Hause durch Unvorsichtigkeit eines Dienstboten oder durch einen nicht erbetenen kecken Windstoß eine von den großen Glasscheiben in Trümmer ging, der junge Glasermeister geholt wurde, den Schaden wieder gut zu machen; da gewährt' es dem Accise-Pächter-Sohne eine Art von Genugthuung, daß der andere ihn bedienen müsse; denn so ist es in der Meinung der Welt, daß derjenige, welcher Geld zu verdienen gibt, in der geleisteten Arbeit kein Aequivalent für den Lohn sieht, sondern immer noch den Arbeiter in Person als unter sich stehend, als seinen Diener betrachtet. Es hätte übrigens wenig zu bedeuten, wenn Aron mit der verlängerten Nase keine schlimmern Absichten gehegt hätte als diese, den Glasermeister Geld verdienen zu lassen. Der junge Glasermeister hatte bei ihm viel auf der Rechnung stehen. Seine erste Schuld bestand darin, daß er überhaupt hierher gekommen. Was

hat ein Hergelaufener hier zu suchen? warum ist er nicht daheim geblieben? wahrscheinlich hat man ihn vom Hause weggejagt, weil er ein Lump und ein nichtsnutziger Kerl ist! — Dann hat er ihm durch seine Geschichten und Erzählungen an Sabbath-Nachmittagen nicht nur Langeweile bereitet, sondern ihm auch den Vorrang im Ansehen der jugendlichen Genossen und Genossinnen streitig gemacht. Endlich hat er ihm seine Geliebte vor der Nase weggeschnappt. Und über dies hat er jetzt noch durch die Aufnahme dieses Knaben, auch in der Meinung der ganzen „Gasse“ neue Achtung und neues Ansehen erworben, sogar bei der jungen Frau des Accise-Pächter-Sohnes sich den Ruhm eines edelmüthigen Mannes erworben. Diese Rechnung mußte bezahlt werden. Aron sah aber sehr wohl ein, alle diese Dinge seien solcher Natur, daß sie mit dem geschriebenen Recht und Gesetz nichts zu thun haben und deshalb tröstete er sich in seiner Rachsucht nur mit dem Gedanken: Wart' nur, ich krieg Dich schon noch beim Schopf! —

Der Knabe arbeitete in seiner Werkstatt ruhig fort, unbekümmert um die Dinge, die sich außerhalb derselben ereignen mochten. Er wußte auch nicht, daß der reichste Mann in der „Gasse“ der unversöhnlichste Feind seines guten Meisters sei. Und wenn er's auch gewußt hätte, was sollte er dazu und dagegen thun. Seine Arbeit ging lustig von statten. Bald wußte er mit dem Diamant prächtig umzugehn, und konnte Scheiben einschneiden, und die Fugen mit Kitt verkleben, daß es eine Art hatte. So liefen die Jährlein eins nach dem andern hin; ehe er sich recht herumsah, konnte seine Lehrzeit als beendet angesehen und er freigesprochen werden. Sein Herz hüpfte vor Freude in die Welt hinauszuwandern, da er den Freibrief empfing. Es war ihm aber nicht bestimmt ohne Schmerz aus der Heimath zu scheiden.

Eine gute Kränk' auf Aron!

Als Jakob Glaser diese Worte zu seinem Weibe in einem sehr ruhigen Tone sprach, war Pinchas, der vor einigen Tagen freigesprochene Lehrling, eben bei ihm in die Stube eingetreten; der Meister hatte ihn zum Schwiegervater hinübergeschickt, demselben bei einer kleinen Arbeit, die vor dem Sabbath fertig sein sollte, auszuhelfen. Es war Freitag und just Ein Uhr Nachmittags. Jakob Glaser überließ dem Jungen die Arbeit und schwatzte mit ihm von allerhand Dingen, bis dieselbe fertig war. Chaije-Sarah war inzwischen in der Küche beschäftigt.

Wenige Stunden später erglänzte die Synagoge in sabbathlicher Helle und der Schulsänger sang den Willkommensgruß, den bräutlichen Sabbath zu empfangen.

Nachdem der Abendgottesdienst zu Ende war, ging man nach Hause. Pinchas ging an der Seite seines Lehrherrn, der Mond stand am dunklen Himmelsgewölbe, und der Meister sprach zu dem Gesellen: Diesen Mond siehst Du überall, wohin Du auf Deiner Wanderschaft auch kommen wirst, sowie auch die Sonne, und das ist ein tröstlicher Gedanke, der uns auch in der Fremde immer mit der Heimath verknüpft.

Man kam zu Hause an. Der junge Meister sang, wie er es bei seinem frommen Schwiegervater vor sich gesehen hatte, das Lied vom „biedern Weibe, dessen Kauf seltener denn Perlen ist“ — und er sang es mit jenem innern Seelenvergnügen und jener heiteren Miene, worin sich das Bewußtsein, daß er in Wahrheit der glückliche Mann sei, der ein Biederweib gefunden, deutlich ausdrückte. Hierauf sprach er den Segen über ein Glas Wein, wusch die Hände, trocknete sie an dem weiß aus dem Kasten hervorgeholten Linnen, schnitt das Weißbrod auseinander und vertheilte es, worüber sowohl er selbst, wie auch sein Weib und der

Geselle den Segen sprachen. Als hierauf Mirl die dampfende Schüssel auf den Tisch setzte, sagte der Meister:

Du? Fisch haben wir gar? Du hast mir doch gar nichts gesagt?

Darf ich Dich denn nicht überraschen? fragte Mirl.

Wann hast Du Fisch gekauft? — fragte der Meister.

Ich hab' sie nicht gekauft; es ist ein Präsent von der Mutter, — entgegnete die Meisterin.

Aha! — sagte der Meister, — ich weiß schon, das ist Dir zur Ehre geschehen, weil Du heut' den letzten Sabbath bei uns hier zubringst, Pinchas!

Der Gesell freute sich über die Ehre, die ihm zu Theil worden war, daß die alte Meisterin es der Mühe werth gefunden, seinethalben zur Verherrlichung der Tafel beizusteuern.

Man genoß von der Speise, die vortrefflich schmeckte und sprach wenig oder gar nicht; denn beim Fischessen zu sprechen wird in der „Gasse“ als Lebensgefahr angesehen, besonders weil man beim Sprechen leichtlich eine Gräte in den Hals bekommen kann.

Als sie nun so dasaßen und ohne zu reden mit Hand und Mund wacker darauf los arbeiteten, kam die Lichtanzünderin, wie dies in der Regel geschah, theils um nachzusehen, ob man irgendwie ihre Hilfe nöthig habe, theils um ihre Wochen-Ration, bestehend in Schwarz- und Weißbrod, abzuholen. Als sie Fisch auf der Tafel sah, sagte sie zu der Frau: Sie können gleich die Billetten zur Hand nehmen, der Aron mit der Nas' auf der Stirn geht just durch die „Gass“! — und entfernte sich wieder, nachdem sie die ihr gebührende Portion erhalten hatte.

Hast Du die Billetten bei der Hand? thu' sie in Bereitschaft halten! — sagte der Meister.

Ich hab' ja keine Billetten, — erwiderte die Frau, — wozu hätt' ich eine nehmen sollen. Die Mutter hat den

Fisch schon aufgeschnitten hergeschickt, so wird sie doch sicher die Billetten genommen haben!

Warum hat sie die Billetten nicht mitgeschickt? — fragte der Meister. Dabei fiel sein Blick auf Pinchas, und er erschrak, als er den jungen Menschen bleich wie die Wand und am ganzen Leibe zittern sah.

Was ist das? — fragte er, — Du bist ja ganz blaß! fehlt Dir etwas? Du zitterst ja wie eine Espel!

Der junge Mensch brachte nun geschüttelt wie von einem Fieberfrost unter Zähneklappern mit Mühe hervor, es scheine ihm, daß auf die Fische gar keine Billetten genommen worden seien.

Was fallt Dir ein Pinchas? — sagte der Meister mit ernstlich zurechtweisendem Tone, — geh' gleich hinüber zum „Schwäher" (Schwiegervater), er soll so gut sein und soll mir die Billetten auf den Fisch schicken.

Nun berichtete der Geselle, wie er nach dem Mittagessen hinüber gekommen sei, habe Jakob Glaser gerade zu seinem Weibe gesagt: „Eine gute Kränk' auf Aron!" — er selbst habe es deutlich gehört, habe aber gleich zu arbeiten angefangen und weiter nicht darauf geachtet und auch nicht darüber gedacht, was etwa damit gemeint sein möchte; jetzt aber erinnere er sich deutlich daran, und glaube, es könne nichts anders damit gemeint sein, als daß der alte Meister wahrscheinlich keine Billetten genommen habe.

Gott! Gott! — sagte der Junge in höchster Bestürzung, — wenn ich mich nur früher da dran ermahnt hätt', wär Alles gut gewesen! Räumen Sie vor Allem die Fisch und das Geschirr weg, — bat er die Meisterin, — daß man wenigstens nichts finden thut.

Sei kein Narr! — tröstete der Meister ruhig, — der „Schwäher" wird ja doch keine Fisch essen und wegschicken, auf die er keine Billetten genommen hat. Geh' nur geschwind hinüber und bring sie.

Gott wolle, es soll so fürwahr nicht sein, wie es ja ist! — sagte der Junge und wollte hinüber gehn, wie sein Meister ihm geheißen hatte.

Zu alle dem aber war keine Zeit mehr vorhanden; denn der eben eintretende Sohn des Accise-Pächters, begleitet von einem Gränzjäger, vertrat dem Burschen den Weg.

Wohin? — herrschte er ihn an.

Keine Antwort erfolgte.

Dageblieben! — lautete der Befehl.

Der Junge blieb.

Warum zittert man so?

Wieder keine Antwort.

Steuerbares? — ertönte jetzt die Frage nach dem Tische hin, von welchem die Ehegatten sich bereits bei seinem Eintritte erhoben hatten.

Hier seh ich Fisch! — sagte er. Wie viel Pfund?

Zwei Pfund vielleicht, — sagte die Frau.

Vielleicht? so? wie viel sind denn verzahlt worden?

Keine Antwort.

Billetten! rief er barsch und kurz in der amtlichen Sprachform, die er sich aus langer Praxis angeeignet hatte.

Ich hab' keine!. — sagte hierauf der Meister ruhig und gelassen.

So! Sie haben keine! Man läßt sich unverzahlte Fisch gut schmecken! — schrie der junge Accise-Pächter.

Herr Strunk! — sagte der Glasermeister sanft, — machen Sie kein Geschrei und kein Aufsehen, es ist keine böse Absicht, es ist bloße Vergessenheit, ich will Ihnen die Billettengebühr nachträglich ersetzen und es wird nicht wieder vorkommen.

Was? das könnte Jeder sagen, nachdem er das größte Verbrechen begangen hat! — sagte Aron hohnlachend und die Falte auf seiner Stirne verlieh ihm ein heimtückisches Aussehen. — Das könnte Jeder sagen, — wiederholte er —

ein Dieb, der auf dem Diebstahl ertappt wird, möcht' auch gerne nachträglich das Gestohlene ersetzen. Man darf aber von vornherein kein Dieb sein.

Nehmen Sie diesen schändlichen Vergleich zurück, — sagte der Meister mit Entrüstung, — ich habe kein Verbrechen begangen und bin kein Dieb.

Sie sind Einer! Sie sind ein Dieb am Staatseigenthum und ein Betrüger dazu, — schrie Aron, — Sie haben den Staat defraudirt. Sie haben Fisch gegessen, ohne sie zu verzahlen! Können Sie es läugnen?

Nein! — sagte der Meister tonlos; er sah es klar, der Schein war gegen ihn.

Die Fische werden confiscirt! — sprach der Tyrann weiter, — und Sie werden schon noch von mir hören.

Hiermit wurde eine genaue Visitation in der Küche vorgenommen, alle Geschirre, Töpfe, Schüssel, Teller, Messer und Gabel, Löffel, was nur mit den unglückseligen Fischen in Berührung gekommen war, und nur irgend wie als Beweis gegen einen etwaigen Versuch, die Sache zu läugnen, dienen konnte, wurde weggenommen.

Der schöne Freitag-Abend war verstört.

Warum haben Sie aber nicht gesagt, — fragte der Gesell, — daß Sie die Fisch vom „Schwäher" (Schwiegervater) geschickt bekommen und daß Sie gemeint haben, sie sind von ihm verzahlt worden?

Das solltest Du Dir selbst erklären können! — sagte der Meister. Was hätt' ich davon gehabt? mir selbst hätt' ich nichts genützt und ihm hätt' ich geschadet! wozu hätt' ich noch den „Schwäher" auch hineinbringen sollen? Jetzt aber, — fuhr er fort, — hab' ich keine Ruhe mehr hier, bevor ich weiß, wie es sich eigentlich mit der Sach verhält; jetzt gehen wir gleich zum „Schwäher" hinüber.

Willst Du nicht erst die Supp und das Fleisch essen? — fragte Mirl.

Nein! — sagte er, — nichts kann ich essen. Das ist mir wichtiger, zu wissen ob der „Schwäher“ verzahlt hat oder nicht.

So gingen sie denn alle drei hinüber zu den Aeltern, die sie ganz fröhlich und wohlgemuth bei Tische trafen.

Wie kommt Ihr da her, so zeitlich? — fragte Jakob Glaser.

Wir kommen uns bedanken für die Fisch, — sagte Mirl etwas gereizt.

Nun, ich mein, damit hätt' Ihr Euch nicht so zu beeilen gebraucht. Habt Ihr denn schon so geschwind aufgegessen?

Ihr sitzt da und wißt gar nicht was in der Gass' vorgeht, — sagte Mirl, — ist denn Aron nicht auch da gewesen.

Was? sagte Jakob Glaser, — Aron wird sich zu mir hereintrauen? ich brech' ihm den Kragen und Hals und Leib und Leben hinaus, wenn er sich untersteht über die Schwell da zu treten!

Aber bei uns ist er gewesen, — sagte Mirl.

Und Dein Mann hat ihn nicht hinausgeworfen, daß er nicht mehr erlebt, aufzustehn? — fragte Jakob Glaser.

Hören Sie zu, Schwäher, — sagte Samuel, — jetzt lassen Sie mich ein Wort reden. Vor Allem sagen Sie mir, ob Sie auf die Fisch Billetten genommen haben. Wenn das der Fall ist, so werd ich mit ihm processiren.

Ich, Billetten genommen? sagte Jakob, — eine bittere Kränk' auf Aron!

Soll ich noch wissen, warum er kein' Billetten genommen hat, — sagte Chaje-Sarah.

Nun muß ich Ihnen sagen, Schwäher, — fuhr der junge Glasermeister fort, — daß Sie sehr Unrecht gehandelt haben.

Was? und das sagst Du mir? der Du von Teutsch-

land herunter kommst? ist das nicht ein Diebstahl, daß ich soll müssen die Erlaubniß bezahlen Fisch zu essen?

Ja, ich sag' es Ihnen und wiederhol' es Ihnen, verzeihen Sie mir, Sie haben sehr Unrecht gehandelt. Ich billige in meinem Innern das Gesetz nicht, welches diese Vorschrift enthält, denn das Gesetz ist entwürdigend für uns Juden, und in dem Sinne hab' ich mich zu Ihnen auch schon ausgesprochen; aber wenn Sie mich so verstanden haben, daß es von dem Belieben eines jeden Einzelnen abhängen sollte, dem Gesetz zuwider und eigenmächtig zu handeln, so haben Sie mich schlecht verstanden, so etwas hab' ich nie gemeint; denn man ist dem Gesetz des Landes, dem man angehört, unter allen Umständen Gehorsam schuldig; selbst wenn man deutlich einsieht, daß das Gesetz ungerecht ist.

Jakob Glaser sah seinen Schwiegersohn scharf an.

Es herrschte eine bedeutende Stille in der kleinen sabbathlich erleuchteten Stube; es war noch nie vorgekommen, daß sich der Schwiegersohn erlaubt hätte, den Schwiegervater zurecht zu weisen.

Ei! ei! ei! — sagte Jakob Glaser endlich nach langer Pause. — Bist Du gar herüber gekommen, mich zu moralisiren? Für das Geld hätt'st Du können daheim bleiben! Bei Dir kann man ja sagen: das ganze Jahr betrunken, „Purim" nüchtern. Warum? wenn man Dich außer der Zeit anhört, wie Du so gut da her reden kannst von Teutschland und wie dort die Gesetze sind, möcht' man meinen, man kann bei Euch draußen thun, was Einer will; unterdessen, wenn es zu etwas kommt, machst Du ein ander Gesicht und laßt Dir so gut Alles gefallen als wie ein Jeder anderer! Und was hat er gesagt, wie er drüben war, der Lump!

Die Fisch hat er mit fort genommen, — erzählte Mirl, — und Töpf' und Schüssel und Teller und Messer und Gabel und Löffel und Alles, kurz — — —

Und das hast Du Dir Alles gefallen lassen? — sagte Jakob Glaser zu dem Schwiegersohn.

Es thut mir sehr weh! Schwäher! aber ich muß es Ihnen noch einmal sagen, daß Sie mich ganz bestimmt falsch verstanden haben, wenn Sie meinen, daß ich mich hätt' sollen auflehnen gegen Aron Strunk. Ich tadle das Gesetz im Ganzen, das ist wahr, und wenn ich wüßt', wie man es anstellen soll, zu bewirken, daß dieses schmachvolle Gesetz, worunter eine einzige Nation zu leiden hat, aufgehoben werde, möcht' ichs thun, und wenn ich müßt bis zum Kaiser gehn; aber so lang das Gesetz zu Recht besteht, darf kein Einzelner sich demselben widersetzen; wer das thut, ist ein Rebell!

Ich bitt Euch, hört schon auf mit diesen Sachen! — sagte Chaje-Sarah, — und thut's mir nicht mein' Sabbath verwüsten. Was wollt Ihr denn da eigentlich herausbringen? Bist Du gerecht! — Ist er gerecht! — Jetzt ist es vorbei, und es ist kein solcher Gegenstand! Paketel! ein Spaß, es hat schon all' sein Lebtag Einer mehr angestellt, als wie unverzahlte Fisch zu essen und die Welt ist doch nicht untergegangen. Setzt Euch nieder und weiter „poter" aus (Punktum)!

Ich mein nur, weil er sich alleweil so groß gemacht hat von Teutschland her, — sagte Jakob Glaser.

Daß Du mir jetzt nicht Ein Wort mehr reden thust, — flüsterte Mirl ihrem Mann ins Ohr, — denn der Vater ist, wie Du siehst, wild, und es kann da noch ein Streit herauskommen und weiter fehlt mir nichts. Das soll Aron nicht erleben, daß Ihr zwei Euch wegen seiner herumzanken sollt.

Die Mahnung nützte; der Wortwechsel hatte sein Ende, da der Schwiegersohn auf die letzte Herausforderung des Vaters keine Antwort gab.

Man setzte sich nieder. Die beiden Frauen suchten,

um den unliebsamen Gegenstand ganz in den Hintergrund zu drängen, immerfort an andere Dinge anzuknüpfen; das Fernliegendste wurde herbeigeholt, nichts wollte verfangen, die Unterhaltung wollte nicht in Fluß gerathen, die Verstimmung lastete noch über dem kleinen Kreise. Endlich erwies sich Pinchas, der sich im Stillen als die Quelle des ganzen Unheils betrachtete und Vorwürfe machte, daß er seine Vermuthung nicht früher ausgesprochen, wiewohl dies gar nicht möglich war, da er ja gar nicht wußte, daß Fische überhaupt gekauft, noch weniger, daß sie zum Geschenk gemacht worden sind, endlich erwies er sich, als der glückliche Anhaltspunkt und günstige Gegenstand eines Gespräches, der für alle Anwesenden von Interesse war; denn er sollte mit Nächstem auf die Wander, nun beeiferten sich die beiden Meister und Meisterinnen ihm gute Lehren und fröhliche Aussichten auf den Weg mitzugeben und da der jüngere Meister hierin dem Schwiegervater, gegen den er stets die geziemende Ehrerbietung beobachtete, gerne das Wort überließ, so machte er dadurch zum großen Theil die Hitze, mit der er vorher aufgetreten war, wieder gut, man blieb ziemlich lange beisammen und schied dann endlich, als die letzten Dochte der siebenzackigen Messinglampe zu verlöschen drohten, von einander ohne jedweden Groll im Herzen.

Samuel Frei ging mit seinem Weibe und dem Gesellen schweigend durch die stille Nacht. Sie hatten nicht weit, kaum vierzig Schritte, aber der Weg kam ihnen diesmal ungewöhnlich lang vor; dies rührte daher, daß sie nicht sprachen; denn das Maß aller Dinge, von denen wir umgeben sind, liegt in uns, und es ist eine bekannte Thatsache, daß die Außenwelt für uns ihre Physiognomie ändert, so wie wir selbst in andere Gemüthsstimmung versetzt sind. Dem Harrenden dehnt sich Zeit und Raum in unendliche Länge hin, dem ruhig Beschäftigten verstreicht beides unbewußt. Den Fröhlichen lacht oft noch ein grauer Himmel

an, während das freundlichste Blau desselben dem Traurigen die düstern Bilder seiner Seele nicht zu verscheuchen im Stande ist.

Als sie zu Hause in ihrer Stube anlangten, sagte Mirl: Schad für die Supp' und das Fleisch, was da kalt geworden ist.

Das ist das geringste, — erwiderte Samuel, — Du mögst mir glauben, Mirl, ich hätt' lieber hundert Gulden verloren, bevor mir das hätt' passiren sollen!

Geh', sei kein Narr, — scherzte sie, — was ist denn daran? Besonders bei Dir. Du bist kein hiesiger geboren; hast Du das nicht so genau gewußt!

Grade darum, weil ich ich nicht hier geboren, grade darum, weil ich ein Fremder bin, — entgegnete er, — und hier den Schutz des Landes als meiner neuen Heimath genieße, ist es um so mehr meine Pflicht, mir nicht die geringste Kleinigkeit zu Schulden kommen zu lassen.

Du brauchst Dich wirklich nicht zu fürchten! — tröstete sie. Er aber sprach:

Fürchten? — Von Furcht ist die Rede nicht. Vor was sollt ich mich fürchten, vor ein paar Gulden, die es mich kosten wird? aber weh thut es mir, daß es heißen soll, ich hab ein Gesetz übertreten, wofür ich eigentlich nichts kann. Und ich muß die Sach' auf mir sitzen lassen, denn ich kann ja nicht den „Schwäher" denunziren. Und die ganze Sache wäre nicht nöthig gewesen!

Samuel Frei legte sich zu Bette, er that aber die ganze Nacht kein Auge zu.

Noch Jemand hat diese unruhvoll auf dem Lager zugebracht und das war Pessele, die Frau des Accise-Pächter-Sohnes.

Schon bei der Abendmahlzeit saß sie traurig bei Tische; nicht weil sie allein da saß, sie fühlte sich glücklicher in ihrer Einsamkeit als in Gesellschaft ihres Mannes; aber das

erfüllte ihr Herz mit Wehe, daß sie das Bild ihres Mannes nicht los werden konnte, der wie ein Spion in den Häusern herumschleicht, und den nach Ruhe sich sehnenden Bewohnern der „Gasse", die an dem Freitag-Abend Erholung nach den Mühseligkeiten der Woche suchten, den Genuß am Sabbath verstört und das Leben verbittert; denn auch wer seine Fische ordnungsmäßig verzahlt hatte, war von einer Hausvisitation nicht verschont, sobald es dem Accise-Pächter beliebte, eine solche anzustellen. Nicht nur Furcht vor Strafe, sondern die unausgesetzte Placerei war es, was den Leuten die Sabbathruhe verwüstete.

Das hätt' ich mir in meiner Kindheit auch nicht träumen lassen, daß ich da so hergeworfen werde in ein Land, wo ein Mensch kein anderes Geschäft hat, als die Leute zu quälen, und daß ich das Weib eines solchen Mannes werden soll. Wenn sich einer unterstanden hätt', mir das vorauszusagen, so hätt' ich ihm nie wieder ins Gesicht gesehen! und jetzt — leider ist es doch! Wie wenig weiß der Mensch, was in seiner Zukunft liegt.

Aehnliche Betrachtungen beschäftigten sie, als ihr Mann nach Hause kam und mit freudestrahlendem Gesicht verkündete: Jetzt ist er in meine Händ' gefallen, und er kann sich vorsehen; ich werd' ihn so geschwind nicht wieder los lassen. Er wird mir zappeln, wie der Fisch zappelt, wenn man ihn abschuppt.

Von wem red'st Du denn? — fragte die Frau.

Von Deinem guten Menschen, der mehr werth ist, als wie ich. Von dem Scheinheiligen, der sich Waisenkinder in Dienst nimmt, um als Wohlthäter da zu stehn. Von dem hergelaufenen Schnorrer red' ich, der mir die ganze Gemeinde rebellisch machen will. — Den letzten Satz schrie er, — im Gegensatze zu dem frühern, in welchem sich mehr bittere Ironie ausgedrückt hatte.

Die Frau erschrak, denn sie wußte jetzt wer gemeint, sie wußte aber noch nicht was vorgegangen sei, dafür jedoch kannte sie ihren Mann bereits, daß seine Drohungen niemals leer, niemals ein bloßes Gerede seien. Er drohte selten, er war kein bellender, sondern ein bissiger Hund, und wenn er einmal drohte, so folgte dann auch sicher die That. Dies war die Ursache ihrer schlaflosen Nacht.

Als Pinchas nach einigen Tagen die Heimath verließ, konnte er den Vorfall noch immer nicht vergessen, obwohl der zunächst davon Betroffene daran kaum mehr zu denken schien. Die Sache war nämlich, wie dies in der Regel geschieht, gleich am Sonntag abgemacht. Der Thatbestand lag offen, das corpus delicti war bei ihm gefunden worden, auch machte der junge Glasermeister keinen Versuch zu läugnen, oder irgend eine Einwendung zu erheben. Seinen Schwiegervater ließ er aus dem Spiele. Das Einzige, was er bei dem mit ihm vernommenen Verhöre auf die Frage, warum er keine Billette genommen, antwortete, war seine bereits früher aufgestellte Behauptung, es sei dies nur Vergessenheit halber und keineswegs absichtlich geschehen. Da aber Vergessenheit vor dem Gesetze nicht als Entschuldigung für ein Vergehen betrachtet werden kann, so wurde er zu der ordnungsgemäßen Geldstrafe verurtheilt, der er sich auch widerstandslos unterzog. Er war hierauf ruhig zu seinem Geschäfte zurückgekehrt und die Sache war vorüber.

Wenige Tage nach der Abreise des Gesellen kam eines Abends von dem Oberamte des nächst gelegenen Städtchens, unter dessen Gerichtsbarkeit die Judengemeinde des Ortes, in dem unsere Begebenheit spielt, gehört, der „Drab“ (Amtsdiener) mit einer Zustellung an dem Vorsteher der Judengemeinde. Dieser erbrach das Siegel und erblaßte, da er den Inhalt der amtlichen Zuschrift durchflogen hatte. Der

Amtsdiener ging seiner Wege. Der Vorsteher aber schickte seine Magd zu dem jungen Glasermeister, dieser möge sogleich herüberkommen.

Ist ein Fenster zerbrochen? — fragte der Meister.

Ich weiß von keinem, — erwiderte die Magd.

Der junge Glasermeister nahm einiges Werkzeug in die Tasche und ging zum Ortsvorsteher.

Als er eintrat, führte ihn der Vorsteher in die zweite Stube und sperrte die Thüre ab.

Dieses Gebahren war dem Meister auffallend, jedoch machte er hierüber keine Bemerkung, sondern blickte den Vorsteher fragend an. Der Vorsteher hieß ihn Platz nehmen, und da er sich auf einen Sessel niederlassen wollte, sagte der Vorsteher, auf das feingepolsterte Sopha deutend, auf welches er selbst sich niedersetzte: Nehmen Sie da neben mir Platz! Wir können so ungestörter mit einander reden und brauchen nicht laut zu sein!

Diese feierlichen Vorbereitungen waren keineswegs geeignet, das Befremden des jungen Glasermeisters zu beseitigen, im Gegentheile, es steigerte sich hierdurch nur desto mehr.

Sagen Sie mir, Herr Frei! — begann der Vorsteher jetzt, da sie nebeneinander auf dem Sopha saßen, — haben Sie irgend etwas gethan, was gegen das Gesetz ist?

Gegen das Gesetz? so viel mir bewußt ist — Nein!

Haben Sie vielleicht etwas eingekauft in der letzten Zeit?

Was zu meinem Geschäft gehört, wie immer.

Ich meine nicht, was zum Geschäft gehört; denn es gibt auch Fälle, daß man manchmal unter der Hand etwas sehr billig bekommt, man betrachtet so etwas häufig als eine „Mezieh“ (Gefundenes), indessen aber kann man dabei leicht ins Unglück kommen, denn solche Sachen sind in der Regel gestohlen.

Mein Ehrenwort, — sagte der Glasermeister, — ich weiß von Nichts.

Nun so müssen Sie etwas Anderes gethan haben, was gegen das Gesetz ist.

Fisch hab' ich neulich gegessen, ohne Billetten zu nehmen. Das wissen Sie ja!

Die Narreschkeit! — sagte der Vorsteher, — dafür haben Sie ja, so viel ich weiß, schon die Strafe erlegt. Das kann es nicht sein. Um das kümmert sich kein Mensch mehr. Sie müssen noch etwas Anderes gethan haben.

So wahr ein Gott im Himmel ist, Herr Vorsteher, ich weiß von nichts.

Betrachten Sie mich nicht als einen Mann, der Mißtrauen in Sie setzt. Ich kenne Sie jetzt schon einige Jahre und habe keine Ursache gefunden an Ihrer Rechtlichkeit zu zweifeln. Ich weiß auch ganz gut, daß Sie in der Gemeinde in Achtung stehen und ich muß bekennen, daß Sie dieselbe verdienen. Auch hab' ich gar kein Recht zu den Fragen, die ich Ihnen hier vorgelegt habe. Meinen Sie also nicht, daß dies ein amtliches Verhör ist! Nein! Ich mein' es gut mit Ihnen, und möcht' Ihnen gern helfen. Deshalb vertrauen Sie sich mir an, gestehen Sie offen, was vorgegangen ist, und seien Sie versichert, daß ich thun will, was in meiner Macht liegt, um Ihnen beizustehen.

Ich weiß nicht mehr, was ich Ihnen sagen soll, — erwiderte der Glasermeister, — ich kann Ihnen nur sagen: Ich will nicht erleben, lebendig aus dem Zimmer zu kommen, ich soll nicht erleben, mein Weib und Kind wieder zu sehen, wenn ich weiß — — —

Genug, — sagte der Vorsteher, — ich bin jetzt überzeugt, daß Sie von nichts wissen.

Wenn man mich bei Ihnen verklagt hat, — hub jetzt der Glasermeister, durch die letzte Aeußerung des Vorstehers ein wenig beruhigt, an, — so — — —

Wenn man Sie bei mir verklagt hätt', — fiel ihm der Vorsteher in die Rede, so wären Sie jetzt schon fertig; die Sache steht aber leider anders.

Dann muß es ein unglückliches Mißverständniß sein, eine Personverwechslung, oder — — —

Oder ein „Bilbel" (falscher Verdacht), — ergänzte der Vorsteher, und ich kann Ihnen für den Augenblick nicht einmal einen Rath ertheilen.

Was geht denn aber um Gotteswillen vor? — fragte der Betroffene.

Hören Sie mich an, — sagte der Vorsteher, — geben Sie mir Ihr Ehrenwort und die Hand darauf, daß Sie von hier nicht abreisen und nicht die Flucht ergreifen.

Ich die Flucht ergreifen? werd' ich mein Weib und Kind im Stich lassen?

Daß Sie sich überhaupt aus dem Ort hinaus nicht entfernen; in kein Dorf gehen, keinen Geschäftsgang außerhalb des Ortes machen, nicht einmal vors Thor hinaus oder über die Brück' spazieren gehen, so können Sie jetzt wieder ruhig nach Hause gehn. Aber das müssen Sie mir versprechen; denn ich bin für Ihre Person verantwortlich gemacht.

Um Gottes Willen, — sagte der Meister, — bin ich denn ein Staatsverbrecher?

Lieber Freund, — sagte der Vorsteher und ergriff seine Hand, — wenn Sie es nicht wissen, woher soll ich es wissen; aber ich hab' den strengsten Befehl, ich kann nicht anders. Ueberzeugen Sie sich selbst. Hierbei reichte er ihm die amtliche Zustellung, die er eben kurz zuvor erhalten hatte. Dieselbe lautete:

„Vom Oberamte zu . . . . . .

An den Vorsteher der Israeliten-Gemeinde zu . . . . . .

Der Vorsteher der Israeliten-Gemeinde zu . . . . . . wird hiermit amtlich aufgefordert, den in selbiger Gemeinde zuständigen und seßhaften Glasermeister Samuel

Frei, vulgo Samuel Glaser, bis auf Weiteres zu überwachen und strengstens dafür zu sorgen, daß derselbe sich unter keinerlei Vorwand weder auf Geschäftsgängen noch aus irgend einer andern Ursache vom Orte entferne. Der Vorsteher hat für die Sicherheit des besagten Samuel Frei, vulgo Glaser, mit seiner eigenen Person zu haften und wird für die Folgen einer etwaigen Flucht verantwortlich gemacht; weshalb dem Vorsteher zu seiner eigenen Sicherheit die Ermächtigung ertheilt wird, sich der Person des besagten Samuel Frei, vulgo Glaser, sogleich zu bemächtigen und denselben bis auf Weiteres in Gewahrsam zu halten.

Oberamt .... den ......

N. N."

Samuel Frei wurde todtenbleich, da er das Aktenstück gelesen hatte. Was ist da zu thun? — fragte er bestürzt.

Der Vorsteher ließ die beiden Hände, die er erhoben hatte, willenlos herabfallen und zuckte schweigend die Achsel.

Rathen Sie, helfen Sie! — flehte der Glasermeister, — erbarmen Sie sich meines Weibes und meiner Kinder.

Was von mir abhängt, soll geschehn, — beruhigte der Vorsteher. — Sie sehen, welche Verantwortung mir für die Sicherstellung Ihrer Person übertragen wird, und Sie werden daraus das Vertrauen bemessen können, welches ich in die Wahrhaftigkeit Ihres Wortes setze. Für jetzt gehen Sie ruhig nach Haus und warten wir ab, was weiter kommen wird. Ist es ein Mißverständniß, so muß sich die Sache bald aufklären.

Samuel Frei ging nach Hause mit schwerem Herzen und bekümmertem Gemüthe. Es war bereits spät in der Nacht, kein Mensch war mehr zu sehen; jeder Schritt, den er vorwärts that, widerhallte in der leeren Gasse. Am Himmel jagten die Wolken einander mit Eile vorwärts und verdeckten den Mond bald, bald ließen sie ihn wieder frei,

und er goß in solchen kurzen Augenblicken sein magisches Licht hernieder, die Häuser der Gasse mit bleichem Schein beglänzend.

Du schwebst frei in der Luft! — sagte sich im Stillen der Glasermeister, als er zum nächtlichen Himmel emporschaute, du schwebst frei, und wenn sie dich auch einfangen, die finstern Wolken, sie können dich nicht halten, du trittst lächelnd und siegend aus der Haft wieder hervor; aber mich werden sie verhaften und in einen finstern Kerker werfen, und ich weiß nicht warum?

Als er nach Hause kam, erwartete ihn Mirl und setzte ihm mit der naheliegenden Frage, was er so lange beim Vorsteher zu thun gehabt habe? — das Nachtmahl vor.

Steuerverrechnungen! — sagte der Mann, — die Leut' sehen es gleich, wenn es Einem anfängt ein Bissel besser zu gehn, und wollen dann auch das Ihrige haben; und so haben wir verrechnet und haben uns verplaudert.

Steht dafür! — sagte Mirl, — so lang auszubleiben! Warum? morgen hätt' das gar nicht Zeit gehabt?

Ist denn schon spät? Ich hab' gar nicht gedacht, daß schon so spät ist, so rasch ist die Zeit vergangen.

Da sieht man, — sagte Mirl, wie die Männer sind, und darin gibt es keine Ausnahme, — Einer wie der Andere. Ein Weib ist doch ganz anders. Er thut sich drüben verplaudern und unterhalten und ich sorg' mich daheim und mach mir allerlei Gedanken, daß ich jetzt selber über mich lachen muß. Weißt Du, wenn Du nicht jetzt gekommen wärst, daß ich gleich hinüber gegangen wär zum Vorsteher! Du mögst mir glauben, es ist zwar eine Narreschkeit, daß ich's red', aber ich hab nicht anders gemeint, als wie daß man Dich ins Gefängniß gesetzt hat!

Zum Glück ging sie bei diesen Worten in die Küche hinaus, um das am Heerde brennende Feuer abzulöschen und Samuel hatte Zeit eine Thräne, die sich bei dieser

der Wahrheit so nahe kommenden Vermuthung des arglosen Weibes in sein Auge geschlichen hatte, in aller Ruhe wieder weg zu wischen. Er konnte sich aber nicht zwingen zu essen. Dieser an ihm nicht gewohnte Mangel an Eßlust, erregte bei dem aus der Küche zurückkehrenden Weibe dennoch Verdacht und sie drang in ihn, ihr zu sagen, was vorgefallen sei.

Mich foppst Du nicht, — sagte sie, — wenn Du Stoppleber (Gansleber) und „Grieben" mit Erdäpfel stehen lassen thust, ist das nicht umsonst. Gleich sagst Du mir da, was vorgeht? was ist das, Du wirst mit mir „Versteckerlein" spielen, bin ich denn etwas ein Kind? Ist es nichts Wichtiges, desto besser; ist es aber etwas, bin ich doch auch nicht auf den Kopf gefallen und werd' doch wissen dürfen, was uns bevorsteht.

Leg' Dich schlafen, Mirl, — sagte Samuel, — morgen werd' ich Dirs sagen.

Was? so ein Herz hast Du gegen mich, daß Du mich willst eine ganze Nacht in Angst und Sorg' liegen lassen? Schön das! das hätt' ich mir von Dir nicht vorgestellt.

Nun, — sagte der Mann, — wenn Du es durchaus wissen willst, man hat mich mit etwas beim Amt angezeigt. Worüber, weiß ich selber nicht, und der Vorsteher weiß es auch nicht; er hat aber den Auftrag erhalten, über meine Person zu wachen.

Weh geschrieen! — rief das Weib, — da steckt Aron dahinter.

Was fallt Dir ein? Du meinst wegen die Fisch'? das ist ja eine abgemachte Sache!

Aber Deine Red'! — sagte das Weib mit bewundrungswürdigem Scharfsinn, sogleich die richtige Spur verfolgend, — Du red'st manchmal solche Sachen, die nicht jeder versteht. Du hast doch gesehen, wie der Vater Dich nicht verstanden hat, und hat gemeint, nach Deine Red' brauch' er die Fisch nicht zu verzahlen. Du mögst mir glauben, mich

irrt es alleweil, wenn Du so ein Wort über die Lippen bringst.

Ich red' ja nichts Unrechtes, und der Schwäher hat mich nicht angezeigt.

Das weiß ich ja, ich versteh' Dich schon, wie Du es meinst, aber nicht ein Jeder versteht das so; und dann gibt es ja auch schlechte Menschen, wer weiß, was man Dir aufgebracht hat! Die Wänd' haben Ohren. Du weißt gar nicht, wie man sich in Acht nehmen muß. Ich bitt' Dich, mein Kind, thu mir den Gefallen, red' nichts mehr von kein' Staat und von kein' Gesetz und von allen diesen Sachen. Was geht das Dich an? Du wirst das Alles, wie es ist, nicht anders machen! Sei froh, wir haben unser Stückel Nahrungszweig und weiter „poter" aus (Punktum)! Weißt Du, das freche Gesicht ist im Stand und sagt, Du hast auf den Kaiser geredt! Aron Strunk, so ein Lump! ich bitt' Dich, etwas ein gefühlvoller Mensch ist er!

Du brauchst noch nicht so zu erschrecken, — suchte der Mann sie zu beschwichtigen, — es ist ja noch gar nicht bekannt, was man mir zur Last legt. Erst muß ich's hören! Man wird mich ja doch auch reden lassen! Nachher werd' ich mich schon vertheidigen. Thu' recht und scheu Niemand, ist ein altes Sprichwort! Sei froh, ich bin auf freiem Fuß.

Wie heißt, ich soll froh sein? was bist Du denn etwas ein Dieb, ein Mörder? warum sollst Du nicht auf freiem Fuß sein?

Nun setzte er ihr in schonender Weise auseinander, wie die Sache sich verhalte, und wie er es allerdings nur dem Vertrauen, welches der Vorsteher in seine Rechtlichkeit und in sein Pflichtgefühl setzt, zu verdanken habe, daß er nicht sogleich in Gewahrsam gebracht worden sei.

Die Folge dieser Eröffnung war, wie sich dies von selbst versteht, ein heißer Thränenstrom. Das Weinen hätte aber sicherlich bei jeder andern länger gedauert, als bei

Mirl. Nachdem sie sich gut ausgeweint hatte, errang wieder ihre kräftige Natur die Oberhand über thatenlose Weichseligkeit. — Sie machte sich auf, spät in der Nacht, es war nahezu gegen Mitternacht, und ihr Mann vermochte sie nicht zurückzuhalten, um ihren Vater von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen.

Sieh' nur an, was Du treibst! — ermahnte der Glasermeister, — jetzt wirst Du die Aeltern im besten Schlaf aufwecken, bedenk' doch nur, was Du thust; die Sach' ist ja nicht so gefährlich!

Laß Du mich nur machen, — erwiderte sie, — ich hab' gegen meine Aeltern, so lang ich leb' weder im ledigen Stand noch seit unserer Hochzeit kein einzig Mal widerspänstig gehandelt; ich hab' sie, Gott sei Dank, all mein Lebtag in Ehren gehalten. Ich weiß schon, was ich zu thun hab'. Was denn? warten bis es zu spät ist? bis man Dich weggeführt hat auf den Spielberg? Nicht erleben soll er's!

Und sie that, wie sie sich entschlossen hatte, weckte in tiefer Mitternachtsstunde die Aeltern aus dem Schlafe und berichtete die schlimme Botschaft.

Die Aeltern, erschrocken über den außerordentlichen Vorfall, wußten im ersten Augenblicke kein Wort hervorzubringen.

Sag', er soll herüber kommen, — sagte endlich Jakob Glaser, — ich muß von ihm selber hören, was der Vorsteher zu ihm gesagt hat. Du wirst Dich irren.

Gott wolle es! — erwiderte die Tochter.

Die Mutter aber sagte: Nein, Jakob! wir gehen gleich selber mit hinüber. Ich hab' keine Ruhe da. Jetzt soll sie erst herüber gehn und ihn herbringen und die Kinder daheim allein lassen. Komm', zieh Dich an. Da ist nicht viel Zeit zu verlieren! —

Und so geschah es.

Jetzt laß mich hören, verstehst Du, — sagte Jakob

Glaser, als er in die Stube seines Schwiegersohnes eintrat, — was der Vorsteher zu Dir gesagt hat.

Erst hat er mich gefragt, ob ich nichts gekauft hab', keinen Diebstahl!

„Schnokes" (Lappalien)! — sagte Jakob Glaser trocken, — und weiter?

Weiter hat er mich gefragt, ob ich sonst nichts gethan hab', was gegen das Gesetz ist.

Hast Du gesagt „Nein!" — sagte Jakob Glaser wieder.

Die Schwiegermutter aber sagte: Thu' ihm nicht in Einem fort drein reden und laß ihn erzählen!

Schaÿ! — sagte Jakob Glaser, — thu Du mich nur anlernen, wann ich zu reden und wann ich zu schweigen hab'! Also hernachher!

Hernachher, — erzählte Samuel, — hat er mir gesagt, daß wenn ich ihm versprech', daß ich mich vom Ort nicht entfernen will, kann ich ruhig heim gehn.

Hast Du's natürlich versprochen!

Versteht sich!

Und dann?

Und dann hat er mir die Zustellung zu lesen gegeben, die er vom Oberamt bekommen hat, und da drin steht, daß er mit seiner Person für meine Sicherheit zu haften hat und für mich verantwortlich ist.

Nun?

Nun, und so bin ich heim gegangen!

Und das ist Alles? — fragte Jakob Glaser.

Was soll noch mehr sein? — fragte Mirl, — ist Dir das vielleicht noch zu wenig?

Stat! sagte Jakob Glaser, also jetzt hör' mich an, Samuel, was ich Dir sagen werd'. Unter der Geschichte steckt kein anderer, als wie Aron mit der langen Nas'.

Das war mein erst' Wort! sagte Mirl.

„Schekoach" (großen Dank für die Entdeckung)! jetzt,

wie Du da gehst und stehst, packst Du Dich augenblicklich zusamm' und gehst auf und davon nach Ungarn.

Dasselbe hab ich auch sagen gewollt, bemerkte die Mutter, es bleibt nichts übrig als „Pleteh" (Flucht)!

Samuel blickte die Aeltern erschrocken an.

Nun, was besinnst Du Dich? Du hast nicht lang' Zeit, sagte Jakob Glaser, mach' da keine lange Geschichten her und geh'.

Ist das Ihr Ernst? fragte Samuel.

Du? soll ich leben! noch schöner wie schön. Wie gefallt Euch das? ob es mein Ernst ist? was meinst Du denn? es ist heut „Purim" (Fasching) und Simches-Thorah" (Tempelfeier), und ich komm' um Eins in der Nacht zu Dir herüber, um Dir ein Spaßele zu machen?

Und was meinst Du Mirl? wendete sich Samuel an sein Weib.

Thu, was Dir mein Vater sagt, entgegnete sie, da es nicht anders sein kann, kann es nicht anders sein. Ich hätt' gewiß lieber, wenn Du in Friede und Freude da bei mir bleiben könntest; aber änder als sie Dich einsperren sollen, ist mir doch lieber, Du thust auf Ungarn. Wir werden schon wieder zusammenkommen. Die Welt ist groß genug. Wenn Du Dich dann irgendwo unten niedergelassen hast, komm' ich mit den Kindern Dir nach und Gott wird uns nicht verlassen.

Wer sagt denn aber, daß es nicht anders sein kann? fragte Samuel.

Ich bitt' Dich, sagte Jakob Glaser, thu' da hier jetzt nichts philosophiren. Mit Deinen deutschen „Oberchochmes" (Superklugheit) kommt man bei uns nicht fort. Und wenn Du einmal drinne bist, kommst Du nicht so geschwind wieder heraus. Gott soll hüten vor jüdische Köpf' und nichtjüdische Händ'!

Ich fürcht' mich nicht vor beiden, denn ich bin mir keines Unrechts bewußt.

Kurios redst Du, soll ich gesund sein! Was heißt Du fürchtst Dich nicht? Wird man Dich denn da viel fragen, ob Du Dich fürchten thust? Mir scheint, Du bist noch sehr kindisch. Geh'! mach' daß Du fortkommst! Vor Tag mußt Du einige Meilen weit sein, und wenn Du einmal über die ungarische Gränz' hinüber bist, dann kannst Du Dich ausrasten!

Ich bleibe hier! sagte Samuel kurz.

Du gehst nicht? fragte Jakob Glaser erzürnt.

Es wär' eine Niederträchtigkeit von mir, eine Schändlichkeit, wenn ich jetzt fliehen wollte. Ich hab' mein Wort gegeben, daß ich bleiben werde.

Das Wort gilt nichts. Ein „Neder" (Gelübde), zu dem man gezwungen wird, ist kein „Neder", und die Hand, die man der Gewalt gibt, hat keine Kraft und bindet nicht. Gott wird Dir's verzeihen, wenn Du Dich für Weib und Kind erhalten thust.

Nein! sagte Samuel, das geht nicht. Vielleicht, wenn ich unter der Hand durch eine dritte Person, bevor ich beim Vorsteher war, erfahren hätte, was sich ereignet hat; möglich, daß ich gegangen und der Gefahr ausgewichen wär'; er hätte dann keine Verantwortung gehabt, denn er hätte beweisen können, daß ich zu der Zeit, wo ihm der Befehl zugestellt worden, nicht mehr zu finden gewesen bin; aber jetzt, nachdem er mich hat rufen lassen, nachdem er mir gezeigt, daß er ermächtigt ist, sich meiner Person gleich zu versichern und mich einsperren zu lassen und nachdem er mich im Vertrauen auf mein Wort frei gelassen hat — nein! mag kommen was will, ich bin kein schändlicher Verräther und werde nicht einen Menschen ins Unglück bringen, um mich einer Gefahr zu entziehen! Mag es kommen wie es will, ich bleibe.

Bitten und Drohungen waren vergebens. Samuel Frei blieb unerschütterlich. Der Tag begann beinahe zu grauen, als sich die Aeltern betrübten Herzens nach Hause schlichen. Mit banger Ahnung harrten sie dem kommenden Tage entgegen. Es war die qualvollste Nacht, die sie jemals erlebt hatten.

Des Morgens ging Jakob Glaser zum Vorsteher.

Sag' mir, was geht da vor? fragte Jakob Glaser.

Bruder-Leben, erwiderte der Vorsteher, Du mögst mir glauben, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Ich hab' leider ein' großen Fehler begangen.

Was für ein' Fehler?

Daß ich Dein' Eidam hab' rufen lassen. Leider Gottes kommt Einem der Verstand nicht zur rechten Zeit. Wenn ich anstatt Dein' Eidam Dich hätt' rufen lassen, hätt' er können die Flucht ergreifen und ich hätt' von nichts zu wissen gebraucht. Vorbei ist es!

Und was möcht'st Du sagen, wenn er auch ohne Dein' Verstand auf und davon gegangen wär'?

Dann könnt' ich in's Criminal kommen! Aber ich trau es ihm nicht zu, sprach der Vorsteher ruhig.

Du kannst von dessenwegen ruhig sein. Hör an, ich muß Dir sagen, es ist von Dir ein Wagstück gewesen, was Du gethan hast, aber Du hast Dich nicht verrechnet. Ich hab' mein Eidam heut' Nacht erst kennen gelernt. Ich hab' ihn alleweil' für ein' guten Jungen gehalten, aber so etwas, das hätt' der Tausendste nicht gethan, denn Du hätt'st nur sehen müssen, was wir mit ihm getrieben haben, daß er flüchten soll; er aber ist da gestanden, und da hast Du können in ihn hinein reden, wie in ein' nassen Frosch. Red' da in die Mauer hinein, ist er als bei sein' Red' geblieben, ich geh' nicht und ich geh' nicht, und der Vorsteher ist

für meine Person verantwortlich, und ich hab ihm mein' Hand gegeben, — kurz, was soll ich Dir da eine lange „Schmuhe" (Geschwätz) machen, das ist ein Mensch, den find't man nicht in ganz „Marreland" (Mähren). Jetzt aber, Bruder-Leben, sag was zu thun ist!

Hör' zu, Jakob! sagte der Vorsteher, was Du mir von Dein' Eidam erzählst, überrascht mich nicht; wenn ich ihn nicht für rechtschaffen und ehrlich und fest kennen möcht', hätt' ich ihn nicht frei gelassen. Von dem ist nicht weiter zu reden. Wenn Du willst, nimm eine Gelegenheit und ich fahr' gleich mit Dir hinüber zum Oberamt. Vielleicht läßt sich etwas thun; zum wenigsten hoff' ich zu erfahren, was vorgeht.

Gut! sagte Jakob und ging sogleich, um eine Fahrgelegenheit zu dingen. Er sputete sich, der alte Jakob, und lief von Haus zu Haus auf dem ganzen Markt herum.

Zu derselben Zeit vernahm im Hause des Accise-Pächters die in der Küche beschäftigte Magd ein Klirren wie von einer zertrümmerten Fensterscheibe aus der Stube her, und gleich darauf kam die Frau heraus und befahl der Magd: Geh' mir gleich nach dem Glaser, er soll augenblicklich herkommen.

Ich mein'! augenblicklich muß es sein, paketel, weil ein Fenster zerbrochen ist! brummte die Magd in sich hinein, nachdem die Frau wieder in die Stube zurückgekehrt war.

Die Magd betrieb die Sache nicht eben mit Eile und befand sich noch in der Küche, als die Frau ungeduldig zum zweiten Male heraustrat und sie fragte: Nun, bist Du schon beim Glaser gewesen?

Sie haben mir ja nicht einmal gesagt, zu welchem ich gehen soll, ob zum alten oder zum jungen.

Geh zu welchem Du willst, aber nur geschwind, mach', und sag ihm, er soll gleich auf der Stell' herkommen.

Das heißt ein Gelärm gemacht wegen ein Bissel Fen-

ster zerbrochen, daß sie's nur nicht versäumt! brummte die Magd wieder und machte sich auf den Weg. Wenn sie erst gewußt hätte, daß die Frau absichtlich die Fensterscheibe zerschlagen habe, dann wollte ich erst ihr Brummen gehört haben. Um den Glasermeister wär' sie dann sicher nicht gegangen, denn eine alte Magd spielt im Hause häufig gern die Rolle der vergeltenden Gerechtigkeit.

Warum aber hat die Frau des Accise-Pächters absichtlich eine Fensterscheibe zerschlagen? War es blinde Zerstörungswuth, wie man sie bei rohen Gemüthern findet? war es kindische Laune, der sich manchmal auch erwachsene Kinder überlassen? war es ein Akt des Zorns, der sich nicht selten über unschuldige, gebrechliche Gegenstände ergießt? Nichts von alle dem, sie war sanften Gemüthes, sie war klug, und wenn sie gereizt wurde, was wohl oft der Fall war, so verbiß sie den Schmerz im eigenen Herzen. Und doch mit Absicht eine Fensterscheibe zerschlagen? das muß eine Ursache haben. Die Ursache war eine Mittheilung, die ihr Mann ihr gemacht hatte. Der Inhalt seiner Mittheilung empörte ihre Seele im Innersten.

Und das hast Du gethan? und damit rühmst Du Dich noch zu mir? — war Alles, was sie darauf zu sagen hatte, als er mit Hohnlachen aus dem Zimmer ging.

Aufgeregt schritt sie durch die Stube auf und nieder, blieb bald stehen, warf sich bald auf einen Stuhl, sprang wieder auf, schlug sich mit der Hand vor den Kopf; ihre Unruhe zeigte, daß sie mit einem Gegenstande beschäftigt sei, mit dem sie nicht ins Reine kommen könne. Endlich kam ihr ein Gedanke rasch wie ein Blitzstrahl.

So! das ist das sicherste Mittel! sagte sie, ging zum Fenster und schlug mit der geballten Faust so stark an die Scheibe, daß dieselbe in unzähligen Splittern auseinanderflog.

Die Magd hatte den alten Glasermeister, zu dem sie

zuerst ging, nicht zu Hause getroffen, so ging sie dann zum jungen und bestellte die Botschaft.

Der junge Glasermeister kam, hob den beschädigten Fensterflügel aus und wollte sich mit demselben entfernen, um ihn in seine Werkstatt zu tragen.

Könnten Sie das Fenster nicht hier repariren? fragte die junge Frau.

O ja, wenn Sie es wünschen!

Ich möcht' Sie bitten darum.

So geh ich mir nur das Glas zu holen.

Kommen Sie aber gleich wieder.

Wird keine fünf Minuten dauern.

Ich muß *ihn* warnen, sagte sich die Frau, nachdem er fort gegangen war.

Aber die fünf Minuten vergingen, es verging wohl auch noch mehr, der junge Glasermeister kam nicht. Die Frau wußte sich das Ausbleiben desselben nicht zu erklären; jede Viertelstunde kam sie in die Küche hinaus mit der immer wiederkehrenden Frage: Ist er noch nicht da?

Sie lief zum Fenster, sah die „Gasse" hinab, ob er noch immer nicht heraufkäme. Er kam nicht.

Geh nochmals hin, gebot sie der Magd, ich laß ihm sagen, er soll Alles stehn und liegen lassen und soll augenblicklich herkommen.

Das heißt einem das Leben verwüst' mit der schäbigen Fensterscheib'! brummte die Magd wieder und ging.

Als sie jedoch zurückkam und trocken meldete: Der Glaser kann nicht kommen. Man hat ihn mit Wach' aufs Gemeindehaus abgeführt, sank die gute Frau fast ohnmächtig nieder und die Magd hatte zu thun, sie ins Bewußtsein zurückzurufen; kaum blieb ihr Zeit übrig sich zu verwundern und zu brummen über den Eigensinn, daß eine Frau in Ohnmacht falle, weil ihr nicht sogleich das Fenster gemacht werde.

Ihre Nachricht aber erwies sich nur all' zu richtig.

Jakob Glaser hatte nach längeren vergeblichen Anfragen bei mehreren Bauern, die ihre Pferde bei der Feldwirthschaft nicht entbehren konnten, endlich eine Fahrgelegenheit bekommen, ließ stracks anspannen und beim Vorsteher vorfahren. Die beiden Männer waren bereit den Wagen zu besteigen, als eine Kalesche, von zwei raschen Pferden gezogen, durch die „Gasse" herunter rollte und beim Hause des Vorstehers der Israelitengemeinde Halt machte. Es stiegen zwei Männer aus derselben; der Vorsteher begrüßte sogleich den Justitiär und den Amtsschreiber. Vom Bock sprang auch ein Mann herunter, es war der Gerichtsdiener, der mitgenommen worden war.

Wir gehen sogleich aufs Gemeindehaus! — sagte der Justitiär zum Vorsteher.

Die Männer verfügten sich aufs Gemeindehaus.

Jakob Glaser schickte die Gelegenheit, die er gedungen hatte, wieder fort und ging betrübt nach Hause.

Wer war der Mann da bei Ihnen, Herr Vorsteher? — fragte der Justitiär auf dem Wege nach dem Gemeindehaus.

Es ist der alte Glasermeister, — erwiderte dieser, — der Schwiegervater des Samuel Frei, in Betreff dessen ich gestern vom löblichen Oberamt die Zustellung erhalten habe.

Hat er in dieser Angelegenheit etwas von Ihnen verlangt? — fragte der Justitiär nach einer kleinen Pause so nebenbei.

Ich wollte mit ihm eben zum löblichen Oberamt hinüber fahren, um in dieser Angelegenheit Erkundigungen einzuziehen. Die Leute sind außer sich, da sie nicht wissen was vorgeht.

Dann freut es mich, daß ich Ihnen den Weg erspart habe, — sagte der Justitiär lächelnd, — denn in eben dieser Angelegenheit bin ich hergekommen. Lassen Sie den

Samuel Frei sogleich aufs Gemeindehaus kommen. Er ist doch hier, will ich hoffen.

Der flüchtet nicht, — sagte der Vorsteher.

Ist er so kühn? — fragte der Justitiär lächelnd.

Ich glaube, er hat ein ruhiges Gewissen!

Wird sich bald zeigen.

Der Vorsteher rief einen eben vorübergehenden Knaben, sogleich den Gemeindediener oder Löbele Polizei zu holen. Und nachdem Letzterer nach wenigen Minuten anlangte, gab der Justitiär dem Gerichtsdiener einen Wink, worauf dieser mit Löbelei Polizei fortging.

Sie trafen den jungen Glasermeister in demselben Augenblicke, da er gerade mit einigen Glastafeln versehen sich auf den Weg machen wollte, um in dem Hause des Accisepächters die bestellte Arbeit zu verrichten.

Seine Frau stieß einen Schrei des Schreckens aus, als die Diener der Gerechtigkeit ihn abzuholen kamen.

Schrei nicht, — sagte er, — sei ruhig. Die Welt geht nicht zu Grund. Es wird sich bald Alles aufklären.

Man führte ihn ab ins Gemeindehaus.

Hier hatte er ein strenges Verhör zu bestehen. Die vielen Kreuz- und Quergänge desselben zeigten, daß der Justitiär ein Mann sei, der sich aufs Inquiriren verstand. Lange wurde der Inquisit hin und her geworfen, ehe er wußte, was ihm eigentlich zur Last gelegt wurde, und unter vielen Fragen, die sich auf die heterogensten Dinge bezogen, kam gelegentlich gleichsam nebenbei auch hie und da eine Frage, die mehr ein theoretisches als ein praktisches Interesse zu haben schien. So z. B. fragte der Justitiär den Inquisiten unter Andern ob er geschichtliche Werke gelesen habe, ob er die Geschichte der französischen Revolution kenne, ob er mit Niemand im Auslande einen brieflichen Verkehr unterhalte. Sogar die Frage kam vor, welche Regierungsform er für die beste halte, und mehre andere, aber jede

derselben immer erst nach mehreren anderen Fragen gleichwie nebenbei.

Der Inquisit beantwortete die an ihn gerichteten Fragen mit großer Unbefangenheit. So bejahte er z. B. die Frage, ob er geschichtliche Werke gelesen habe, ganz naiv, indem er mehrere Ritter- und Räubergeschichten, unter anderen auch „Tausend und eine Nacht", als die Quellen seiner geschichtlichen Studien angab. Von der französischen Revolution, meinte er, könne er nichts berichten, er sei nicht dabei gewesen, da er nie aus Deutschland herausgekommen, aber es komme ihm an, er habe in seiner Kindheit einmal etwas davon erzählen gehört. Ueber seine Beziehungen zum Auslande gab er vor, daß er allerdings einen Briefwechsel unterhalte, mit seiner Mutter, die zu N . . . noch am Leben sei. Für die beste Regierungsform erklärte er nach seiner Ansicht unbedingt diejenige, die am wenigsten Mühe macht, — eine Auffassung, über welche der Justitiär ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Nach solchem Geplänkel, woraus sich der Justitiär noch immer kein klares Urtheil bilden konnte, da er den Inquisiten nach den gegebenen Antworten, je nachdem er sie als wahrhaft oder als verstellt auffaßte, ebensowohl für einen ganz ungefährlichen Menschen, wie für einen der abgefeimtesten Schurken halten konnte, ging der Inquirent endlich auf eine etwas geradere Straße und forderte den Glasermeister auf, ihm den Hergang, der sich neulich bei ihm zugetragen habe, zu erzählen.

Da der Glaser nicht wußte, welcher Vorfall gemeint sei, so sagte der Justitiär: zuerst das von den Fischen.

Samuel Frei erzählte, was sich Freitag Abend in seiner Wohnung zugetragen hatte.

Wer ist dabei zugegen gewesen?

Samuel Frei nannte die Personen.

Was ist nach jenem Vorfall geschehen?

Nichts.

Sind Sie da zu Hause geblieben oder weggegangen?

Samuel Frei erzählte, daß er mit seinem Weibe und dem Gesellen zu seinen Schwiegereltern gegangen sei.

Was er daselbst gesprochen?

Er habe den Vorfall erzählt.

Ob er über den Vorfall kein Urtheil abgegeben?

Er glaube gesagt zu haben, daß man dem Gesetze Gehorsam leisten müsse.

Welche Veranlassung er zu diesem Urtheil gehabt?

Die Veranlassung, daß dies seine Meinung sei.

Ob ihm in dieser Ansicht widersprochen wurde?

Das glaube er nicht.

Aus welchem Grunde er sich genöthigt gesehen hätte, diese Ansicht zu vertheidigen?

Er habe sie nicht vertheidigt, sondern eben nur ausgesprochen.

Ob er die Meinung unbedingt ausgesprochen, oder ob er bestimmt habe, wie das Gesetz beschaffen sein müsse, dem man Gehorsam zu leisten habe?

Unbedingt.

Auch wenn das Gesetz ungerecht ist?

Auch dann.

Ob er diesen Zusatz vielleicht auch mit ausgesprochen habe?

Ja.

Ob er das Gesetz von der jüdischen Verzehrungssteuer für ungerecht halte?

Darüber dürfe er sich kein Urtheil erlauben.

Ob er sich wirklich niemals hierüber ein Urtheil erlaubt? er möchte sich besinnen. Vielleicht würde es ihm einfallen!

Allerdings habe er dies gethan und zwar an eben jenem Freitag Abend bei seinen Schwiegereltern.

Was er über das Gesetz gesagt habe?

Es verletze das menschliche Gefühl oder irgend etwas Aehnliches.

Ob er sonst nirgend sich in ähnlicher Weise und über ähnliche Dinge ausgesprochen?

Daran wüßte er sich nicht zu erinnern.

Das Verhör wurde bald hierauf zu Ende geführt und der Inquisit auf Grundlage seines Eingeständnisses, welches mit der Aussage eines Zeugen zwar im Widerspruch stehe, mit der Aussage des zweiten Zeugen aber übereinstimme, zur weitern Untersuchung in Gewahrsam gebracht.

Man wußte jetzt in der Gasse, wessen er beschuldigt wurde; er ward als ein staatsgefährlicher Mensch angesehen, der durch seine Reden zum Ungehorsam gegen die Gesetze zu verleiten, und den ruhigen Sinn der Einwohner aufzustacheln und aufzuwiegeln bestrebt sei.

Wer waren aber die zwei Zeugen, die wider ihn ausgesagt hatten?

Der Eine war Aron mit der Nase auf der Stirn — das ist selbstverständlich. Dieser hatte sich den Freitag Abend nach dem bewußten Vorfall, neugierig und schadenfroh, unter das Fenster von Jakob Glasers Wohnung geschlichen. Hier konnte er zwar nicht genau den Zusammenhang des Gespräches verfolgen, er vernahm nur abgerissene Worte, wie Gesetz — ungerecht — Gehorsam u. s. w. — aber er konnte durch das Fenster hindurch sehr gut die Personen unterscheiden, die in der Stube beisammen waren. Unter diesen befand sich, wie wir wissen, auch der junge Gesell, Pinchas, dessen Herz bereits von heißer Wanderlust brannte, und gerade dieser war es, auf den der Verräther seinen Plan gebaut.

Montag in aller Früh begab er sich ins Oberamt und brachte daselbst die Anzeige vor, daß sich in der Israelitengemeinde zu N... ein Mensch aufhalte, der die deutliche Absicht habe, die ganze Gemeinde rebellisch zu

machen, sie zum Ungehorsam gegen die Gesetze zu verleiten, sie von der Zahlung der vorgeschriebenen Verzehrungssteuer abzuhalten und mehreres Andere. Er berief sich auf den jungen Gesellen, welcher eben jetzt die Absicht habe, seine Heimath zu verlassen und seine Wanderschaft anzutreten.

Die Folge hiervon war, daß man vor Allem sogleich dem Gesellen, der inzwischen abgegangen war, nachsetzen ließ, um ihn zu vernehmen. Hierauf wurde das Weitere, das wir bereits kennen, veranlaßt, und so erlebte denn Aron mit der verlängerten Nase den Triumph seinen Nebenbuhler, den er in tiefster Seele haßte, als eines großen Verbrechens angeklagt ins Oberamt abführen zu sehen.

In der ganzen Gemeinde war außer ihm kein menschliches Wesen, dem dieser Fall nicht das tiefste Mitleid mit dem Unschuldigen erweckt hätte.

Die Aufregung in der „Gasse“ war allgemein. Sie werden ihn ins Kriminal setzen als einen Staatsverbrecher! — lautete die allgemeine Befürchtung. Daß Aron der Ankläger sei, daran zweifelte Niemand, aber gegen diesen war die allgemeine Erbitterung lange nicht so groß, wie gegen Pinchas, von dem sie erfahren hatten, daß er gegen seinen Wohlthäter als Zeuge ausgesagt. Dann soll man noch Gutes thun! — sagten sie, — wenn man so dafür belohnt wird. Hätten sie ihn bei der Hand gehabt, er wäre nicht sicher gewesen, daß sich der Eine oder der Andere an ihm vergriffen hätte. Es war ein gräßliches Beispiel unerhörter Undankbarkeit.

Der arme Junge! er litt unter dem Vorgang mehr, als alle die Schreier in der „Gasse“, die ihn mit tausend ausgesuchten Flüchen überhäuften. Was hätte er machen sollen!

Freilich war er vom Hause weggezogen, das Herz voll Wanderlust, und die Brust voll Hoffnung, welche sein guter Meister durch seine häufigen Schilderungen in ihm erweckt

hatte. Noch konnte er sich nicht darüber trösten, daß gerade im letzten Momente vor seinem Abschied von der Heimath der unliebsame Vorfall mit den unverzahlten Fischen sich ereignet hatte, und daß sein guter Meister zu einer Strafe verurtheilt worden war. So wenig Grund er auch hatte, sich selbst bei der Sache irgend eine Schuld beizumessen, so beharrte er doch noch immer kindisch bei seiner Selbstanklage, und konnte sich nicht beruhigen bei dem Gedanken, daß er eigentlich an der ganzen Sache Schuld sei, da er die Worte des Jakob Glaser sogleich hätte richtig verstehen und darnach weiter handeln sollen.

So schritt er hin, Schmerz und Freude in der Brust, den blauen Himmel über sich, und unten lachendes Grün, soweit das Auge reichte.

Er mochte ungefähr vier bis fünf Stunden fortgewandert sein, als ihn ein schattiger Platz zur Rast einlud. Er warf sein Ränzlein ab und ließ sich mit Wohlbehagen nieder in das schwellende Gras. Das wär' ein Plätzel, — dachte er, — wie gemacht für mein' Meister. Da möcht' sich eins Geschichtchen erzählen lassen. Dabei sah er auf die Landstraße, von der er ein wenig abgebogen hatte, nach der Seite hin, von welcher er gekommen war, den Weg, den er zurückgelegt hatte, in Gedanken zurückverfolgend. Da bemerkte er in der Ferne aufwirbelnden Staub, und nach wenigen Minuten konnte er zwei reitende Boten, die des Weges daher sprengten, deutlich unterscheiden. Sie sprengten vor ihm, der gemächlich im kühlen Schatten lag, mit solcher Eile vorüber, daß sie bald darauf, nachdem er sie gesehen hatte, seinem Gesichtskreise wieder entschwunden waren, und nur wieder der in der Ferne aufwirbelnde Staub die Stelle verrieth, wo sie sich befanden.

Das heißt zugeritten! — sagte der Bursche, — die reiten, wie wenn sie auf der Flucht wären! Oder, wie

wenn sie Jemandem nachsetzen möchten! — sprach es innerlich in ihm.

Der Gedanke, daß dies letztere der Fall wäre und daß irgend Jemand nöthig hätte sich vor ihnen zu verstecken, überraschte ihn aber so unangenehm, daß er denselben nicht, wie den früheren, laut zu sprechen gewagt hatte.

Es ist dies mit manchen Gedanken der Fall, sie kommen über uns mit solcher Gewalt, daß wir uns scheuen sie auszudenken.

Nachdem er noch eine Weile gerastet hatte, stand er frisch wieder auf, nahm sein Felleisen auf den Rücken, und setzte seine Wanderung fort. Er schritt auf der Landstraße weiter dem nächsten Dorfe zu, wo er sich im Wirthshause einen Trunk Bier zu vergönnen die Absicht hatte. Nach Verlauf einer starken Stunde kam er in dem Dorfe an Nach dem Wirthshaus brauchte er nicht zu fragen. Er konnte nicht fehlen, wenn er in das Haus, vor welchem einige Fuhrwerke standen, eintrat. Zwei gesattelte Pferde hatte er draußen ebenfalls bemerkt; diese fraßen ihr Futter, die beiden Männer aber, die sie auf ihren Rücken in raschem Laufe dahergebracht, saßen drin in der Gaststube mit einem dritten Mann an einem Tische und hatten eine Flasch Wein vor sich. Dieser dritte war der Ortsvorsteher. Der Wanderbursch grüßte höflich bei seinem Eintritte in die Wirthsstube und setzte sich an einen Tisch. Er glaubte zu bemerken, daß man von dem andern Tische oft nach ihm herüber sah. Hätte er gehört, was bei seinem Eintritt in die Stube gesprochen wurde, er hätte sein Glas Bier mit weniger Ruhe getrunken, denn als er eintrat, sagte einer der Reiter:

Das muß er sein.

Und der andere sagte: Ich hab' ja gewußt, er muß hier durch.

Der Wanderbursch trank sein Glas Bier, aß ein Stück

Brod, und bezahlte seine Schuldigkeit. Hierauf nahm er sein Ränzlein und machte Anstalt zur Weiterreise; als er aber durch die Stube schritt, erscholl es von der andern Seite:

He! Wanderbursch!

Der Gesell hielt inne und schaute hin.

Von welchem Handwerk? — fragte einer der Reiter.

Glasergesell, — sagte er.

Wanderbuch? — fragte der andere Reiter.

Hier! — Hierbei zog er sein Wanderbuch aus der Tasche und reichte es hin.

Setz' er sein Felleisen nur wieder ab, — gebot der erste Reiter wieder, nachdem er im Wanderbuche den Namen gelesen hatte, — er wird die weitere Reise in unserer Gesellschaft machen.

Der Gesell setzte erschrocken sein Felleisen nieder. Die Männer nahmen ihn jetzt in ihre Mitte und ließen sich die leer gewordene Flasche frisch anfüllen.

Wir haben jetzt mehr keine Eile! — sagte der Eine, — und können langsam zurück reiten.

Hierher haben wir einen scharfen Ritt gethan, — berichtete der Andere.

Der Ortsvorsteher war weiter nicht nöthig; er gab Hausgeschäfte vor und zog sich zurück.

Die zwei Reiter tranken lustig um die Wette und nachdem sie den Inhalt der Flasche ohne Hilfe des Ortsvorstehers geleert hatten, bestiegen sie die inzwischen gefütterten Pferde und transportirten den Arrestanten im ruhigen Schritt nach dem Oberamt.

Als sie auf dem Rückwege an der Stelle vorbei kamen, wo er vor kurzer Zeit im Schatten liegend, die zwei Boten vorüberreiten gesehen hatte, ward er sich erst recht der peinlichen Lage bewußt, in die er da so plötzlich hinein gerathen war. Er konnte so wenig begreifen, was mit ihm vorging, daß er erst hier durch die wiederauftauchende

Erinnerung an den leisen, unausgesprochenen Gedanken beim Anblick der beiden Reiter fähig wurde, die Noth zu übersehen, in der er sich befand.

Mit zerschlagenem Herzen kam er im Oberamte an.

Man verhörte ihn sogleich.

Die Hauptfragen, die er zu beantworten hatte, bestanden darin, ob ihm sein Meister keinerlei Belehrungen gegeben habe, und welcher Art diese gewesen seien.

Der Gesell bejahte, und sagte offenherzig, was sein Meister hie und da gesprochen.

Diese Antworten, aus denen nichts anderes hervorging, als daß der Meister Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit und dergleichen Eigenschaften als die schätzenswerthesten pries, waren keineswegs geeignet, die Anklage, welche der Accise-Pächter-Sohn eingebracht hatte, zu unterstützen.

Man wollte deshalb von dem Gesellen wissen, was der Meister noch gesprochen habe oder zu sprechen pflegte; denn belehrte man ihn, — der Meister muß noch von andern Dingen gesprochen haben.

Der Gesell kam aber immer wieder auf dieselben Dinge zurück, nur fügte er noch hinzu, daß der Meister auch Geschichten zu erzählen pflegte, die sehr schön seien.

Man vermuthete, daß diesen Geschichten vielleicht eine gewisse staatsgefährliche Tendenz zum Grunde liege und glaubte schon auf der richtigen Fährte zu sein, da man ihn fragte, ob er wohl sich an einige dieser Geschichten erinnere und ob er im Stande wäre eine oder die andere nachzuerzählen.

Der Geselle erbat sich man möchte ihn besinnen lassen.

Dies geschah.

Nach kurzem Besinnen erzählte der Gesell eine wunderbare Geschichte.

Sie dauerte ziemlich lang. Als er fertig war, lachte der Justitiär und sagte zum Amtsschreiber: die Geschichte

von der wunderbaren Lampe steht in Tausend und einer Nacht nicht besser zu lesen, als wir sie hier gehört haben.

Ob alle Geschichten derart waren?

Der Gesell erbot sich gleich zu einer zweiten Geschichte, die noch viel schöner sei. Aber kaum hatte er begonnen, so wurde ihm bedeutet abzubrechen, denn der Justitiär sah sogleich, daß diese Geschichte aus derselben Quelle geschöpft sei, wie die erste.

Der Meister muß aber von noch andern Sachen gesprochen haben. Hat er nie etwas über die Gesetze gesprochen? — fragte der Justitiär, welcher bemerkte, daß er es hier mit einem ganz naiven Gemüthe zu thun habe, an dessen Aufrichtigkeit nicht im mindesten zu zweifeln sei.

Er täuschte sich auch keineswegs; denn sogleich sagte der Geselle: Ja! am letzten Freitag Abend nach der Geschichte mit den Fischen.

Nun wurde er aufgefordert, den ganzen Hergang zu erzählen, und er erzählte ihn ganz der Wahrheit gemäß, bis auf die kleinsten Details.

Wie hätte er anders thun sollen? hatte ihn nicht sein eigener Meister gelehrt, unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen?

Nachdem dieser Bericht zu Ende war, wurde ihm noch auf vierundzwanzig Stunden ein Wachmann zur Begleitung mitgegeben und dann wurde er entlassen.

Der entlassene Gesell wußte im ersten Augenblick, da er die Freiheit wieder erlangt hatte, nicht, was er beginnen solle, ob er seine Wanderung fortsetzen oder nach Hause gehen und den Vorfall erzählen solle.

Er deliberirte hin und her. Nein, — sagte er endlich, — zu was soll ich heim gehn? Ich hab' ja auf mein' Meister nichts Schlechtes gesagt und daheim möchten sie nur erschrecken, oder sie möchten mich gar auslachen! Nein, ich geh' fort.

Und er ging.

Es dauerte aber nur wenige Tage, als er die Neuigkeit von der Gefangennahme seines Meisters, die sich inzwischen rasch in der ganzen Gegend verbreitet hatte, erfuhr. Jetzt that es ihm wehe, nicht heim gegangen zu sein, denn er wußte nicht, daß sein Nachhausegehen nichts mehr genützt hätte und nun bildete er sich wieder ein, er habe dieses Unglück verschuldet. Er wagte es jetzt erst recht nicht in die Heimath zurückzukehren, und mit diesem großen Schmerz zog er in die weite Welt hinaus.

Unterdessen war die zerbrochene Fensterscheibe im Hause des Accise-Pächter-Sohnes noch immer nicht reparirt. Die Frau schien dieselbe ganz vergessen zu haben. Hierüber wunderte sich Niemand mehr als die Magd. Da sieht man, — sagte sie sich, — wie die großen Leut' sind. Erst hat sie's nicht erwarten können und ist alle „Beff" in die Küch' gekommen, ob der Glaser schon da ist, und jetzt läßt sie das zerbrochene Fenster zerbrochen sein, wie wenn im ganzen Ort gar kein Glaser existiren möcht! Nun, ist es ihr recht, ist es mir auch recht; mein Haus ist es nicht.

Den Tag nachdem Samuel Frei zur weitern Untersuchung nach dem Oberamte abgeführt worden war, brachte der Drab wieder zwei amtliche Zustellungen an die Gemeinde. Die eine war an den Vorsteher, die andere an den Rabbiner gerichtet. Beide wurden aufgefordert, Leumundszeugnisse über den Inquisiten einzusenden. Dieser hatte sich über den religiösen und sittlichen Lebenswandel desselben, jener über sein sociales und bürgerliches Verhalten auszusprechen. Auch wurde der Vorsteher verpflichtet, alle die Personen namhaft zu machen, mit denen der Inquisit am meisten verkehrt habe.

Die Zeugnisse konnten nicht günstiger ausfallen.

Der Rabbiner bestätigte, daß Samuel Frei sich niemals in irgend einer Weise etwas erlaubt habe, was mit den Grundsätzen der mosaischen Lehre oder auch nur mit den üblichen Gebräuchen in Haus und Synagoge in Widerspruch stehe, daß er ihm als ein unbescholtener Mann bekannt sei, der überdies durch seine Aufführung allezeit in allgemeiner Achtung stand und jedem jüdischen Haus- und Familienvater zum Muster dienen konnte.

Aehnliches bezeugte auch der Vorsteher, indem er ganz besonders auf die Bescheidenheit und auf das Jedermann gefällige Benehmen des Samuel Frei hinwies; Niemand sei in der Gemeinde, mit dem er jemals auch nur den geringsten Streit gehabt habe, im Gegentheile sei er als ein friedliebender Mensch bekannt und habe sich in mancher Beziehung, wie z. B. durch die unentgeltliche Aufnahme des verlassenen Waisenknaben, der jetzt Geselle geworden, sogar als wohlthätiger Mann bewährt.

Die Männer, welche namhaft gemacht worden, daß sie mit Samuel Frei den meisten Umgang hatten, citirte man als Zeugen auf das Oberamt und hier wurde jedem Einzelnen unter mehreren andern besonders auch die Frage vorgelegt, zu welchen Handlungen Samuel Frei sie anzuspornen oder zu ermuntern pflegte? Niemand konnte aber angeben, jemals von demselben zu irgend einer That aufgefordert oder ermuntert worden zu sein.

So verstrich denn längere Zeit, ohne daß sich das Schicksal des Inquisiten entscheiden konnte.

Jakob Glaser lief unaufhörlich zum Vorsteher und dieser versprach ihn, ins Oberamt zu fahren und sich über den Stand der Sache zu erkundigen.

Der Vorsteher kam zu dem Justitiär, traute sich aber nicht den Gegenstand sogleich zur Sprache zu bringen, was dieser wohl bemerkte.

Der Justitiar war ein Mann von klarem Verstande und großer Menschenkenntniß. Im Laufe einer langen Reihe von Jahren hatte er sich einen scharfen Blick eigen gemacht, der fähig war, in die Seele eines Andern einzudringen und gleichsam dessen Gedanken zu lesen. Wenn er sein Augenglas, das ihm gewöhnlich auf der Nase saß, mit der Hand in die Höhe über die breit gewölbte Stirne hinaufschob, auf welcher die sichersten Merkmale der Intelligenz ausgeprägt waren, so vermochte selbst manch hartgesottener Sünder den durchdringenden Blick seines Auges nicht zu ertragen.

Als er die Verlegenheit des Vorstehers bemerkte, ersuchte er den in der Kanzlei beschäftigten Schreiber, einen Actenfascikel aus dem Archive herüber zu holen, und nachdem dieser sich entfernt hatte, sagte der Justitiär: Herr Vorsteher, ich weiß doch wohl, was Sie zu mir führt. Hier in der Kanzlei kann ich Ihnen nichts sagen; kommen Sie heut Abend zu mir in meine Wohnung, dort will ich Ihnen reinen Wein einschenken.

Der Abend kam und der Vorsteher verfügte sich in die Wohnung des Justitiärs.

Also wie steht es mit unserem Inquisiten? — fragte der Justitiär lächelnd.

Darüber hoff' ich von Ihrer Güte einige Auskunft, Herr Justitiär!

Nun, ich will sie Ihnen auch geben. Unter uns gesagt, ich halte den Mann für unschuldig!

Die Miene des Vorstehers erheiterte sich, und erglänzte vollends vor Freude, als der Justitiär fortfuhr: So sehen die Rebellen nicht aus, wie dieser Mensch; ein Staatsverbrecher ist nach meiner Erfahrung aus einem andern Holze geschnitzt. Ich lass' mir die Nase herunterschneiden, wenn der Mann fähig ist, eine ruhige Gemeinde aufzuwiegeln und zum Ungehorsam gegen die Staatsgesetze zu verleiten.

Was sind Sie für ein Mann! — sagte der Vorsteher entzückt, — Sie können einem Menschen ins Herz hinein sehen!

Nehmen Sie Platz, — forderte jetzt erst der Justitiär den Vorsteher auf.

Kann ich, — fragte letzterer, ehe er sich niedersetzte, — der unglücklichen Familie eine frohe Nachricht bringen, so lassen Sie mich eilen, denn jede Minute früher, ist Gold werth.

So weit sind wir noch nicht, — entgegnete der Justitiär, — ich habe Sie in meine Privatwohnung beschieden, und was ich zu Ihnen gesprochen habe, das habe ich als Privatmann gesprochen; es ist dies meine Meinung, meine moralische Ueberzeugung; der Gang der Angelegenheit fordert aber mehr als dies, der Lauf des Gesetzes und meine persönliche Meinung sind zweierlei.

Die heitere Miene des Vorstehers begann sich wieder zu trüben.

Was die Aussage des Handwerksburschen anbelangt, der bei dem Glasermeister in der Lehre war, — begann der Justitiär nun seine Auseinandersetzung, — so ist sie für den Inquisiten mehr entlastend, als belastend, und wird ihm eher nutzen als schaden; denn indem dieselbe mit dem eigenen Geständnisse des Inquisiten in allen Punkten, in Haupt- und Nebenumständen, oft sogar im Ausdruck übereinstimmt, so gewinnt hierdurch das eigene Geständniß sowohl, als auch die Zeugenaussage an Gründlichkeit und Authenticität. Man müßte denn zwischen diesen beiden eine vorausgegangene Unterredung annehmen, welche diese Uebereinstimmung zum Zwecke hatte.

Eine solche, — sagte der Vorsteher, — kann nicht stattgefunden haben, da Samuel Frei, als ich ihn rufen ließ, durchaus keine Vermuthung hatte, aus welchem Grunde die Maßregel gegen ihn erflossen ist.

Man sieht, — sagte der Justitiar lächelnd, — daß Sie in Strafsachen wenig bekannt sind. Eine solche Unterredung hat gewiß nicht stattgefunden, das geht für mich aus ganz andern Anzeichen hervor. Daß sie aber nicht stattgefunden haben kann, läßt sich nicht behaupten; und das Ueberraschtsein des Inquisiten, welches Sie als Beweis seiner Unschuld geltend machen wollen, läßt sich leicht als ein verstelltes betrachten. Der Untersuchungsrichter muß alle diese Fälle als möglich annehmen. Indessen bin ich hier eben so sehr wie Sie selbst überzeugt, daß eine Verständigung der beiden Personen nicht stattgefunden hat.

In Folge dessen muß die genaue Uebereinstimmung der Zeugenaussage mit dem Geständniß des Inquisiten Letzterem aber darum zum Vortheil gereichen, weil er in derselben blos beschuldigt erscheint, in einem Momente der Aufregung gegen ein Gesetz, das sich eben gegen ihn wendete, seinen Unmuth ausgesprochen zu haben. Dagegen ergibt sich aus derselben durchaus kein Moment, aus welchem auf ein im Allgemeinen aufrührerisches, aufwieglerisches und zum Ungehorsam gegen die Gesetze aufreizendes Wesen und Treiben mit Gewißheit eine Folgerung machen ließe.

Gerade dieser Dinge aber beschuldigt ihn der andere Zeuge, welcher die Anzeige gegen ihn gemacht hat, nämlich der Sohn des Accise-Pächters. Dieser hat allerdings seine Anzeige gemacht, ohne hierfür irgend einen Beweis beizubringen; er beruft sich auf das Zeugniß des Wanderburschen. Sie haben gehört, wie dieses ausgefallen ist. Die Leumundszeugnisse der Gemeinde, und alle die vernommenen Personen stehen mit der Anklage des Accise-Pächter-Sohnes im Widerspruche. Gleichwohl hat das Strafverfahren noch immer Handhabe genug, die Untersuchung nicht aufzugeben; denn aus dem Grunde, daß die gegen Samuel Frei erhobene Anklage der Aufwieglerei nicht bewiesen ist, geht für das

Verfahren noch keineswegs hervor, daß sie ganz grundlos sei. Einmal ist es möglich, daß der Beweis im Laufe der weitern Untersuchung noch hergestellt werden kann. Zweitens kann der Inquisit, auch in dem Falle, daß kein Schuldbeweis gegen ihn aufgebracht wird, auch nicht freigesprochen, sondern nur aus Mangel an Beweis entlassen werden; denn daß er das Gesetz über die jüdische Verzehrungssteuer seinem Schwiegervater gegenüber ein ungerechtes genannt hat, ist Thatsache, und somit wirft dies einen Schein auf ihn, daß man sich einer aufrührerischen Redeweise zu ihm gar wohl versehen kann.

Wie sehr meine persönliche Ansicht von der lammfrommen Gemüthsart des Inquisiten also auch überzeugt sein mag, so kann ich ihn doch auf keine Weise gegen den Gang des Gesetzes schützen. Ich kann Ihnen genau vorher sagen, wie Alles kommen wird. Die Untersuchungsakten werden zum Kreisgerichte gehn; von dort werden sie zur Vervollständigung und Ergänzung zurückkommen. Man wird hier wahrscheinlich nichts Neues hinzuzufügen haben und der Inquisit wird dann aus Mangel an Beweis entlassen werden. Darüber können aber Jahre vergehn. Ich bedaure den Menschen wirklich ganz aufrichtig.

Da kann man sehen, was ein Verläumder im Stand' ist, — sagte der Vorsteher und schüttelte betrübt den Kopf.

Der Justitiär aber sagte mit seinem gewöhnlichen Lächeln: Ja, mein Lieber, wenn Sie im Stand' wären zu beweisen, daß die Anklage eine Verläumdung sei!

Nun, was wäre dann?

Was dann wäre? Der Unglückliche würde sogleich freigesprochen und die Strenge des Gesetzes sich gegen den Verläumder kehren. Aber wie will man das beweisen?

Das kann man beweisen, — sprach der Vorsteher in großer Aufregung sich vom Sitze erhebend.

So? — fragte der Justitiär.

Gewiß! das kann man beweisen. Der junge Strunk war dem Samuel Frei von jeher aufsässig; schon als dieser noch Gesell war, hat er ihn nicht leiden können, und das weiß ja jedes Kind in der „Gass", daß der junge Strunk sich an dem Glasermeister rächen wollte, weil der ihm die Tochter des alten Glaser abwendig gemacht hat.

Ist das der ganze Beweis? — fragte der Justitiär.

Warum? ist er nicht stark genug, wenn jedes Kind das weiß?

Nein! — sagte der Richter ruhig, — stark genug ist er nicht. Er ist stark genug, gegen den Kläger Verdacht zu schöpfen, aber nicht stark genug, um den Geklagten frei zu machen; denn das eigene Geständniß des Inquisiten bleibt ja noch immer vorhanden. Der junge Strunk müßte, wenn die Verläumdung eruirt werden soll, sich vorher über sein Vorhaben ausgesprochen haben; es müßten Zeugen da sein, welche Drohungen von ihm gehört haben, daß er eine falsche Anklage einbringen werde. In solchem Falle ließe sich was machen.

Dann läßt sich leider nichts machen, — seufzte der Vorsteher und ließ die Hände sinken.

In demselben Augenblicke pochte es an die Thür und auf den Ruf „Herein!" — trat der Finanzkommissär in das Zimmer.

Ich habe Ihnen eine nicht unerhebliche Mittheilung zu machen, — sagte der Kommissär nach der üblichen Begrüßung mit einem Seitenblick auf den dritten, der sich im Zimmer befand.

Der Vorsteher hatte den Seitenblick bemerkt und wollte sich entfernen.

Ich bedaure sehr, daß ich störe, — wendete sich der Kommissär hierauf an den Vorsteher, — ich werde übrigens gleich fertig sein, und Sie dürfen meinethalben nicht fortgehen, Herr Vorsteher!

Der Justitiär geleitete den Vorsteher in ein anderes Zimmer, wo er ihn zu warten ersuchte, und kehrte zu dem Kommissär zurück.

Ich war heute auf Inspektion in N......, — begann der Kommissär nun seinen Bericht, — und verfügte mich ungefähr gegen elf Uhr in Finanzgeschäften zu dem Accise-Pächter Strunk. Da der Alte seit langer Zeit bereits dem Sohne die Führung der Accise-Sache überlassen, so verkehre ich in der Regel auch nur mit diesem. Ich traf ihn nicht zu Hause. Er war, wie man mir sagte, im Weinkeller, und da es mehrere Stunden anstehen dürfte, bevor er wieder kommen könnte, so wollte ich mich inzwischen entfernen. Die junge Frau aber wollte mich nicht fortlassen, und nöthigte mich über Mittag zu bleiben. Ich nahm die Einladung an. Die Frau verfügte sich in die Küche, vermuthlich um daselbst einige Anordnungen bezüglich des Mittagsmahls zu treffen; ich aber ließ mich inzwischen bequem in einen gut gepolsterten Lehnstuhl nieder, der den Fenstern gegenüber stand, und überließ mich allerlei Gedanken und Betrachtungen. Hierin wurde ich, ich weiß selbst nicht wie es kam, durch eine zerbrochene Scheibe an einem der Fenster häufig unterbrochen. Die zerbrochene Scheibe störte wahrscheinlich die schöne Ordnung und Symmetrie, die ich sonst in der Stube wahrzunehmen Gelegenheit hatte, und immer wieder mischte sich dieselbe störend in meinen Gedankengang. Endlich kam das Mittagsmahl.

Wir diskurirten allerlei, unter Anderem auch von den Gemeinde-Verhältnissen. Ich bedauerte die Gemeinde im Ganzen, als eine wenig bemittelte, wozu ich guten Grund hatte, denn die Höhe des Genusses und Wohllebens scheint mir für den Reichthum ein ganz gründlicher Maßstab zu sein, nun leistet aber die Gemeinde N..... an Verzehrungssteuer viel weniger als manche andere Gemeinde von

geringerer Familienzahl, woraus für mich, wenn ich nicht eine allgemeine und ununterbrochene Defraudation annehmen will, klar hervorgeht, daß daselbst an Fischen, Geflügel, Fleisch und Wein im Allgemeinen viel weniger konsumirt wird, als sich mit nur einigem Wohlstande verträgt.

Die gute Frau, eine harmlose Person, die sich in die Geschäftsgebahrung ihres Mannes, wie ich später ersehen, niemals einen Einblick verschafft hat, konnte sich über meine Bemerkung nicht genug wundern, da ihres Wissens nicht nur die meisten Gemeindeglieder wohlhabende Leute seien, sondern auch die von mir angegebenen Umstände ganz und gar nicht zuträfen, denn so viel ihr bekannt sei, führe man in den meisten Häusern ein ganz gutes Leben, wie es der Wohlhabende und Bemittelte sich erlauben darf.

Diese Bemerkungen der Frau machten mich stutzig; es stieg in mir ein Verdacht gegen den Accise-Pächter-Sohn auf, daß er, um eine geringere Pacht zu erzielen, falsche Angaben über die Verhältnisse der Consumtion steuerbarer Artikel an die Finanzbehörde gelangen lasse. Um meinen Verdacht nicht sogleich merken zu lassen, fing ich nun an von andern ganz gleichgültigen Dingen zu plaudern, und so kamen wir auch auf die Hauswirthschaft; ich lobte ihre Hausordnung, die Nettigkeit ihrer Einrichtung, fragte nur so nebenbei, ob sie auch die Bücher mit solcher Ordnung führe, worauf ich erfuhr, daß ihr Mann seine Bücher in seinem Kasten verschlossen halte und sie sich um dieselben gar nicht kümmere. Das Geschäft, sagte sie, gehört nicht in meine Aufgabe, ich begnüge mich mit der Hauswirthschaft. Hier muß Alles in Ordnung sein, dafür bin ich verantwortlich.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich bemerkte hierauf scherzend, daß es mir als Finanzkommissär bei einer strengen Visitation ihres Hauses doch wohl gelingen möchte, auch in ihrem Gebiete einen Mangel aufzufinden.

Darauf wäre sie neugierig, meinte sie.

Ich aber stand auf, nahm sie am Arm und führte sie in das Zimmer, in dem sie mich vor dem Speisen hatte warten lassen, gerade zu dem Fenster mit der zerbrochenen Scheibe. Hier, sagte ich, ist das corpus delicti! Ein zerbrochenes Fenster im Paradezimmer. Bei diesen Worten erblaßte die Frau aber so merklich und schien so verwirrt, daß ich mir die heftige Erregung ihres Gemüthes nicht zu erklären wußte, denn daß ihre Eitelkeit so groß sein sollte, sie in fieberhafte Aufregung zu versetzen, weil sie etwa ein zerbrochenes Fenster repariren zu lassen vergessen habe, das schien mir doch nicht wahrscheinlich; dafür schien sie mir auch zu klug.

Ich fragte sie, warum sie so erschrocken und so aufgeregt sei? worauf sie statt aller Antwort in krampfhaftes Weinen ausbrach, mit dem vom Weinen und Schluchzen mühvoll hervorgebrochenen Rufe: Ich bin unglücklich.

Mein Verdacht, den ich schon bei Tische gefaßt hatte, wurde durch dieses Benehmen der Frau verstärkt. Ich suchte sie vorerst zu beruhigen, stellte mich, als ob ich der Meinung wäre, sie habe aus Eitelkeit geweint, schalt sie kindisch, sich über eine solche Kleinigkeit so zu ereifern; als ich sie aber dahin gebracht hatte, daß sie ordentlich zu Worte kommen konnte, verlangte ich von ihr die Kastenschlüssel. Sie gab mir dieselben. Ich fragte welcher den Kasten öffne, worin sich die Bücher ihres Mannes befinden?

Diesen Schlüssel, sagte sie, trage er stets bei sich, den habe sie nicht.

Ich fragte sie nun, warum sie vorhin gerufen habe, sie sei unglücklich.

Ach, sagte sie, wenn Sie die Geschichte der zerbrochenen Fensterscheibe kennen möchten, so wüßten Sie's, daß ich unglücklich bin.

Ich drang in sie, mir zu sagen, was sie auf dem Herzen habe.

Ach, war wieder ihre Antwort, ich will meinen Mann nicht ins Unglück bringen; er ist ja doch mein Mann, wenn er auch hart gegen mich ist.

Mehr braucht' ich nicht als dieses, um den Verdacht, den ich geschöpft hatte, zur größten Höhe zu steigern.

Hat er die Bücher gefälscht? fragte ich nun bestimmt.

Von seinen Büchern weiß ich nichts, war ihre Antwort, aber dieser unglückliche Glasermeister, der ins Kriminal kommen muß. Das liegt mir wie ein Stein am Herzen!

Mehr war trotz allem Zureden aus der Frau nicht herauszubringen.

Ich ging sogleich auf den Magistrat, nahm mir daselbst Assistenz, kehrte in die Wohnung des Accise-Pächters zurück und versiegelte amtlich den Kasten, worin sich nach der Aussage der Frau Strunk die Bücher befinden, nachdem ich vorher Alles durchsucht und nirgends eine Spur derselben gefunden hatte. Morgen früh wird sich eine Kommission nach N..... begeben, um den Thatbestand an Ort und Stelle aufzunehmen.

Was aber die Aeußerung der Frau anbelangt, die sich auf den hier inhaftirten Glasermeister bezieht, davon fühle ich mich verpflichtet, Ihnen, Herr Justitiär, sogleich nach meiner Ankunft Anzeige zu erstatten.

Ich danke Ihnen, sprach der Justitiär und geleitete den Kommissär bis über die Treppe hinab.

Als er wieder zurückkam, holte er den Vorsteher, welchem inzwischen im andern Zimmer die Zeit etwas lang geworden sein mochte und sagte ihm: Nun, die Sache hat eine Wendung genommen, auf die wir beide vor einer halben Stunde noch nicht gerechnet haben! Fahren Sie ruhig

nach Hause. Möglich wird Ihr Schützling früher frei sein, als Sie zu hoffen wagen durften.

Was ist vorgefallen? fragte der überraschte Vorsteher.

Begnügen Sie sich für heute mit dem, was Sie erfahren haben, ich komme morgen nach N..... hinüber, und dort werden Sie das Weitere hören.

So ging mit einem ungewissen Troste im Herzen der Vorsteher von dannen. Es war spät in der Nacht, als er nach Hause kam; aber welch überraschende Neuigkeit hier!

Schöne Sachen sind das! — Was sagst Du nur? Mit diesen Worten redete ihn seine Frau an, als er in die Stube trat.

Was für Sachen? fragte der Vorsteher, der nach der geheimnißvollen Andeutung den ganzen Weg über, wie begreiflich, sehr neugierig und auf etwas Außerordentliches allerdings gefaßt war.

Hast Du denn noch gar nichts gehört? fragte hingegen wieder seine Frau.

Nicht ein Wort! Was soll ich denn gehört haben?

Daß Aron Strunk flüchtig geworden ist!

Aron?

Was denn! Heut war der Oberkommissär hier und Aron ist im Weinkeller gewesen. Unterdessen hat man ihm daheim den Kasten zugesiegelt, wo er die Bücher drinnen liegen hat. Man sagt, er soll „Petites" (Betrügereien) gemacht haben. Abends ist Aron heim gekommen, und wie er den Kasten versiegelt gesehen hat, soll er Pesselen, verstehst Du, gut geschlagen haben, und hat gesagt, das hat ihm kein anderer gethan wie sie, hat sie Mistvieh geheißen und hat ihr noch mehr bittere Flüche gegeben und dabei ein' Patsch übern andern, daß die Magd sie hat müssen wegreißen. Dann ist er hingegangen und hat die amtlichen Siegel vom Kasten heruntergerissen, hat die Bücher herausgenommen und das Geld, das Geld hat er zu sich

gesteckt, und aus den Büchern hat er mehrere Blätter herausgerissen, die er gleich auf der Stell' verbrannt hat, dann ist er fortgelaufen, wie ein Mordbrenner auf und davon, und ist nicht wieder zurückgekommen!

Merkwürdig! sagte der Vorsteher, jetzt kann ich mir Manches zusammenreimen. Weiß Jakob Glaser von der Geschichte?

Warum soll er's nicht wissen? es weiß es ja jedes Kind!

Gleich muß ich zu ihm hinüber gehn!

Willst nicht änder Nachtmahl essen?

Der Vorsteher ging sogleich hinüber zu Jakob Glaser.

Der Zustand des unglücklichen Weibes, deren Mann sich wegen aufrührerischer Umtriebe in Untersuchung befand, war ein trostloser. Zwar hatte er, da man ihn vom Hause zu allererst auf die Gemeindestube zum Verhör abholte, sie mit männlichem Muthe getröstet und ihr zugesprochen, daß die Welt darüber nicht zu Grunde gehn und sich Alles aufklären werde. Aber leider wollte die zweite Hälfte dieser trostreichen Versicherung nicht in Erfüllung gehen. Die Welt ist freilich nicht zu Grund gegangen. Das war richtig. Die Sonne ging noch immer, wie ehedem, des Morgens auf und des Abends unter und schien sich in ihrem regelmäßigen Gange wenig um den Menschen zu kümmern, in dessen finstere Kammer ihren Strahlen der Eingang verwehrt war. Sogar die Menschen, die doch Alle ihn kannten und wußten, wie gut er sei, sie gingen ihren Geschäften nach, der eine hierhin, der andere dorthin, sie wandelten nach wie vor in Freiheit und Licht, und er saß im finstern Gefängniß. Die Welt ist nicht

untergegangen, das sah sie wohl, aber aufklären wollte sich leider nichts. Was blieb dem armen Weibe übrig? Was konnte sie anders thun, als weinen? Ihre Aeltern machten keinen Versuch sie mit leeren Worten zu trösten, die doch keinen Trost gewähren. Im Gegentheil, Jakob Glaser, welcher dabei war, als eine Nachbarin die arme Verlassene beruhigen wollte, sagte geradezu: Was willst Du von ihr haben, ich bitt' Dich? Soll sie nicht weinen? sie mög' weinen! sie mög' auf dem Gesicht liegen und weinen! Wenn man einen solchen feinen Menschen, wie ihr Mann ist, unschuldigerweis einsperren thut! — Er selbst freilich gab sich nicht weichselig dem Schmerze hin, sondern that was zu thun ihm räthlich schien, und dies bestand, wie wir bereits wissen, darin, daß er zum Vorsteher ging, mit diesem sich berathschlagte und ihn, da dieser beim Amte in Ansehen stand, bat, sich des unglücklichen Angeklagten anzunehmen. Seiner Berechnung nach hätte der Vorsteher, der bereits am Morgen nach dem Oberamte gefahren, zu Mittag zurück sein können, da er aber selbst in vorgerückter Nachmittagsstunde noch nicht zurückgekommen war, ging Jakob Glaser zu seiner Tochter und sagte: Weißt Du, Mirl, der Vorsteher ist noch nicht zurück vom Oberamt. Was meinst Du da dazu?

Das unglückliche Weib schüttelte bedenklich den Kopf.

Ich halt' das, setzte er fort, für ein gutes Zeichen, denn wenn man einen abfertigen will, thut man es geschwind. Ich verhoff', wir werden heut' noch etwas Neues erfahren.

Amen! sagte Mirl.

Kurz hierauf wurde die Begebenheit, welche sich im Hause Arons zugetragen hatte, gassenkundig. Diese Neuigkeit erregte im ganzen Orte große Sensation. Die Leute in der „Gasse“ sprachen schon laut von göttlicher Fügung.

Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! Der „Moßer" (Denunziant) hat jetzt sein Theil! Er wird jetzt nicht mehr visitiren herumgehn! und andere dergleichen Ausrufungen waren es, die man an diesem Abend allerorten hören konnte.

Auch Jakob Glaser besprach eben den überraschenden Vorfall mit seinem Weibe. Sie waren eben daran, sich zu Bette zu begeben, als der Vorsteher ihnen noch in später Nachtstunde einen Besuch machte. Im Zusammenhange mit dem eben Vorgefallenen konnte er jetzt die Andeutung des Justitiärs dazu benutzen, frohe Hoffnung zu erwecken. Soll ich gesund sein, gleich geh' ich zu Mirl hinüber, — sagte Chaje-Sarah, — und erzähle ihr das.

Bleib Du nur daheim! — sagte Jakob, — Mirl liegt schon lang im Bett und wenn man jetzt bei ihr anklopft, erschreckt sie und kann davon den Tod haben. Sie wird's morgen früh auch erfahren können!

So verstrich die Nacht. Anf der einen Seite fröhliche Hoffnung, auf der andern Seite Thränen.

Am andern Morgen war große Aufregung in der Gasse. Eine zusammengesetzte Kommission, bestehend aus dem Justitiär, dem Amtsschreiber und dem Oberkommissär und noch einigen Finanzbeamten war angekommen und hatte sich mit dem Gemeinde-Vorsteher in die Wohnung des Accise-Pächters begeben.

Zuerst wurde der Thatbestand über die Finanzangelegenheit vorgenommen. Man fand den amtlich versiegelten Kasten eigenmächtig geöffnet, und die Bücher mit herausgerissenen Blättern in größter Unordnung, während der Sohn des Accise-Pächters die Flucht ergriffen hatte.

Deutlicher konnte sich sein schuldbeladenes Gewissen nicht kundgeben. Die nöthigen Erhebungen hierüber wurden amtlich aufgenommen.

Der eigentliche Pächter, Arons Vater, wurde zwar in Untersuchung gezogen, er behauptete, — eine Angabe, welche den Finanzbeamten selbst sehr gut bekannt war, — daß er schon seit mehreren Jahren augenleidend, nicht mehr lesen und schreiben könne, daher er sich von allem, was die Accise betrifft, zurückgezogen habe. Bezüglich der Frau ergab sich mit Evidenz, daß sie sich um die ganze Geschäftsgebahrung niemals bekümmert habe. Es blieb nichts anderes übrig, als die gerichtliche Verfolgung des Entflohenen, welche denn auch schleunigst bewerkstelligt wurde.

Nachdem die Erhebung des Thatbestandes über den angegebenen Fall beendigt war, fragte der Justitiär die Frau des Entflohenen, ob das zerbrochene Fenster schon reparirt worden sei.

Die Frau war von dieser Frage sichtlich überrascht und verfiel wie gestern in Zittern und Blässe.

Sie wurde aufgefordert, das Fenster zu zeigen.

Sie führte die Kommission in die Paradestube und man besichtigte das zerbrochene Fenster, an dem sonst allerdings nichts Merkwürdiges zu sehen war, als daß es zu dem im Uebrigen wohleingerichteten Zimmer nicht paßte.

Nun sollte sie die Geschichte dieses zerbrochenen Fensters erzählen.

Sie konnte lange nicht sprechen vor innerer Erregtheit.

Der Justitiär sprach ihr zu Gemüthe, sie solle bekennen, wenn sie etwas auf dem Herzen habe, er erinnerte sie, daß sie dem Finanzkommissär gestern gestanden habe, sie sei unglücklich, und daß sie ihm gesagt habe, es liege ihr wie ein Stein auf dem Herzen, daß der Glasermeister Samuel Frei ins Kriminal kommen solle.

Dies letzte Wort schien ihre Lebensgeister wach zu

rufen, denn sie sprach nun mit Fassung: Ja, das habe ich dem Herrn Kommissär gestern gestanden.

Und nun erzählte sie Folgendes:

Dieses Fenster ist zerbrochen seit dem Tage, seit welchem der unglückliche Glasermeister von hier abgeführt wurde, und zwar ist es nicht durch Zufall zerbrochen worden, sondern ich selbst hab' es zertrümmert mit meiner eigenen Hand.

Es war nämlich am Morgen nach dem Frühstück, als mein Mann, wie dies manchmal der Fall war, mit mir über einen Gegenstand, in welchem ich nicht seiner Meinung gewesen bin, in einen Wortwechsel gerieth. Da er mich gern erzürnte, so prahlte er mir gegenüber oft mit Dingen, von denen er wußte, daß ich sie verachte, und so geschah es auch da. Er fragte mich, ob es mir auch bekannt sei, wie gut der Glasermeister Geschichtchen erzählen könne. Ich sagte: Ja. Hierauf sagte er lachend: Nun werd' ich Dir zeigen, wer von uns beiden eine schönere Geschichte zusammendichten kann. Ich hab' beim Amt unten ein Geschichtchen erzählt, dagegen können sich alle seine verzauberten Prinzessinnen verstecken, denn meine Geschichte wird ihn ins Kriminal bringen.

Ueber diese Aeußerung bin ich sehr erschrocken und hab' ihn gefragt, was er damit meine.

Was soll ich meinen, — hat er darauf gesagt, — angezeigt hab' ich ihn.

Ich hab' ihn hierauf gefragt, über was er ihn angezeigt hat, was der junge Glaser denn angestellt hat?

Darauf sagt er mir: Du Narr! meinst Du denn, ich werd' warten, bis der „Schnorrer" so gut sein wird und wird mir den Gefallen erzeigen etwas anzustellen? Man

muß können einem Feind die böse Krankheit zufügen, wenn er auch nichts angestellt hat. Zu was hat denn unser Herr Gott das „Scheker Bilbel“, das heißt: den falschen Verdacht, — erschaffen, wenn es keiner gebrauchen sollte.

Und das hast Du gethan, — hab' ich ihn gefragt.

Warum nicht? gibt er mir lachend zur Antwort und geht fort.

Ich bin in einer fürchterlichen Aufregung gewesen und hätte gern den Glaser gewarnt.

Und nun erzählte sie ihren Kampf und ihren endlichen Entschluß das Fenster zu zerbrechen und Alles was darauf erfolgte, wie wir es bereits kennen.

Die Magd wurde gerufen, und aufgefordert, was sie von dieser Fensterscheibe zu erzählen wisse.

Diese konnte nichts weiter angeben, als daß die Frau am ersten Tag jeden Augenblick in die Küche gekommen, um sie nach dem Glaser zu schicken, und zu sehen, ob er noch nicht da sei; von dem Augenblick aber, wo der junge Glaser eingesperrt worden, habe sie an die zerbrochene Fensterscheib' gar nicht mehr gedacht. Die Großen sind schon so, und haben schon so ihre Launen und Capricen, — fügte sie in schwatzhafter Weise hinzu, — und der gestrenge Herr müssen nicht meinen, daß ich darum, weil das Fenster zerbrochen ist, keine wirthschaftliche Person nicht bin. Wenn ich gewußt hätt', daß wir werden solche Gäst' bekommen, hätt' ich das Fenster schon lang machen lassen.

Die Magd meinte, es gehe ihr an den Hals, weil sie etwa das zerbrochene Fenster nicht habe machen lassen.

Noch wurde die Frau aufgefordert zu sagen, warum sie die Fensterscheibe seit jener Zeit nicht habe ausbessern lassen.

Das hat mehrere Gründe, — sagte die Frau. — Im ersten Augenblick als ich von der Abführung des Glasermeisters hörte, war ich zu sehr erschüttert, um an das Fenster zu denken. Wer hätt' mehr erschüttert sein sollen als ich, da ich wußte, daß der Mensch ganz unschuldig ist!

Dann hab' ich zu dem alten Glaser zu schicken nicht die Courage gehabt; ich hab' mir gedacht, er wird etwas anderes im Kopfe haben, als mein Fenster.

Und endlich hab' ich mich an die zerbrochene Scheibe gewöhnt, und hab' sie lieb bekommen, denn sie hat mich an meine That erinnert, die zwar keinen guten Erfolg gehabt hat, die aber doch gut gemeint war.

Sie hätten also den Glaser gern gerettet? — fragte der Justitiär.

So gern als ich lebe, — war die Antwort der Frau.

Warum aber, — fragte der Justitiär, — haben Sie in dem Falle es nicht zur Kenntniß des Gerichtes gebracht, daß Ihr Mann gegen einen unschuldigen Menschen eine falsche Anklage erhoben habe?

Mein Mann hat mich ausgelacht und hat mir gesagt, sie werden mich beim Gericht nicht einmal anhören, denn ein Weib kann gegen ihren Mann nichts aussagen und — verzeihen Sie gestrenger Herr! er ist ja doch mein Mann, wenn er auch hart gegen mich ist.

Hiermit war auch dieses Verhör beendigt.

Als der Gefängnißwärter kam, um dem Glasermeister Samuel Frei die Freiheit anzukündigen, erbat sich dieser, noch bevor der Wärter die fröhliche Botschaft ausgerichtet, ein abermaliges Verhör.

In diesem selbsterbetenen Verhöre legte Samuel Frei zum größten Staunen des Justitiärs das freiwillige Geständniß ab, daß er in Wahrheit sich schuldig fühle.

Ueberrascht von dieser räthselhaften Selbstanklage, die mit der erhobenen Aussage der Accise-Pächters-Frau in direktem Widerspruch stand, forderte der Justitiär seiner Pflicht gemäß den Glasermeister auf, sein Bekenntniß im Zusammenhange vorzutragen.

Samuel Frei begann folgendermaßen: Wenn Sie mich fragen, ob ich die Mitglieder meiner Gemeinde zum Ungehorsam gegen die Staatsgesetze überhaupt, oder gegen eines insbesondere durch Reden oder durch Thaten verleitet und aufgefordert, so muß ich sagen: Nein! — Aber dennoch fühle ich mich schuldig. Ich bin kein Verbrecher der That, sondern ein Verbrecher des Gedankens. Gethan habe ich nichts, aber in meinem Innern habe ich das Drückende mehrerer Gesetze, welche auf den Juden lasten, tief empfunden, und obzwar ich mich gegen dieselben nicht wirklich aufgelehnt, so habe ich sie doch aufrichtig gehaßt und verdammt.

Es hat mein Gemüth immer tief verletzt und meine innerste Natur empört, wenn ich über die unwürdige Lage, in welcher sich meine Mitbrüder befinden, nachgedacht, oder wenn ich den Zwang des Gesetzes gegen sie in Ausübung begriffen gesehen habe. Nicht weil ich selbst mit darunter leide, sondern darum, weil mir unter allen möglichen Gründen, die ich für diese Gesetze aufzufinden gesucht habe, kein einziger als ein solcher erschienen ist, der sich vor der Vernunft rechtfertigen läßt und mit den natürlichen Gesetzen der Menschlichkeit verträgt. Denn der letzte Grund läuft doch allemal darauf hinaus, daß die Juden keine Christen sind, das heißt doch aber nichts anderes, als daß sie etwas anderes für wahr halten, als diese. Gestrenger

Herr Justitiär! Ich bin kein Gelehrter, kein Jurist und kein Philosoph, aber ich habe mir die Welt anzusehen Gelegenheit gehabt, habe Manches erfahren und auch Manches gelesen und mache mir oft so meine eigenen Gedanken. Und so ist es mir nun heute Nacht ergangen, da ich über meinen Fall reiflich nachgedacht habe. Der Schluß war, ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich wirklich ein Staatsverbrecher bin. Der Beweis davon liegt für mich klar. Du hast von alle dem, — hab' ich mir gesagt, — was man dir zur Last legt, nichts verbrochen. Das ist richtig; aber du weißt bei dir, daß du viele dieser Einrichtungen innerlich verdammst. Wenn aber der Staat eine ganze Nation, die jüdische nämlich, mit Gesetzen drückt, welche die christlichen Unterthanen nicht treffen, aus gar keinem andern Grunde als darum, weil sie Juden sind, das heißt, weil sie eine andere Ueberzeugung haben, als die ist, welche die herrschende Staatsreligion vorschreibt, so ist das nach meiner Meinung so viel, als ob der Staat ausdrücklich sagen möchte: Ihr Juden werdet dafür gestraft, daß Ihr das, was ich für wahr halte, innerlich tadelt. Wenn aber der Staat die Gesinnung bestraft, so sehe ich keinen Unterschied, ob die Strafe eine ganze Nation oder einen einzelnen Menschen trifft, ob sie wegen religiöser oder sonst anderer Gesinnungen verhängt wird. In meinen Gesinnungen table ich mehrere Staatsgesetze, somit bin ich, das scheint mir ganz klar zu sein, wirklich ein Verbrecher, wenn auch nicht dessen schuldig, weshalb ich eigentlich angeklagt worden bin. Ich habe Ihnen, gestrenger Herr Justitiär, nun offenherzig mein Inneres aufgedeckt und werde mit Geduld die Strafe tragen, die mir zuerkannt wird. Machen Sie jetzt mit mir, was Sie wollen.

So, ein theoretischer Verbrecher also! eine eigene Theorie! — sagte der Justitiär und schob sich das Augenglas auf die Stirne; dann fuhr er nach einer Pause fort: Seien

Sie beruhigt, Ihr Bekenntniß hat keinen Werth, Ihre scharfe Beweisführung, — ich ignorire sie; ich halte mich, wie es meine Vorschrift ist, an die Thatsachen und das mit Recht. Ich hätte dies zu Ihrem Nachtheil thun müssen, ich hätte dem Gesetze seinen Lauf lassen müssen, obwohl ich moralisch von Ihrer Unschuld überzeugt war; ich bin verpflichtet, dasselbe Verfahren auch im umgekehrten Falle einzuhalten. Thatsache aber ist, daß sie verläumdet worden sind; es ist der Beweis der Verläumdung klar hergestellt, somit können Sie von der gegen Sie erhobenen Anklage der Aufwieglerei nicht anders als freigesprochen werden. Ihr Bekenntniß bezieht sich auf etwas ganz anderes, als das ist, weshalb Sie angeklagt waren. Dieses Andere aber kann nicht Ursache einer peinlichen Untersuchung sein. Noch will ich Ihnen aber im Vertrauen sagen: Wären alle Juden so, wie Sie sind, dann gäbe es längst keine ausschließenden Gesetze mehr, die die Rechte der Juden beschränken; ja noch mehr, wären alle Unterthanen des Staates so wie Sie, dann würde auch dem Staate im Ganzen genommen, ein größeres Maaß von Freiheit, als er heute besitzt, eingeräumt werden können; denn alle die Freiheit beschränkenden Bestimmungen haben nur den Zweck, die Begierden und Leidenschaften der Menschen zu zähmen und das Unrecht und die Gewalt, was einer dem andern zufügen würde, zu verhindern. Stünden aber alle Staatsbürger auf dem Punkte, einzusehen, daß jeder von seiner Freiheit so viel opfern müsse, als zur Erhaltung des Staates nöthig ist, mit einem Worte, Niemanden Unrecht zu thun, dann fielen die meisten Gesetze, als etwas ganz überflüssiges weg. Machen Sie sich daher nichts daraus, daß vorläufig Ihr Gefühl von manchem Gesetze verletzt wird, die Zeit schreitet sehr langsam vorwärts. Man hat einmal in Spanien jeden Juden verbrannt, der sich nicht taufen ließ, die Zeit ist

vorbeigegangen. Es wird einmal eine Zeit kommen, — hierbei ergriff der Justitiär die Hand des Glasermeisters, wo der Jude auch unverzahlte Fische frank und frei wird essen dürfen. Ob Sie's erleben werden, ist freilich ungewiß, aber kommen wird sie; verlassen Sie sich darauf.

Es war wohl dies die merkwürdigste Unterredung, die der Justitiär während der Zeit seiner Amtsthätigkeit mit einem Inquisiten gehabt hatte.

Soll noch die Freude des Wiedersehens geschildert werden, als Samuel Frei nach Hause kam? Nein, — solche Scenen gestalten sich in der Phantasie des Lesers allzu lebendig, als daß sie ihm erst durch Worte dargestellt werden müßten. Es bleibt vielmehr nur übrig zu berichten, was aus den verschiedenen Personen unserer Geschichte geworden ist.

Jakob Glaser und Chaje-Sarah erreichten ein hohes Alter und erlebten das Glück ihrer Kinder und Kindeskinder; denn Samuel Frei war fleißig in jeder Beziehung und der Segen seines Hauses gedieh zusehends. Pinchas, der ehemalige Lehrjunge, wanderte mit stiller Wehmuth im Herzen von Ort zu Ort, bis er über das Schicksal seines geliebten Meisters beruhigt, eine fröhlichere Wanderschaft beginnen konnte, er läßt zeitweilig von sich hören. Aron Strunk wurde nach einiger Zeit als Leichnam aus dem Flusse gezogen. Die Wittwe ist zu ihren Aeltern zurückgekehrt und hat sich später glücklich verheirathet. Sie brauchte in ihrer neuen Wohnung nicht mehr absichtlich die Fenster einzuschlagen. Die Accise-Pacht aber wurde auf eine Vorstellung der Gemeinde nicht mehr an einen Privaten überlassen,

nachdem sie der Familie Strunk abgenommen worden war. Der Gemeindevorstand übernahm die Eintreibung der Accise-Steuer selbst und verwaltete das Amt ohne Härte und Grausamkeit, selbstverständlich auch ohne Betrug. Der alte Accise-Pächter überlebte den Fall nicht, er starb kurze Zeit, nachdem der Glanz von seinem Hause gewichen war.

Samuel Frei aber sprach von jener Zeit an nichts mehr über Staatseinrichtungen.

Samuel Mädchen.

Er hat ja gar nicht Samuel geheißen, auch war er kein Mädchen, sondern ein Knabe und hieß Ruben; aber doch nannte man ihn Samuel, mochte in der Geburtsmatrike noch so deutlich Ruben geschrieben stehn, und wie offenkundig auch die Thatsache dalag, daß er ein Knabe und kein Mädchen sei, es nutzte nichts, er blieb und hieß: Samuel Mädchen.

Warum aber nannte man ihn so? Ist seine Seele nicht auch auf dem Berge Sinai gestanden, als daselbst dem Volke Israel die göttliche Lehre verkündigt wurde, oder trug er etwa statt der Hosen einen Unterrock? Nein, nichts von alle dem; und dennoch, er konnte machen, was er wollte, es nutzte nichts, er blieb und hieß Samuel Mädchen.

Samuel Mädchen ist nämlich in der „Gasse" eine bekannte Figur und bedeutet gar nichts anderes, als einen weibischen Mann. Samuel Mädchen, eigentlich „Schmul Mad", ist ein Typus aller Topfgucker und Ofenlochstierer, ein Mensch, bei welchem die Schöpfung, da sie ihn hervorbrachte, einen Fehler begangen, indem sie ihm die Gestalt des Mannes verlieh, während sie ihm die Neigungen des Weibes in die Brust pflanzte. Der erste Mann, der ein solch geistiger „Androgynos" gewesen, mag mit seinem ehrlichen Namen wirklich Samuel oder Schmul geheißen haben, und man nannte ihn „Schmul Mad". Alle seine Nachfolger aber, d. h. nicht die von ihm erzeugten Kinder, sondern die mit ihm verwandten Sinnes und Geistes sind, wurden und werden noch heutzutage nach ihm genannt. So wurde er der geistige Stammvater eines großen Geschlechtes, des Geschlechtes der

Weiber in Männerhosen. Wann und wo dieser Patriarch gelebt und gewirkt, das hat uns die Geschichte leider nicht aufbewahrt. Die Geschichte kümmert sich mehr um die großen und kriegerischen Thaten der Männer, als um die kleinen, stillen und häuslichen Verrichtungen der wirklichen und der Schein-Weiber. Mit Unrecht! So wollen wir dieses Unrecht zum Theil wenigstens gut zu machen suchen; und fehlen uns auch alle Anhaltspunkte, um das Leben und die Thaten des wirklichen, d. h. des ersten „Schmul Mad" würdig zn beschreiben, für das Leben eines seiner Nachfolger, eines sogenannten „Schmul Mad", fehlen uns die Behelfe glücklicherweise nicht. Nun tritt hervor, Samuel Mädchen, aus deiner bisherigen Dunkelheit, tritt hervor an das volle Licht der Geschichte, und vertraue ihrem strengen und gerechten Urtheile; vielleicht kömmst du dabei besser weg, als bei deiner schüchternen Zurückgezogenheit; vielleicht findet sie, diese Richterin vergangener Tage, daß du in das bezeichnete Geschlecht der Mädchen-Samuele gar nicht hineingehörtest und daß man dich mit Unrecht so genannt.

Auf dem Flusse, welcher sich auf der Südseite des Städtchens von Westen nach Osten in einem Kreisbogen hinschlängelt, herrscht an warmen Sommer-Nachmittagen ein reges, bewegtes Leben, zumal in den letzten Tagen der Woche, Donnerstag und Freitag. Es ist kein großer schiffbarer Fluß, der aus weitentlegenen Gegenden fremde Menschen auf Schiffen daherbrächte, streng genommen nicht einmal ein wirklicher Fluß, sondern nur der Abriß eines solchen. Aber sein Wasser fließt, und trägt auf seinem Rücken den leichtgefugten Fischerkahn, aus dem der Fischer nach wohlgeordneten, eingerammten Stäben hin sein weites, umfangreiches Netz auswirft, und nicht umsonst; denn Fische gibt es hier in Menge, namentlich Weißfische und Karpfen. Am

Donnerstag Nachmittag sammelt sich Alles an den Ufern, denn die ausgeworfenen Netze werden herausgezogen, und holt sich die Bäuerin, wie die Bürgersfrau für den Freitag ihre Fastenspeise, so holt sich die Frau aus der „Gasse", die ehrsame Familienmutter ihre Speise für die schönste der drei vorgeschriebenen Sabbath-Mahlzeiten, für den Freitag Abend. Mit großer Neugierde wird die gewonnene Beute des Fischers am Ufer erwartet und mit Kenneraugen wird sie geprüft und gemustert. Frauen kommen und gehen, mit leeren Körben treten sie herzu und mit gefüllten verlassen sie den bunt bewegten Schauplatz. Die rührigen Fischer haben nicht Hände genug, um allen Anforderungen so schnell als es verlangt wird, gerecht zu werden, und mit kundiger Hand wird das schwankende Fahrzeug wieder vom Ufer gestoßen, um eine neue Ladung zu holen, wobei der schweißtriefende Fährmann durch nichts mehr geärgert wird, als wenn ihm ein müßiger Student, der eben auf Ferien zu Hause ist und behaglich auf seinem Schinakel dahinrudert, mit seinem schaukelnden Fahrzeug in die Kreuz und Quere geräth.

Aber nicht allein der Fischmarkt am Ufer des Flusses ist es, welcher das rege Leben bewirkt; das Bild ist nur halb gegeben, wenn wir uns nicht auch umsehen, wie es dort bei der Brücke zugeht, denn dort wimmelt es nicht minder von Menschen, als hier. Ueber die Brücke fährt eben ein stark beladener Heuwagen und die Brücke erzittert unter der langsam fortbewegten Last, als ob sie jeden Augenblick zusammenbrechen wollte. Unten rechts reiten Bursche die Pferde in die Schwemme, und sind die Pferde so tief im Wasser, daß sie schwimmend nur noch die Köpfe aus demselben herausstrecken, so stehen die wackern Reiter auf den sichern Rücken der Thiere, als ob sie Mitglieder einer englischen Reitergesellschaft wären, furchtlos und unerschrocken da, bis es denn endlich im gestreckten Galopp

aus der Schwemme nach Hause geht. Auf der linken Seite der Brücke aber bietet sich uns das eigentlich belebte Schauspiel dar. Hier wird gescheuert und gereinigt, was nur Bewegliches im Hause existirt, und zum Fluß getragen werden kann. Die Mädchen barfüßig, haben die Röcke hoch in die Höhe geschürzt und zwischen die Knie fest eingeklemmt und so stehen sie in der kühlenden Fluth und scheuern und fegen und wischen und kehren und reiben, daß es eine Art hat. So viel ist sicher: das ganze weibliche Geschlecht ist beim Flusse, denn was nicht beim Fischeinkauf sich befindet, das trifft man um so gewisser hier.

Wer aber ist jener Junge, der dort, die Hosen weit hinaufgeschlagen, mit den Mädchen im Flusse steht, und mit einem Strohwisch und einer Hand voll gelben Sandes so emsig an Töpfen und Schüsseln herumarbeitet, daß er sich vor keinem der Mädchen zu schämen hat? Nun, das eben ist Samuel Mädchen, dessen Geschichte ich zu erzählen habe.

Sieh dir ihn wohl an, verehrter Leser! der Bursche ist recht kräftig und stämmig gebaut, denn wie du ihn da siehst, hat er noch nicht dreizehn Jahre, und gewiß, du hättest ihn höher geschätzt, mindestens sechzehn. Es ist sonderbar! diese Gesichtsbildung, dieses auf einen festen Punkt gerichtete Auge, das etwas vorgeschobene Kinn, der dicke Hals, fast möchte man sagen dieser Stierhals, es möchten alle diese Zeichen eher auf ein starkes Wollen, auf heftige Energie schließen lassen, als auf eine weibische, und an weiblicher Beschäftigung Gefallen findende verweichlichte Natur. Den möchte man eher für einen Raufbold und für alles mögliche in der Welt halten, als für einen Mädchen-Samuel. Aber der Schein trügt und man kann sich täuschen, ja ganz gewiß, man kann sich täuschen.

Samuel Mädchen, oder Ruben, wie wir ihn fortan nennen wollen, ist der Sohn einer armen, kränklichen Wittwe. Seinen Vater hat Ruben nicht gekannt. Sein

Vater war ein ganz ehrenhafter Patron, und deshalb hat ihn Gott zu sich genommen. Ruben war noch im ersten Kindesalter, als er seinen Vater verlor. Der Tod des Mannes, der Gram um den schmerzlichen Verlust, die Sorge der Ernährung, die Erziehung des Kindes — Alles das stürmte auf die arme Frau ein und zehrte still an ihrem Innern, so verfiel sie mit der Zeit immer mehr und mehr in ein Siechthum, in jenen Zustand, der weder volle Gesundheit, noch eine stark auftretende, ausgesprochene Krankheit ist, sie kränkelte und fristete kümmerlich ihr trauriges Dasein.

Ruben mochte ungefähr sechs Jahre alt sein, als er einmal des Nachts, — die Mutter glaubte, er schlafe und sie sei von jedem menschlichen Ohre unbelauscht, — sich plötzlich im Bette aufrichtete und fragte: Mutter! wie sieht er denn aus? —

Wer? — fragte die Mutter dagegen, erstaunt und erschrocken zugleich, daß der Knabe nicht schlafe.

Gott! — gab er zur Antwort.

Wie kann ich Dir das sagen? — entgegnete die Mutter, — hab' ich ihn denn gesehen?

Und warum straft er Dich? was thut er Dir da, wenn er Dich straft? — fragte der Knabe weiter.

Was red'st Du da alles zusamm'? — warf die Mutter zornig ein, — warum schlafst Du nicht?

Du hast ja jetzt geweint, — sagte der Knabe, — und hast gerufen: Gott, Gott, warum strafst Du mich so hart?

Und das hast Du gehört?

Ja! ich hab's gehört, und sag' mir nur, wo er ist, der Gott, — wirst seh'n, er thut Dir nichts mehr, ich geh' zu ihm und sag' ihm's.

Närrisches Kind, — schalt die Mutter, — Gott wohnt ja nicht, wie ein Mensch, auf der Erd', in einem Haus', daß man zu ihm geh'n kann!

Wo wohnt er denn?

Im Himmel!

So geh' ich in Himmel, — fuhr der Knabe fort, und die Frau mußte inmitten des tiefsten Kummers lächeln über die Einfalt dieses kindlichen Herzens.

Und was möcht'st Du mit Gott reden, — sagte sie hierauf, — wenn Du zu ihm gehn könnt'st!

Was ich mit ihm reden möcht'? sagen möcht' ich ihm, daß er Dich nicht strafen soll, Du hast nichts gethan. Er soll den „Poipelebock" (Popanz) strafen, weil der alle Kinder schlagen will, und Dich soll er geh'n lassen, weil Du mich nicht schlagst.

Schlaf Ruben-Leben, schlaf! zu Gott kann man nicht geh'n, — sagte die Mutter, und als läge da nicht ein fast sechsjähriger Knabe im Bett, sondern ein Säugling, den sie eben von der Mutterbrust hinweg in die Wiege gelegt hätte, begann sie mit melancholisch gezogenen Tönen das Schlummerlied zu singen, womit sie das Kind ehemals öfters in den Schlaf gelullt hatte:

Schlof, Kindele, schlof!
Dort in jenem Hof
Stehn zwei Schäfelein schwarze
Wollen mein Kindele kratze.
Kommt der „Halter" (Hirte) mit der Geigen
Und thut die Schäfelein zusammentreiben.

Schlof, Kindele, schlof!
Dort in jenem Hof
Stehn zwei Schäfelein weiße
Wollen mein Kindele beiße.
Kommt der Halter mit der Geigen
Und thut die Schäfelein zusammentreiben.

Schlof, Kindele, schlof!
Dort in jenem Hof
Stehn zwei Schäfelein „bloube" (blaue)

Wollen mein Kindele „boube“ (haben).
Kommt der Halter mit der Geigen
Und thut die Schäfelein zusammentreiben.

Das Kind schlief und die Mutter hörte auf zu singen. Sie hatte sich über ihn gebeugt und fühlte den warmen Athem, der seinem Munde entströmte, erfrischend und erkräftigend mit dem eigenen sich mischen. Sie fuhr ihm noch leise und sanft mit der Hand über Stirn und Antlitz und flüsterte dabei. — Was kann es anders gewesen sein, als der reinste Muttersegen! — Dann richtete sie ihm noch die Decke zurecht, die sich verschoben hatte und begab auch sich selbst zur Ruhe. Wird sie diese bald finden, die arme, bekümmerte Frau? Warum nicht, wenn ihr sie Ruben vom Himmel herunter holt!

Der Tag erschien und weckte die Menschen, die Glücklichen und Unglücklichen, die Frohen und die Traurigen zu neuer Thätigkeit, zu neuer Lust, zu neuer Sorge und Qual. Auch Ruben war auf und nachdem ihm die Mutter ein Stück Brod abgeschnitten hatte und ihm eine Schale Milch eingegossen, trank er, anstatt wie er gewöhnt war, das Brod in die Milch einzubröckeln, diese rasch aus, steckte das Brod in die Tasche und rief: So, ich geh in Himmel! — fort war er.

Die Mutter rief ihm noch mehr, scherzend als ernsthaft nach: Sei aber dort oben kein Gassenjung, denn Gott kann die Gassenjungen nicht leiden! — aber wie hätte das Ruben auch noch hören sollen? wo war der schon? der ging fürbaß ins grüne Feld hinaus, und schaute sehnsüchtig zum blauen Himmelszelte auf, und dort weit am Rande des Horizontes, wo auf hohem Bergesgipfel der Himmel die Erde zu küssen und bräutlich zu umfangen scheint, dort meinte er sei der grade Weg in Himmel 'nein, und dorthin lenkte er den ungewohnten Schritt.

Die Phantasie eines sinnenden Kindes ist nicht minder

lebhaft und poetisch, wie die Schaffungskraft hochbegabter Künstler und erhabener Religionsbildner. Ist es nicht eben so schön und ergreifend dort vom fernen Bergeshügel in den Himmel aufsteigen zu wollen, wie zu erzählen, daß ein Mann, Moses heißt er, vierzig Tage und vierzig Nächte lang wirklich im Himmel gewesen, oder daß der Fels, auf den eine Kirche gebaut ist, Petrus heißt er, an der Himmelspforte sitzt, um den frommen Seelen den Einlaß zu gewähren?

Ruben ging dahin halb traurig, halb lustig; es war ihm wunderlich im Gemüthe. Es kränkte ihn, daß die Mutter hart gestraft werde, wiewohl er sich in seiner kindlichen Denkweise nicht vorzustellen vermochte, worin die harte Strafe eigentlich bestehe, und er war voll Freudigkeit, wenn er wieder bedachte, daß alles Leid ja bald ein Ende haben müsse, bis er nur erst mit Gott gesprochen haben werde.

Als er so in Gedanken dahinging, den Blick unverwandt auf die blaue Ferne gerichtet, begegnete ihm ein Junge von ungefähr sechzehn Jahren und hielt ihn an; es war dies Cheskel Sündenverzeiher. Warum dieser so genannt wurde, erfahren wir am bequemsten, wenn wir dem folgenden Gespräche einige Aufmerksamkeit schenken.

Wo gehst hin, Rubendel? fragte Cheskel.

In Himmel! war die Antwort des Knaben.

Wer hat Dich denn rufen lassen?

Keiner.

Und meinst Du denn, man wird Dich nur gleich in den Himmel hineinlassen?

Nicht?

Seht's mir den da an! was meinst Du denn, da kann jeder nur als hineingehn?

Warum nicht?

Hast Du keine Sünden?

Nein!

Thu' mir da jetzt keine Lügen sagen. Thust Du alle Nacht das Nachtgebet verrichten?

Ja, alle Nacht.

Und thust Du alle Früh das Morgengebet verrichten?

Ja, alle Früh.

Und hast Du ein gut „Zedakel" (religiöser Brustfleck) an?

Ja! siehst, hier hab ich's.

Besinn' Dich gut, ein jedwidriger Mensch hat Sünden; der Rabbi auch! Du mußt Sünden haben!

Ich weiß nicht.

Laß mich sehen, ob Du an Dein' „Zedakel" (religiöser Brustfleck) keine unbrauchbare Schaufäden hast. Mit solchen laßt man Dich nicht in Himmel 'nein.

Sieh! sagte der Knabe und streckte ihm einen der Schaufäden entgegen.

Der eine ist gut, sagte Cheskel vorsichtig, obwohl er bei Ruben eine Verhütung des Mißtrauens durch solche Vorsichtsmaßregel gar nicht nöthig hatte, — der eine ist rein, so! der zweite auch, der ist auch gut; so! kehr' jetzt das „Zedakel" um, so! – der dritte ist auch ganz gut, nur da der Knopf ist nicht fest genug zugebunden, so! jetzt ist er fest, jetzt ist dieser auch gut. Gott über die Welt! Dieser eine da, der vierte, ist ganz unbrauchbar von Anfang bis zum End'! Und mit dem Faden willst Du in Himmel gehn? Wie darf ein jüdisch Kind so etwas auf dem Leib tragen? Nu! wirst Du noch sagen, daß Du keine Sünden auf Dir hast? Weh mir nit ist gescheh'n, wie hast Du nur die „Krasche" mit so viel Sünden in Himmel zu gehn?

Ich muß! sagte Ruben.

Wenn Du mußt, probir's; aber hinein lassen werden sie Dich nicht. Die Engel mit feurigen Schwertern werden

Dich schon zurücktreiben, Du wirst gern heim kommen und wirst Dir die Lust für ein ander mal vergehn lassen, außer — Du laßt Dir die Sünden verzeihen.

Mit solchen Reden und fremdklingenden Worten wußte Cheskel die Einbildungskraft des Knaben zu erhitzen und dieser fragte: Wie macht man das?

Vor Allem, sagte Cheskel, muß ich Dich „Malkes“ (vierzig Streiche) schlagen. Willst Du Dich lassen?

Wenn es muß sein, muß es sein, erwiderte der Knabe.

So leg Dich nieder auf'n Bauch.

Cheskel schnitt aus einem in der Nähe befindlichen Gebüsch eine frische Weidenruthe ab und zählte, je nachdem es ihm Spaß machte, bald stärker, bald sanfter, dem arglosen Knaben eine Anzahl Streiche auf; zu seiner Ehre muß erwähnt werden, daß er sich, in der richtigen Voraussetzung, der Knabe könne nicht zählen, an die vorgeschriebene Zahl der vierzig Streiche nicht gerade pünktlich gehalten habe; ohne Thränen zu vergießen, mit zerknirschtem Gemüthe stand der Knabe auf, nachdem die Exekution an ihm vollzogen war.

Jetzt, sagte Cheskel, bist Du noch nicht fertig. So geschwind geht das nicht; jetzt mußt Du erst ein Opfer bringen. Hast Du nichts bei Dir, kein Geld?

Nein!

Hast Du gar nichts bei Dir? nicht einmal Brod?

Ja!

Das mußt Du opfern.

Wie macht man das? fragte der Knabe wieder.

Das macht man wie in Jeruschulaim; man gibt es dem Hohenpriester.

Wo ist denn der?

Gib her, werd' ich derweil der Hohepriester sein.

Der Knabe zog das Brod aus der Tasche und reichte es gutwillig hin.

So, fuhr Cheskel fort, der Hohepriester sagt vor Allem: Ich sühne für mich! Dabei ließ er sich das Morgenbrod des Knaben vortrefflich schmecken. Du mußt gut zusehen, wie ich ess', sagte er, mit jedem Bissen, den ich mach', geht alleweil' eine Sünde nach der andern weg.

Der Knabe schaute drein, als ob sich ein außerordentliches Wunder vor seinem erstaunten Auge vollzöge. Nachdem Cheskel das Brod aufgegessen hatte, sagte er: Mehr hast Du nichts bei Dir?

Der Knabe verneinte und frug, ob er jetzt schon in den Himmel könne.

Wart', sagte Cheskel, ich muß ja noch über Dir den Segen machen. Hierauf legte er dem Knaben die Hände auf den Kopf, flüsterte unverständliche Worte und endete zum Schlusse mit der Formel: „muter loch! muter loch! muter loch!" (es sei Dir erlaubt). So jetzt kannst in Himmel gehn.

Hab' ich weit in Himmel? fragte Ruben.

Der gewöhnliche Weg ist siebzig Jahr, wenn aber einer geschwind läuft, kommt er früher hin, antwortete Cheskel, ging und ließ den verblüfften Knaben stehen.

Lange schaute dieser dem „Sündenverzeiher" nach, welcher dem Städtchen zuwanderte. Er bewunderte diesen Menschen, der ihm selbst als ein halber Gott erschienen war, und pries sich glücklich, daß er ihn angetroffen habe. Mit leichterem Herzen konnte er nun seine Pilgerfahrt in den Himmel antreten, da er sich vorher noch alles anhaftenden Erdenstaubes entledigt, da er sich von Sünden gereinigt und sein Gemüth geläutert hatte. Frohen Muthes schritt er durch die zum Städtchen gehörenden Krautgärten dahin und wandelte fröhlich im Schatten der Bäume, welcher ihn die Strahlen der inzwischen hoch aufgestiegenen Sonne noch nicht empfinden ließ. Als er aber auf der andern Seite der Krautgärten wieder in das volle Tages-

licht heraustrat und die sengende Gluth der Sonne sich drückend auf ihn herabsenkte, da fühlte er plötzlich eine große Müdigkeit, als ob er bereits einen weiten Weg zurückgelegt hätte. Auch stellte der Hunger sich ein, und als er in die Tasche griff, sein Brod hervorzuholen, besann er sich erst, daß er dasselbe zum Opfer gebracht, und er fing an nachzudenken, ob es nicht möglich gewesen wäre, ohne dieses Opfer in den Himmel zu kommen. So jung er auch war, hatte er doch schon Verstand genug, einzusehen, daß geschehene Thatsachen sich nicht ändern lassen. Das Brod war bereits den Weg alles Brodes gegangen. Der arme sechsjährige Junge war schlicht und einfach und sah nur so viel, daß er sein Brod nicht mehr essen könne, weil es der „Sündenverzeiher" schon früher aufgegessen.

Ruben fühlte sich schwach und matt und kraftlos und unfähig seine Wanderung augenblicklich fortzusetzen. Er kehrte einige Schritte zurück und erreichte wieder die Krautgärten; hier legte er sich im Schatten eines Baumes nieder in der Absicht ein wenig auszuruhen und für den weiten Weg frische Kräfte zu schöpfen. Wer möchte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er hier eingeschlafen! Der Genius des Traumes senkte sich auf ihn hernieder. Träume fort, guter Junge, träume fort. Vielleicht hebt dich der leichtbeschwingte Traum in jene Sphären, wohin du mit wachen Augen doch nun einmal nicht gelangen könntest.

Die Mutter Rubens war außer sich vor Schrecken, da der Knabe zu Mittag nicht nach Hause gekommen und im ganzen Städtchen nirgends zu finden war. Niemand wußte Auskunft zu geben, wo sie auch anfragen mochte; Niemand hatte ihn gesehen. Nur Einer ging in nichtsthuerischer Geschäftigkeit Gasse auf Gasse ab, der ihr hätte sagen können, wo Ruben hingegangen — der „Sündenverzeiher"; er that es aber nicht. Er sah das bekümmerte Weib in Angst und Sorge hin und her rennen und überall

nachfragen, ob man keine Spur von Ruben habe, er schaute zu und blieb still dabei. Warum fragte sie gerade den Einen nicht? Vielleicht hätte er auf eine direkte Frage eine offene Auskunft ertheilt. Aber sie fragte ihn ja gar nicht. Er ist für sie gar nicht da, gar nicht wie die andern Menschen, an die man sich mit seinen Leiden und Freuden wendet. Und sollte er Fragen beantworten, die an ihn gar nicht gerichtet waren?

Der „Sündenverzeiher" war in der Gasse eine nicht eben sehr geachtete Persönlichkeit. In der Gasse wird kein Laster so streng beurtheilt, als der Anfang aller Laster, der Müßiggang. Von Cheskel verdroß es Jedermann, daß er die starken Kräfte, womit ihn der Himmel beschenkt, zu gar keinem Gebrauch verwende. Wenn er kein Geld hat, um ein Geschäftel anzufangen, oder ins Dorf hinaus zu kommen, so soll er wenigstens in Dienst gehen, soll er sich verdingen als Knecht in einer „Rande" (Bestandhaus), oder sonst irgend, wo es etwas zu thun gibt, meinten die Leute. Sie hielten ihn für einen Thunichtgut, für einen Nichtsnutz; sie sagten, er sei nicht werth, daß ihn der Boden trägt, er gehe das ganze Jahr herum, wie der Bock auf dem guten Ort. Cheskel that auch nicht viel mehr. Auch seine Weide war nicht eben reichlich bestellt. Von einer Stiefmutter aus dem ohnehin ärmlichen, älterlichen Hause verdrängt, hatte er kaum Brod sich zu sättigen, und er griff zu allen möglichen oft spaßigsten Auskunftsmitteln, um seinen Hunger zu stillen. Besonders gelang ihm das Geschäft der „Sündenverzeihung" bei der heranwachsenden Schuljugend. Anstatt dem Verfahren Einhalt zu thun, ließen die Leute aus falsch verstandenem Mitleid halb, und halb des Spaßes wegen, die Sache hingehen, und so erhielt Cheskel den Namen „Sündenverzeiher"! Laßt ihn nur zwei, drei Jährlein die Sünden verzeihen, hieß es in der Gasse, wenn von seinen Tugenden die Rede war; bis er

nur ein bissele älter ist, kriegt er so wie so das weiße Frackel, dann kann er sich an Commisbrod anessen, bis ihm der Bauch aufspringt. Warum von allen denen, die seine Laufbahn mit solcher Genauigkeit, wie der Astronom die Laufbahn des Planeten, vorher zu bestimmen wußten, kein Einziger sich fand, der ihn zu sich ins Geschäft nahm, um ihn in einen ordentlichen, geregelten Lebenswandel einzuführen, — das ist nur für den eine Frage, welcher noch nicht einsehen gelernt hat, wie viel geneigter die Menschen im Allgemeinen sind, zu predigen, als durch eine That mit ihrer vollen Persönlichkeit für ihre Behauptungen und Reden einzustehen.

Als Ruben erwachte, rieb er sich die Augen und schaute verblüfft um sich. Die Sonne war dem Untergange nahe und der ganze westliche Himmel tauchte sich allmählich in Purpurgluth. Ruben rieb sich die Stirn, als ob er sich an etwas erinnern wollte, aber es schien ihm nicht zu gelingen; er wußte nämlich nicht mehr, was Gott zu ihm gesprochen habe und was er seiner Mutter ausrichten solle.

Er war im Traum offenbar bei Gott im Himmel gewesen. Was kann himmlischer und paradiesischer sein, als der Traum eines unschuldigen Kindes!

Ruben sah verdrossen drein, es that ihm wehe, daß er der bekümmerten Mutter nun keine bestimmte Antwort nach Hause bringen konnte. Nichts, gar nichts wußte er zu sagen, kein Wort war ihm geblieben, von Allem was Gott ihm gesagt hatte, rein, wie weggewischt; ja er wußte sich nicht einmal mehr zu erinnern, wie Gott aussieht.

Unschlüssig stand er da, rathlos, ob er nach Hause gehen solle, oder nicht. Er träumte wachend. Aus dieser Träumerei wurde er aber bald durch einen bekannten Ton geweckt. Dorotka, eine arme Tagelöhnerin, kam des Weges daher und rief ihn beim Namen. Sie hatte eine schwere Last auf dem Rücken, eine Trage, in welcher sich neben

einigen Scheitern Holz allerlei Kraut und Kohlköpfe, Erdäpfel &c. befanden. Ihr kleines fünfjähriges Töchterchen, Thereska, ging hinterdrein und schleppte mit Anstrengung einen dicken Baumast, den sie am Wege gefunden haben mochte.

Als Ruben sich bei seinem Namen angerufen hörte und die Stimme erkannte, erwachte er erst vollends. Er war nun wieder auf der Erde und sah bekannte Gesichter.

Was machst hier, so allein? — fragte das Weib, das indessen herangekommen war. Ruben schaute sie an und gab keine Antwort.

Bist wo g'wesen?

Ja.

Wo denn?

In Himmel.

In Himmel? Närrchen! Wer hat Dich hingeschickt?

Keiner.

Und zu was bist kommen?

Zu Gott!

Zu Gott? dummer Bub'. Bist schon lang vom Haus weg?

Von früh.

Von früh? Jesus, Marja, Joseph! und Dein' Mutter?

Ist daheim.

Und muß sich plagen, und Du laufst herum, wie ein gottvermaledeiter Rattenfänger und vertrenschelst die Zeit. Gottloser Bub'! ist das nicht himmelschreiend! Wie alt bist denn?

Sechs Jahr!

Und schämst Dich nicht, großer Jung', aussehen thust wie achte. Sieh die Thereska, die ist fünf Jahr alt, wie sie sich schleppt mit dem Holz und kann's kaum fortbringen, schau' wie's schwitzt, die Tropfen rinnen ihr übers G'sicht runter, und sie hilft mir schon schaffen und arbeiten. Und Du, so ein starker Kerl, gehst da 'rum, und hilfst Deiner

Mutter gar nichts? Schäm' Dich die Augen aus'n Kopf raus. Wenn ich Dein' Mutter wär, ich wollt Dich schon anders traktiren. Dein' Mutter ist viel zu gut gegen Dich. Ich möcht' Dir schon was aufpelzen mit der Ruth', daß Dir's Rumlaufen vergeh'n sollt'. Marsch fort, heim, gleich gehst mit. Fauler Bub' Du, da im Feld 'rumlungern, und nichts thun! wart' ich werd's Dein' Mutter zeigen, wie sie's mit Dir machen muß.

Ich bin ja wegen ihr in Himmel gangen, — wagte der Knabe dagegen schüchtern einzuwenden, aber das wollte bei der resoluten Frau nichts verfangen.

Sei still, — sagte sie, — mit Dein' dumm' G'schwätz; wegen ihrer sollst z'Haus bleiben, und sollst was machen. Ein Kind, das der Mutter nicht hilft, ist nicht werth, daß es einen Bissen Brod kriegt. Gelt ja, beim Essen da bist gleich dabei, da kannst ihr helfen? so mach' auch was, und verdien's.

Wie soll ich's machen? — fragte der Knabe.

Wie? Anpacken, zugreifen, überall, wo Du was steh'n und liegen siehst. Ich brauch's mein' Thereska nicht zu sagen, die weiß gleich selbst, wo's angreifen soll, so wirst Du's auch wissen.

Ruben wars, als ob er Gott reden hörte; ohne ein Wort zu erwidern, griff Ruben nach dem Baumast, welchen das Mädchen, während dieser Ermahnung, um sich auszurasten, zu Boden fallen gelassen hatte, packte tüchtig an, und schleppte mit geringer Anstrengung die Last fort. Das Mädchen griff ebenfalls an, es wollte nicht allein müßig da her gehen, und so schritten sie alle drei schweigend von den Krautgärten dem Städtchen zu.

Als sie in dasselbe eingezogen, sagte die Frau in Freude über die Wirkung ihrer Rede: So ist's recht, Ihr beide seid ein gut Paar Zugpferd; aber Du brauchst nur ein' strengen Kutscher, der Dich tüchtig eing'schirrt, und Dir ein

bissele manchmal auch die Peitsch zeigt. Jetzt geh' heim und merk, was ich Dir g'sagt hab' und machs daheim, wie Du's hier g'macht hast; das ist brav und rechtschaffen. Hilf Deiner Mutter und werd kein liederlicher Lump!

Der Knabe fühlte eine nie gekannte innere Befriedigung, eine unsagbare Wonne, da er nun nach Hause ging. Der Segen der Arbeit war über ihn gekommen. Er hat in Wahrheit die Stimme Gottes gehört, wenn diese auch durch den Mund eines armen Weibes zu ihm gesprochen. Und warum sollte dies keine Offenbarung sein? Ist ein Menschenwesen von heiligem Zorn erglüht etwa nicht mehr oder eben so viel als ein in Flammen brennender Dornbusch? Ruben fühlte den Geist, der in ihm selber erwacht war. Körperlich ermattet, aber selig im Gemüthe trat er in die Stube ein. Die Mutter lag zusammengebrochen auf einem Stuhl und weinte über den verlorenen Sohn.

Was weinst? Mutter-Leben! — sprach der Knabe, — Du brauchst nicht zu weinen; Gott wird Dich nicht mehr strafen, er hat mir's gesagt.

Ruben, Ruben, mein Kind? — schrie die Mutter aufspringend und umschlang ihn mit ihren Armen. — Wie kannst Du mir das anthun?

Du brauchst nicht zu weinen, — wiederholte der Knabe mit einer Entschiedenheit, die sie bisher an demselben niemals bemerkt hatte.

Wo bist Du gewesen, Ruben-Leben, wo bist Du gewesen?

Bei Gott. Fürcht' Dich nicht; ich werd' Dir helfen.

Du wirst mir helfen, schwaches Kind?

Ich bin nicht schwach, ich bin stark, ich seh' aus wie acht Jahr und was Thereska kann, das kann ich auch.

Komm Ruben-Leben, setz Dich nieder, ich werd' Dir zu essen geben.

Ja, — sagte Ruben, — essen will ich; ich bin hungerig.

Aber wirst sehen, wie gut das jetzt als sein wird, wenn ich Dir helfen werd'.

Wie wirst Du mir helfen?

Ueberall, überall, wo was steht und liegt.

Gebenscht (gebenedeit) Kind, aus Dir redt ja ein Engel vom Himmel heraus.

Hungerig, hungerig, — sagte Ruben und fiel fast ohnmächtig vor Erschöpfung auf den Stuhl nieder.

Die Mutter sprang rasch herzu, spritzte ihm Wasser ins Gesicht und rieb ihm damit die Schläfe, aber er schlug sogleich wieder selig lächelnd das Auge auf und sagte: Essen, essen, wirst sehn, wie gut das sein wird.

Mit großem Behagen schlürfte er nun die Suppe, welche ihm die Mutter hingestellt hatte und verschlang fast die Brocken, die sie ihm in dieselbe geschnitten.

Schmeckt es Dir, Ruben-Leben? — fragte die Mutter, die mit Wollust zusah, wie der ermattete Knabe sich stärkte und bei jedem Bissen neu aufzuleben schien.

Ich hab noch nie so gut gessen, — erwiderte er, und rasch war er fertig und nachdem er gegessen hatte, nahm er den Teller und den Löffel und ging in die Küche und wusch das Geräthe mit Wasser.

Die Mutter, die ihm nachgegangen war, wunderte sich höchlich über das seltsame und ungewöhnliche Gebahren des Knaben. Was machst Du da? — fragte sie, — das g'hört ja nicht für Dich. Bist Du denn ein „Schmul Mad"? geh' Ruben-Leben, laß stehn, ich werd' schon abwaschen, wenn Einer Dir da zusehen möcht', so möcht' er Dich auslachen, und möcht' sagen, Du bist ein „Schmul Mad".

Ruben aber ließ sich durch diese Aufstachelung seiner Eitelkeit nicht im Geringsten aus der Ruhe bringen, mit der er dem weiblichen Geschäfte sich hingegeben hatte. Soll mich auslachen, — sagte er, — soll mich auslachen, ich

bin Ruben und nicht Schmul Mad, ich thu, was Gott gesagt hat.

Dabei wusch er Teller und Löffel und noch anderes Geschirr, welches er in der Küche unrein vorgefunden hatte, so blank und eben, wie es kein Frauenzimmer besser hätte zu Stande bringen können. Nachdem er mit seiner Arbeit fertig geworden war, sagte er: Jetzt „Krischmäleinen" (das Nachtgebet verrichten) und schlafen, wirst sehn, heut Nacht wirst Du nicht so hart gestraft, wie gestern

Die Mutter küßte ihn, und half ihm zu Bette.

Armer Knabe, schöpfe Kraft im losgebundenen Schlafe und in Deinen seligen Träumen für die Kette von Mißverständnissen, denen Du von diesem Momente an unausgesetzt ausgesetzt sein wirst. Verzage nicht, der Gott in Deiner kindlichen Brust, gibt Dir die Zuversicht, daß der Tag einmal kommen mag, an dem sie es mit Staunen erfahren sollen, wer Du seist, ob ein kräftiger Mann, oder ein thatloser Mädchen-Samuel.

Die beiden Kinder, welche da im Walde umher gehen und sich immer wieder und wieder bücken und im Grase emsig suchen, sie treiben kein Spiel, sondern ein ernstes Geschäft. Treten wir ein in diesen Fichtenwald, dessen hohe, gerade Stämme wie Tempelsäulen zum Himmel empor ragen und über ihrem grünen Blätterdach das blaue Himmelsgewölbe als Kuppel zu tragen scheinen. Was suchen die Kinder so eifrig im Moos?

Siehst Ruben? — sagte Thereska, — indem sie ihm einen aus seinem Moosbette eben gelösten Schwamm hinzeigte, — diesen Schwamm kannst leicht merken. Wie er da im Gras verborgen ist und das kleine Köpferl herausstreckt, grad wie ein Kind in der Wieg. Der heißt řipa.

Kann man den da auch brauchen? fragte Ruben, in-

dem er auf ein merkwürdig aussehendes Gewächs mit den Fingern deutete.

Reiß nur herzhaft ab, — ermunterte Thereska, — und steh nicht als so da, wie wenn der Polizei es erst erlauben müßt; freilich kann man ihn brauchen.

Der hat gar kein' Kopf, — bemerkte der Knabe.

Besser für ihn, — lautete die Antwort, dann hat er auch kein' Kopfschmerz.

Die beiden Kinder suchten Schwämme im Wald, und Thereska fand an dem Knaben einen eben so eifrigen Schüler, als sie eine vortreffliche Lehrerin war. So brachten die Kinder Stunden, nicht selten sogar Tage im Walde zu und kehrten dann des Mittags oder Abends wie ein siegender Held vom Schlachtfeld mit Beute beladen heim. Die Kinder waren eben wieder im Wald gewesen und Ruben legte mit jener Zufriedenheit, welche sich stets als Begleiterin erfüllter Pflicht einstellt, die Schwämme, die er mitgebracht, auf den Tisch.

Die Mutter Rubens freute sich innig, als er alle die gesammelten Kostbarkeiten vor ihren Augen ausbreitete, und drückte ihre Freude verschwenderisch durch Liebkosungen aus. Thereska erhielt von ihrer Mutter kein derartiges Zeichen des Beifalls. Der Unterschied in der Behandlung der beiden Kinder lag in einem tiefdurchgreifenden Gegensatz der Erziehungsweise und diese wieder in der verschiedenen Gemüthsart der beiden Mütter.

Dorotka war das, was man eine resolute Person nennt. Als Taglöhnerin lebte sie von dem kärglichen Taglohn, den ihr die mühevolle Arbeit abwarf. Gewöhnt an die strenge Arbeit, gewann sie auch bald die Lebensanschauung, die wir an ihr bereits kennen gelernt haben, und die sich kurz dahin zusammenfaßt, daß der Mensch auf der Welt zur Arbeit bestimmt sei. Es ist kein Wunder, daß sie ihr Töchterchen frühzeitig in dieselbe Richtung des Denkens

und Fühlens hineinzubringen wußte. Sollte sie dem Mädchen nun etwa dafür Dank sagen, daß es that, was seiner Bestimmung gemäß ist? Das wäre Widerspruch in sich selbst. Sie sah mit Wohlgefallen, wie das Kind sich in die vorgezeichnete Bahn mit Geschick einfügte, weil sie darin die echte Bürgschaft für die Zukunft desselben erkannte. Es hätte sie tief gekränkt, wenn es anders gekommen wäre, nun es aber war, wie sie es gewünscht, fand sie daran nicht etwa ein Besonderes, ein Außergewöhnliches, sondern das Natürliche und Nothwendige. Ihr Gefühl bei Betrachtung ihres Kindes war dasselbe, welches sich in den Worten des Vaters in einer bekannten Fabel ausspricht, wo es heißt: „Die That ist gut, doch edel nicht."

Rubens Mutter war eine ganz anders geartete Natur. Sie war eine echte Tochter jenes Volkes, dem auch der Stifter der christlichen Kirche entsprossen. Ihre Natur war Leiden und Entsagen, Aufopferung und Ergebenheit. Ihr Kind liebte sie über Alles und ihr größter Schmerz bestand nicht darin, daß sie Entbehrungen mannigfacher Art zu leiden hatte, sondern daß sie ihrem Kinde keine sichere Zukunft bereiten konnte. In jener Nacht, die sie, wie viele andere Nächte, auf ihrem Bette schlaflos zugebracht, und in der sie von ihrem Kinde in der Aeußerung des tiefsten Seelenschmerzes belauscht wurde, wand sie sich eben in quälender Sorge um das künftige Schicksal dieses Knaben, den sie gerne auf sanften Mutterarmen durchs ganze Leben getragen hätte. Daß Aeltern für ihre Kinder sorgen, das schien ihr das eingeborene Naturgesetz zu sein, den umgekehrten Fall hatte sie nie bedacht, vollends daß ein Kind, das selbst noch der Pflege bedarf, mit Hand anlegen möchte, um den Segen ins Haus zu schaffen, daß Ruben ihr etwas leisten solle, daß ist ihr nie in den Sinn gekommen. Die Qual, die sie ausgestanden, da er in den Himmel gegangen und den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen war

nahm sie in ihrer Herzenseinfalt als eine Strafe des Himmels, daß sie dem Kinde vielleicht unbewußt irgend welche Sorgfalt entzogen, die sie demselben zuzuwenden verpflichtet gewesen wäre. Bei einem von solchen Vorstellungen beherrschten Gemüthe ist das Staunen begreiflich, welches wir an ihr wahrgenommen haben, da Ruben zum erstenmale in die Küche ging, um dort für sie einige Arbeit zu verrichten und ihr die Mühe zu erleichtern. Sie wollte es kaum zugeben, sie war um seinen guten Ruf besorgt, sie fürchtete, es könne es Jemand sehen, und man werde ihn für einen „Schmul Mad“ halten. Und wenn sie ihn dennoch gewähren ließ, so geschah es weniger darum, weil sie sogleich die Trefflichkeit dieser neuen Maßregel einsah, als vielmehr weil sie zu schwach war, um es ihm gerade zu verbieten. Nach und nach freilich hat sie sich daran gewöhnt, ihn bei allem was sie that als fleißigen Gehilfen bei der Hand zu haben; er verrichtete ihr alle Gänge, die sie früher selbst gemacht, und so weit seine Kraft reichte, that er unaufgefordert, was sich machen ließ. Wie sehr sie sich aber auch daran gewöhnt haben mochte, niemals konnte sie die stille und fromme Thätigkeit des Kindes ohne Rührung betrachten. Was er that, betrachtete sie nicht wie Dorotka als eine Pflicht, sondern als eine ihr erwiesene Wohlthat, als ein Geschenk, für welches ihm jedesmal ein besonderer Dank gebühre.

In der Empfindungsweise der beiden Kinder hingegen herrschte mehr Uebereinstimmung. Seit dem Momente, da Ruben in den Krautgärten die mahnende Stimme der Dorotka vernommen, hatte diese Frau für ihn etwas unbeschreiblich Ehrwürdiges, und wie er bestrebt war, seiner Mutter zu helfen, so war er eifrig, sich die Zufriedenheit Dorotka's zu erwerben. Das fühlte er, wenn sie mit ihm zufrieden war, dann durfte er es auch selber mit sich sein.

Dorotka sprach nicht viel, sie war sparsam mit der

Rede, wie mit der Zeit. Wenn sie es aber für nothwendig erachtete, den Mund aufzuthun, so fand sie auch immer das richtige Wort und sie konnte ihrer Wirkung gewiß sein. Ruben hatte das an sich selbst erfahren, und wie wenig er auch begreifen konnte, worin die Macht lag, die sie über ihn gewonnen, er fühlte, daß er ihr zu gehorchen und ihr zu Willen zu leben habe. Wenn er in irgend einer Sache etwas wissen wollte, ging er zu Dorotka. Diese fragte er und nicht seine Mutter. Die Mutter liebte er, und sie war nach seiner kindlichen Vorstellung nur dazu da, um von ihm geliebt zu werden; die Rathschläge für sein Verhalten holte er sich aus der Quelle, woher ihm der erste erfrischende und beseligende Lebenstrunk, die Aufforderung zur Arbeit, gekommen war. Wenn Dorotka auf eine Frage zur Antwort gab: Was fragst solch' Dummheiten, das kann Dir mein' Thereska sagen! — da wußte er schon aus Erfahrung, daß es nichts Dummes war, was er gefragt hatte, denn es hatte sich schon öfters ereignet, daß Thereska ihm dann neben der Belehrung über seine Frage auch noch die Versicherung gab, die Mutter stelle ihr immer vor, wie gescheit der Ruben sei und wie g'schickt er zu fragen weiß, wenn sie etwas der Mutter nicht recht machen könne. Die Mutter hat Dich lieber wie mich, hatte das Mädchen sogar einmal hinzugefügt, sie hat g'sagt: Du bist g'rad, wie wenn Du ein Christ wärst!

Die beiden Kinder lebten im schönsten Einverständniß, dessen Reinheit und Unschuld fähig sind. Und von der Bestimmung des Menschen auf dieser Erde gewann Ruben in kurzer Zeit die Anschauung, wenn diese auch nur noch als dunkles Gefühl in ihm lebte, daß es die Arbeit sei, welche sein ganzes Dasein auszufüllen habe. Thereska war, wie wir schon gesehen haben, seine Lehrerin und er ihr eifriger Schüler, und so verstrich die Zeit in Arbeit und Thätigkeit, in Hilfleistung und Schaffenslust.

Ruben wurde mit jedem Tage stärker und kräftiger, und bald half er nicht nur seiner Mutter, sondern auch der Mutter Thereskas. Gar manchmal konnte man ihn einen Schubkarren führen sehen, den er der Dorotka aufs Feld hinaus brachte, wohin sie eigentlich Thereska bestellt hatte. Aber es gab zwischen einer Arbeit für sich und für Thereska bald bei ihm mehr keinen Unterschied. Was sie thaten, geschah gemeinschaftlich, that ers nicht, so mußte sie es thun und umgekehrt; so kam es, daß auch anderseits Thereska bei Rubens Mutter manche Hilfleistung versah, welche eigentlich Ruben zugefallen sein würde. Es lag für einen dritten, der den Ursprung des Verhältnisses nicht kannte, sogar etwas Komisches darin. Deshalb sagte Gawriele Stuffer eines Tages: Fradel Maierns und Dorotka Läuferin haben sich die Kinder vertauscht! worauf Scholem „Zizesbeißer“ (Scheinheiliger) geantwortet haben soll: Die Sach' muß ein Eck (Ende) haben!

Scholem Zizesbeißer ist eine Persönlichkeit, welche wir sogleich näher kennen zu lernen Gelegenheit haben werden. Es scheint aber nicht uninteressant, diesen Mann, bevor wir seine nähere Bekanntschaft machen, nach seiner Außenseite ein wenig anzuschauen. Daß er mehr kein Jüngling sei, zeigten schon seine Haare, welche bereits jene Farbe angenommen hatten, die das Sinnbild der Ehrfurcht ist. Dieselben waren auch nur sehr dünn gesät, und ein Sammtkäppchen wachte fast neidisch auf jedes Haar, das sich unter demselben aus seiner Haft hervor an das freie Tageslicht drängen mochte; mit Ausnahme der beiden Ecklocken, welche sich in unbeschränkter Freiheit über die Schläfen herunterschlängelten und in ihrer Vereinigung mit dem grauen Spitzbärtchen ein Gesicht voll Schlauheit und List umrahmten. Die Augen dieses Männchens — man kann

nicht gut sagen Mannes, dies paßte in keiner Hinsicht, weder in physischer noch in moralischer — die Augen dieses Männchens also waren ebenfalls eselfarbig und hatten etwas unangenehm Stechendes, welches nur dadurch gemildert wurde, daß ihr Besitzer nicht die Kraft und ehrliche Offenheit besaß, jemanden andauernd genug mit seinem Blicke zu durchbohren, denn er schlug häufig die Augen nieder und senkte den Blick in Demuth zur Erde. Die Nase war mehr als gebogen, sie war auch verbogen, sie war wohl mitten im Gesicht, aber in ihrer bedeutenden Fortsetzung nach links verschoben, und die Redensart, gerade der Nase nach gehen, hatte auf ihn keine Anwendung, denn seiner Nase nach, hätte er müssen immer links gehen. Diese Nase machte das raubvogelartige Gesicht vollends zu einem physiognomischen Monstrum. Der Kopf ruhte auf einem kleinen, schmächtigen, aber sehr beweglichen und gelenkigen Körper, welch letzterer dadurch, daß Scholem nie anders als mit eingebogenen Knieen ging, gerade als ob er einmal bei der Kavallerie gedient hätte, sich noch kleiner ausnahm, als er in Wirklichkeit war. Die Manchesterhosen trug er in den Stiefeln, diese reichten bis an die Knie; in solcher Förmlichkeit, von der er nie abwich, glaubte er seine Verwandtschaft mit dem geistlichen Stand darzuthun, und seine salbungsvollen Reden auch durch das äußere Zeichen der Autorität zu unterstützen. Ueber der Weste trug er ein weißes Leibel aus Barchent, von welchem nach hinten so wohl, als nach vornen, je zwei lange Schaufäden wie Quasten herunterhingen. Sehr oft dienten ihm dieselben auch im weltlichen Gespräch als Beweismittel seiner Behauptungen, er hatte sich daran gewöhnt, sie beständig zum Munde zu führen und so erhielt er den Namen Scholem „Zizesbeißer", was anfänglich eine ganz äußerliche Beziehung ausdrückte. Das Wort „Zizesbeißer" bedeutet aber auch etwas anderes in figürlichem Sinne, und zwar einen Scheinheiligen, einen

Frömmler und wir werden sogleich sehen, in wie ferne diese Bezeichnung auch in ihrer symbolischen Bedeutung auf Scholem paßt. Folgen wir ihm auf dem Gange, den er eben jetzt um Gottes und des Nächsten willen vor hat. Er tritt soeben bei Fradel Maierns ein.

Des Gott's willkomm', Reb Scholem! — sagte die Wittwe dem Eintretenden auf seinen Gruß.

Du wirst nicht errathen, nach was ich herkomm, Fradel!

Wie soll ichs errathen?

Nachsehen komm ich, das heißt, erst muß ich Dich fragen, ob es bei Dir in der Nacht nicht „straschenen“ (spuken) thut.

Wie fallt man aus?

Mein Kind, Du magst mir auf mein Gewissen glauben, ich red' aus kein hohl' Faß heraus.

Wer hat das gesagt, ich hab' nichts gehört.

Wer das gesagt hat, dem soll die Zung verfaulen, siehst Du Fradel, so schwör' ich; gesagt hat's keiner und doch muß es sein, ich hab' ein sicheres Zeichen; es hat mich geträumt.

Träume sind nicht mehr werth als fünfzehn Kreuzer.

Und was ist Dir gelegen, mein Kind, man hat Beispiele, daß ein Traum auch wahr geworden ist, und ich komm Dich zu warnen; denn wenn es bis jetzt bei Dir auch noch nicht „gestraschnet“ (gespukt) hat, so ist das noch gar kein Beweis, daß es nicht noch „straschenen“ wird, und — schon heut Nacht kann es sein.

Die arme Frau fiel fast zurück vor Schrecken über die Bestimmtheit dieser Vorhersage. Scholem war es nicht entgangen, daß er jetzt bereits ein bedeutendes Stück Terrain erobert hatte und als geschickter Taktiker zog er aus seiner Position auch sogleich allen möglichen Nutzen.

So zu erschrecken, brauchst Du just nicht, — sagte er deshalb, — es ist ja bis dato noch nichts geschehen,

und was noch in der Zukunft liegt, das läßt sich mit Gottes Hilf' abwehren. Zu was haben wir denn „Mesuses" an der Thür? (heilige Sprüche auf Pergament geschrieben in einem kleinen Gehäuse an der Thürpfoste befestigt). Vor Allem werd' ich nachsehen, ob die „Mesuses" nicht unbrauchbar sind.

Hierauf zog er ein mitgebrachtes Zänglein aus der Tasche und machte sich daran die „Mesuses", die sich an den verschiedenen Thüren des Häuschens befanden, abzunehmen. Strenge und nachdenklich prüfte er dann mit sichtbarem Kennerblick eine nach der andern und zufrieden lächelnd, so wie der Fromme lächelt, wenn er die Werke der Tugend und Frömmigkeit gedeihen sieht, legte er eine nach der andern wieder bei Seite, mit der Versicherung, daß sich nichts Unangemessenes, auch nicht das Pünktchen oder Jod, was in Unordnung gerathen wäre, daran entdecken ließe. Zur großen Freude der harmlosen Frau faltete er die Pergamentblätter, nachdem er sie andächtig an den Mund gedrückt, wieder zusammen, verschloß ein jedes in das zugehörige Gehäuse und heftete mit den herausgenommenen Nägelchen und mit Hilfe eines kleinen Hämmerchens eine jede der „Mesuses" wieder an ihren vorigen Platz.

Die „Mesuses" sind rein, — wendete er sich hierauf an die Frau, — die werden Dir nichts zu schicken geben; ob Du, Gott behüte, sonsten etwas im Hause hast oder machst, was nicht in Ordnung ist, will ich Dich gar nicht fragen, denn ich kenn' Dich ja, Du bist von jeher ein fein' Mensch gewesen, und manche Andere könnt' sich an Dir ein Muster nehmen. Warum, was soll ich Dich fragen? ob Du das Fleisch gehörig aussalzen thust, und ob Du es nicht zu lang im Salz liegen lassen thust? ob Du gehörig Freitag Abend die Schabbeslicht anzündest, und ob Du das fleischige und milchige Geschirr nicht verwechselst? — ich mein, Du hast das Alles von Deiner Kindheit auf

bei Dein' Mutter vor Dir gesehen, wie es sein soll, und wie es sich in ein jüdisch Haus gehört. Und wenn Du Zeit hast und hast Dein' Sach' gemacht, wirst Du gewiß auch an Gott nicht vergessen, und wirst beten und „Tchine" (Gebete) sagen; aber, das heißt ein „Chamriel" (Dummkopf) was ich bin, — hiebei schlug er sich an die Stirn, — warum ist mir das nicht gleich eingefallen? hätt' ich mir die Arbeit mit den „Mesuses" ersparen können! Das ist es und nichts anderes. Gesegnet sei er, der erinnert die Vergessenden. — Wo ist Dein Jüngel? ich bitt' Dich, was ist das mit dem Jüngel? mir scheint, Du willst das Kind zu der Taufe bringen.

Was wollt Ihr von dem Kind haben? — fragte die Frau sonderbarerweise mit mehr Fassung und Gemüthsruhe, als der edle „Zizesbeißer" nach der vorausgegangenen bewirkten Aufregung erwartet haben mochte. Er sah sich in Gefahr, die gewonnene Position wieder einzubüßen und fühlte die Nothwendigkeit, stärkere Minen springen zu lassen. Deshalb richtete er sich seiner ganzen Länge nach, so weit es ihm die eingebogenen Kniee erlaubten, auf und donnerte ihr entsetzliche Worte ins Gewissen.

Sag mir nur Fradel, — begann er, — wo hast Du Dein Gewissen? warum schickst Du das Jüngel nicht zum Lehrer? kann er schon „Alefbeß" (Alphabet)? was läßt Du ihn als herumlaufen im wilden Wald, alle Gottesläugner angeklagt, mit Dorotkas Pankert? Ist das ein Steiger für ein jüdisch Kind? er wird Dir ja aufwachsen als ein widerspänstiger Sohn! Du wirst Dir ja an ihm Deine lebendige Leid erleben! Bedenkst Du denn gar nicht die Zukunft? Du wirst ja liegen auf Dein' Angesicht und wirst weinen bittere Thränen! Hat man das schon in sein' Leben gehört, ein jüdisch Kind soll aufwachsen, und soll nicht wissen, wo Gott wohnt? fürchtst Du Dich denn vor gar keiner Sünde? Du thust ja Dein Maiern

im Grab beleidigen! Dein Maier, Friede mit ihm, muß sich ja im Grab herumdrehen, wenn er das weiß! Und hat er das an Dir verdient, daß Du so an ihm handeln thust? daß das Jüngel dem Vater am „Jahrzeit“ nicht einmal soll können „Kadisch“ (Requiem) nachsagen? Hast Du denn vergessen, was Maier Dir geopfert hat? weißt Du nicht mehr, daß er sich deinetwegen mit sein' Vater entzweit hat? hat er nicht deinetwegen auf einen großen Reichthum verzichtet? Warum? Reb Diser hätt' ihm nicht die Händ' untergespreit', wo er gegangen ist, wenn er nur von Dir nachgelassen hätt'? besinnst Du Dich denn auf Alles das nicht mehr? Ist in Dein' Familie noch zu wenig Unglück gewesen, daß Du Dir noch neues hinzuhäufen willst? oder willst Du haben, Dein Jüngel soll so werden, wie sein Vetter Jochene? Wer weiß, wo der jetzt in unglücklicher Lage herumgeht. Vielleicht ist er schon gestorben, oder gar getauft, Du stehst Dir ja selber in Licht. Dein Jüngel wird ja alle Tag älter! Und was wird von ihm das Ende sein? Es wird eine Zeit kommen, und Du wirst laufen auf das Gemeindehaus und wirst weinen, es wird aber nichts nützen, man wird Deinen Ruben das weiße Frackel mit den farbigen Aufschläg' anziehen, und kein Mensch wird mit Dir Mitleid haben! Und warum, ja? soll man vielleicht fromme jüdische Kinder hineinstecken in Militär, und Dir Dein „Benak“ (Sohn) herumgehn lassen? auf was hinauf? verdienen thut ers? alle Tag sagt er seine paar Capitel Psalmen herunter? Jetzt versteh ich erst meinen Traum. Wo hab' ich nur früher mein' Verstand gehabt? ja, es wird „straschenen“ (spuken) bei Dir!

Diese Predigt verfehlte ihre Wirkung keineswegs. Die arme, kränkliche Frau war durch die entsetzliche Wucht der ausgestoßenen Worte so erschüttert worden, daß sie fast in Ohnmacht fiel. Besonders lebhaft war ihr Gemüth von

der geschilderten Zukunft des Sohnes im Soldatenkleid ergriffen worden. Die noch in weiter Ferne schwebende Gefahr stand ihr so lebendig vor den Augen, als ob sie dieselbe augenblicklich abzuwenden hätte, — der edle „Zizesbeißer“ weidete sich an den Qualen, die er dem armen Weibe bereitet hatte.

Er wendete Alles an, — dies muß zu seiner Ehre gesagt werden, — um die Betäubte wieder ins Bewußtsein zurück zu rufen, und nachdem ihm dies gelungen war, hatte er gewonnen Spiel. Mit den Worten: der Weise hat die Augen im Kopfe, — ein gescheiter Mensch muß an die Zukunft denken! — verließ er das gemarterte Opfer und rieb sich vergnügt die Hände über das Werk, dessen Schöpfer zu sein er sich rühmen konnte.

Der heimkehrende Ruben, welcher seiner Gewohnheit gemäß einen Theil des Tages mit seiner Gespielin Kräuter und Schwämme suchend in Feld und Wald zugebracht hatte, fand die Mutter in der trostlosen Lage, in welcher sie der „Zizesbeißer“ zurückgelassen hatte. Thereska trat mit ihm in die Stube, und erschrak nicht wenig, als die arme Frau sich mit Heftigkeit auf den Knaben warf und mit Leidenschaft ihn umschlingend die Worte mehr ausstieß als sprach: Nein, mein Kind, nicht wahr vor Dir hab' ich mich nicht zu fürchten!

Der Knabe begriff die außerordentliche Heftigkeit der Mutter eben so wenig wie ihre dunkle Rede und schaute sie nur verwundert an. Thereska aber nahm die Worte ganz so, wie sie sich selbst geben und antwortete nun statt seiner:

Vor'n Ruben fürchten? vor dem braucht sich kein Mensch zu fürchten; der thut keiner Katz' was an.

Wie milder Balsam strömten diese Worte des Kindes in das verwundete Mutterherz. Sie übten die wunderbare Wirkung, daß alle Schreckbilder, welche der „Zizesbeißer“

durch den Aufwand seines gesammten pietistischen Apparates in der Phantasie des hilflosen Weibes zu erregen gewußt hatte, wie durch einen Zauberschlag dahinschwanden, und die nöthige Ruhe zu einer verständigen Betrachtung der Sachlage kehrte wieder.

Sag mir, Thereska, — begann jetzt die Frau, in Ton und Geberde wenig mehr von der vorhergegangenen leidenschaftlichen Aufwallung verrathend, — sag mir, bei Euch gehn ja die Kinder auch zum „Persepter" (Präzeptor) in die Schule, und lernen, nicht wahr?

Freilich!

Und Du gehst nicht?

Ich werd' auch gehn, aber ich bin ja noch nicht sechs Jahr alt, früher braucht man nicht, hat die Mutter g'sagt; aber warum geht denn der Ruben nicht? der ist doch schon älter, als sechs Jahr?

Hörst Du, Ruben-Leben, was Thereska fragt? — wendete sich die Mutter nun an den Knaben, — warum Du nicht zum Lehrer gehst, fragt sie; warum gibst ihr kein' Antwort.

Weil ich lieber Dir helf, — sagte Ruben.

Thereska thut ja ihrer Mutter auch helfen und wird doch geh'n; hast nicht gehört, wie sie g'sagt hat, bis sie sechs Jahr alt sein wird?

Bis sie gehn wird, werd ich auch gehn.

Du bist älter, — sagte Thereska, — Du mußt früher gehn, mußt nicht erst auf mich warten.

Und wer wird der Mutter helfen? — fragte Ruben.

Das kannst ja dabei, — belehrte das Mädchen, — mußt ja nicht den ganzen Tag in der Schul' hocken, wie die andern Kinder.

Mutter-Leben, ich geh'! — sagte der Knabe mit festem Entschlusse.

Ja, mein Kind, — sprach ihm die Mutter zu, — das ist brav von Dir, Du mußt ja auch lernen, dann wirst Du groß werden und wirst ein geschickter Mensch sein, und dann wirst Du mir erst recht helfen können. Komm, mein schöner Sohn, ich werd' Dich gleich hinüber führen zum Lehrer in „Cheder" (Schule).

Wird Thereska auch mitgehn? — fragte der Knabe.

Narrele! wenn sie wird sechs Jahr alt sein, wird sie zum Persepter gehn.

Ich möcht' auch lieber zum Persepter gehn, — wendete jetzt Ruben ein.

Du mußt ja lernen Hebräisch, Ruben-Leben, das geht ja nicht. Komm, wir gehn gleich in „Cheder".

Aber nicht den ganzen Tag dort bleiben! — sagte der Knabe, den Finger wie drohend emporgehoben.

Die Frau verließ nun mit beiden Kindern die Stube. Die Mutter führte ihr Kind an die Stätte der geistigen Nahrung. Thereska schaute ihnen nach, bis sich die Thüre des „Cheders" hinter ihnen geschlossen hatte, und lief dann rasch nach Hause.

Ruben war in eine neue Welt eingetreten, die zu derjenigen, in der er sich bisher bewegt hatte, nicht gerade angenehm kontrastirte. Das hebräische Gebetbuch in der Hand haltend, ging sein tiefstes Sehnen hinaus nach der frischen Waldluft, in der er sich bisher so wohlig gefühlt. Die krausen Buchstaben tanzten vor seinen Augen hin und her und sagten ihm nichts, während draußen im Walde jeder Baum, jedes Blatt ihm etwas zu erzählen gewußt hatte. An die Knaben seines Alters fand er keinen Anschluß, sie waren ihm alle weit voraus, sie hatten viel früher begonnen und lernten bereits die Bibel, manche sogar mit Commentar (Raschi), während er sich mit der

Erlernung des Alphabets plagen mußte. Er hatte eine Scheu vor ihrer Ueberlegenheit; die Ueberlegenheit Thereskas hatte er nicht niederdrückend gefunden, ihr unterordnete er sich freudig, da sie ihn mit jedem Worte zu sich emporhob; dies machte aber das Maß seiner Leiden noch nicht voll. Ein kleines Mädchen, Jittele, — sie war des „Sündenverzeihers" Schwester, — war ihm vom Lehrer als Lehrerin angewiesen worden, und sie verrichtete ihr Lehramt ziemlich barsch. Wenn er einen Buchstaben nicht im Gedächtniß behalten hatte, schalt sie ihn aus, nannte ihn „großer Schröper", der noch nicht einmal „Aleph-Beß" weisen könne, oder sie klagte es sogar dem Lehrer an, daß Ruben nicht Obacht gebe, und nichts lernen wolle, worauf dann entweder eine scharfe Strafpredigt oder noch etwas Aergeres folgte; denn es gab hier auch schmerzliche Exekutionen.

Der „Zizesbeißer" kam in's „Cheder" herein, um sich nach dem Erfolge seiner vortrefflichen Maßregel umzusehen. Er sprach geheimnißvoll mit dem Lehrer und warf dabei häufig durchbohrende Blicke auf Ruben. Dieser sowohl, wie die andern Kinder merkten, daß von ihm die Rede sei; das bewirkte bei ihnen eine Art von Schadenfreude in dem Gefühl ihrer eigenen Sicherheit, bei Ruben hingegen eine unbehagliche Bangigkeit und Angst. Am Ende wurde gar Jittele herbeigerufen, und von dem „Zizesbeißer" ermahnt, nur scharf auf ihn zu sein, und wenn er nichts lernen will, es gleich nur als dem Lehrer zu sagen. — Wenn man einen Reifen grad machen will, muß man ihn nach der umgekehrten Seite biegen! — das war die weise Maxime, welche der „Zizesbeißer" zum Schlusse noch dem Lehrer zurückgelassen hatte, ehe er sich wieder entfernte.

Mit dem Lernen ging es indessen sehr langsam vorwärts. Der Knabe sprach mechanisch nach, was ihm das Mädchen vorsagte, ohne innerlich dabei zu sein, und wenn er dann ohne ihre Hilfe das Erlernte allein „weisen" und

und aufsagen sollte, so zeigte sichs, daß er sich nichts gemerkt hatte. Jittele aber war der Ermahnung des „Zizesbeißer“ eingedenk und erstattete sofort in ihrem edlen Eifer den Bericht über Ungehorsam und Unachtsamkeit an den Lehrer. Mit einem „Patsch“ (Ohrfeige) wurde nun die Angelegenheit jedesmal wieder ins Gleichgewicht gebracht, und Jittele sagte dann: Siehst, hätt'st Obacht gegeben, ich hab' Dir's gleich gesagt! Als aber trotz dieser „Abschlagszahlungen“ ein günstigeres Resultat nicht erreicht wurde, sondern im Gegentheil die Berichte des unterweisenden Mädchens noch übler ausfielen als zuvor, erinnerte sich der Lehrer an die vernünftige Erziehungsmaßregel, die ihm der „Zizesbeißer“ in dem Beispiele von dem Reifen so dringend empfohlen hatte. Er ordnete eine scharfe Prozedur an, welche, wenn sie im „Cheder“ vorgenommen wird, jedesmal die Gemüther der Kinder in eine seltsame und höchst schädliche Aufregung versetzt, nämlich — das „Herüberlegen.“

In Dir steckt der unreine Geist, da ist kein' Hilf, der muß herausgetrieben werden; mag unser Lehrer Moses vom Himmel herunter kommen, nutzt nichts, Du mußt „herübergelegt“ werden!

Worin das Herüberlegen besteht, braucht nicht weitläufig auseinandergesetzt zu werden, genug es gehörte für denjenigen, an dem es vollzogen ward, nicht zu den Annehmlichkeiten des Chederbesuchs.

Ruben wurde „herübergelegt“. Lautlose Stille herrschte während der strengen Exekution.

Als Ruben weinend wieder an seinen Ort zurückkehrte, schluchzte Jittele so laut, als ob sie die Strafe empfangen hätte. Der Anblick des „Herüberlegens“, welches sie da zum ersten Mal mit angesehen, hatte sie in innerster Seele empört und ihr Gemüth wurde von stechenden Gewissensbissen gepeinigt. Sie schalt sich und machte sich qualvolle Vorwürfe, daß sie das verschuldet habe, und nahm sich fest

vor, nie wieder eine Klage gegen Ruben vorzubringen. Das Kind war von guter Gemüthsart, nur hatte es einen Hang zu herrschen, zu befehlen, und es schmeichelte der Eitelkeit desselben, über andere gebieten zu können. Der Lehrer hatte diesem Hang durch seine Methode noch Nahrung gegeben und vollends hat der „Zizesbeißer“ denselben bis zur höchsten Höhe, zur vollständigen Herrschsucht aufgestachelt. Der bessere Geist erwachte aber noch zur rechten Zeit in der Seele des Kindes, die Wirkung ihrer unüberlegten Angeberei erfüllte sie mit Widerwillen vor ähnlichen Vorkommnissen und so vollzog sich in ihr eine heilsame Wandlung, heilsam für sie selbst, wie für den Knaben, den sie auf's Tiefste gekränkt hatte.

Wein' nicht Rubendel, — sagte sie in kindlicher Ergriffenheit zu dem Knaben, indem sie ihn heftig bei der Hand faßte, — das wird nie mehr geschehn; ich sag' dem Lehrer kein Wort mehr über Dich.

Ruben, welcher sich an dem Tage, da er zu Gott in den Himmel gegangen war, auf den Rath des „Sündenverzeihers“ freiwillig einer Buße unterzogen hatte, ohne auch nur eine Thräne zu vergießen, konnte die Züchtigung, die er hier empfangen, nicht verwinden. Es that ihm nie etwas so weh, als die Schmach, die er da im Angesichte der andern Kinder erdulden mußte. Es überkam ihn ein Gefühl der Verlassenheit und des Alleinseins, als ihn der unbarmherzige Lehrer auf seinen Schoß niederzog, und keines von allen Kindern zu seinem Schutze herbeigeeilt war. Thereska hätte das nicht zugelassen, sagte ihm eine innere Stimme, diese da freut sich darüber. Wie wunderbar war er nun überrascht, da er die sanften Worte vernahm, welche das Mädchen an ihn richtete. Also gab es doch wenigstens ein Wesen, bei dem er Mitleid fand. Die Art und Weise, wie Jittele zu ihm sprach, hatte etwas Anheimelndes und Zuthunliches, die Güte und Sanftheit, die sich dabei auf

ihrem Gesichte ausdrückte, erinnerte ihn an Thereska; er war nicht mehr allein da, er hatte ein verwandtes Gemüth gefunden, ein Ton des Verständnisses drang aus dieser fremden Welt zum erstenmale in seine Brust, denn er schien selber zum erstenmale verstanden worden zu sein. Er sah in dem Mädchen nicht mehr seine Peinigerin, sie hatte für ihn ein ganz anderes Aussehen bekommen; die weichen Kinderherzen schmolzen in einander, und fortan hatte er keinen eifrigern Beschützer, als an ihr, die zuvor ihn unsäglich gequält hatte. Dies bewirkte, daß er ihren Lehren und Unterweisungen auch ganz andere Aufmerksamkeit schenkte, als es bisher der Fall gewesen war; jedes Wort, das sie sprach, grub er nun tief und unauslöschlich in sein Gedächtniß, es war nicht mehr, wie ehedem in den Wind hineingeredet. Dadurch machte er auch zu seiner eigenen, wie zu des Mädchens Freude sichtliche Fortschritte, und es wäre zu ähnlichen Klagen wie früher, jetzt auch gar kein Grund mehr vorhanden gewesen. Der Lehrer, der sich beim „Verhören" von den Fortschritten des Knaben überzeugte, bildete sich Wunder wie viel auf sein „Herüberlegen" ein, und hatte die Genugthuung den „Zizesbeißer" zu versichern, daß er dem Jüngel den bösen Geist schon großentheils ausgetrieben habe, worauf dieser die Antwort gab: schon gut, aber nur nicht „änder" (eher) nachlassen, als bis er ganz draußen ist.

Für Ruben gestaltete sich jetzt das Dasein freundlicher; er hatte zwei Freundinnen, eine in der Schule des Lernens, und eine in der Schule des Lebens. Von beiden wurde er liebreich geleitet und getragen. Und wie er sich jetzt nach beiden Seiten hin mächtig angezogen fühlte, so theilte er auch seine Zeit zwischen beide, und jede Stunde, die er der Schule abkargen konnte, verbrachte er in gewohnter Arbeit mit Thereska zu Hause oder in Feld und Wald. Der Mutter half er, so viel er konnte und in der Schule

hatte man ihm keinen Vorwurf zu machen. Es war gerade als ob er seit jenem Ereigniß, das ihm eine neue Freundin erwarb, auch einen neuen Kopf bekommen hätte. Es ging zwar noch immer langsam vorwärts mit dem Lernen, aber es ging doch vorwärts, das mußten selbst die andern Kinder eingestehen, die auf den Neuling in der Wissenschaft stolz als erfahrene Veteranen in derselben herabsahen.

Eines Tages kam Ruben später als gewöhnlich in die Schule.

Wo ist man so lang gewesen? — fragte der Lehrer zornig den schüchtern eintretenden Knaben.

Nu! wirst Du reden, oder bist Du stumm? verstummen sollst Du! — herrschte der Lehrer weiter den Knaben an, da er auf seine erste Frage keine Antwort erhalten hatte. Gewiß bist Du wieder im Wald herumgelaufen, — fuhr er fort, — der Wolf soll Dich fressen!

Nein! — sagte der Knabe.

Was „Nein"! — schrie der Lehrer.

Ich bin nicht im Wald herumgelaufen!

Wo bist Du denn gewesen?

Daheim!

Ist jetzt Zeit, daheim zu sein, wenn man soll in „Cheder" gehn?

Ich hab' der Mutter geholfen, das — hier stockte der Knabe und konnte nicht weiter reden.

Was hast Du geholfen? he? wirst Du reden, oder — Du weißt schon, wie das „Herüberlegen" schmeckt! was hast Du geholfen?

Das Geschirr abwaschen!

Hat man das schon in sein' Leben gehört? Schmul Mad, ich mein' Du weißt doch, wenn er nicht das Geschirr abwascht, geht es gar nicht.

Ein schallendes Gelächter sämmtlicher Kinder begleitete diesen Ausdruck der Verwunderung. Nur Eine lachte nicht

mit. Anstatt den Kindern diese unberechtigte Einmischung in seine ausgezeichneten Erziehungsmaßregeln zu verwehren, sagte der Lehrer zu Ruben: Siehst Du, Schmule Mad! sieh' her, wie sie Dich Alle auslachen; sieh nur her, wie sie Dich auslachen, und frag Ein' nach dem Andern, ob er auch daheim thut helfen das Geschirr abwaschen!

Die Folge dieser Appellation an die Schüler war selbstverständlich, daß das Lachen noch unbändiger wurde, als zuvor und daß solche, die bereits zu lachen aufgehört hatten, sich nun von Neuem dazu zwangen, weil sie dem Lehrer dadurch einen großen Gefallen zu erzeigen und sich bei ihm auf diese Weise beliebt zu machen glaubten.

So ein Schmul Mad Einer! — fuhr der Lehrer mit Entrüstung fort, das geht, soll ich leben, über eine Kreuzerkomödie; anstatt zu verkrummen und in „Cheder" zu geh'n und da zu „zecken" (sitzen) und zu lernen, thut er daheim das Geschirr abwaschen.

Schmul Mad! — wagte einer der Verwegensten unter den Kindern, und da hierauf von Seite des Lehrers keine Ermahnung folgte, so scholl es jetzt aus ungefähr dreißig Kehlen: Schmul Mad, Schmul Mad!

Recht so, — lobte der Lehrer, — Ihr mögt ihn alle „Schmul Mad" heißen, er ist nichts besseres werth.

Die Kinder ermangelten nicht, durch heftiges Schreien zu beweisen, wie sehr ihnen an dem Beifall ihres Lehrers gelegen sei, und wie geneigt sie seien, seiner edlen Ermunterung Folge zu leisten. Es war ein Lärm im Cheder, daß man darin sein eigenes Wort nicht mehr gehört, und wer draußen vorüberging mußte meinen, eine Horde wilder Indianer sei im Anzuge und gehe auf das friedliche Städtchen los.

Es war ein Glück für Ruben, daß die Glocke des nahen Kirchthurms durch alle dies Toben und Schreien hindurch endlich dennoch vernehmbar wurde.

Man thut schon zwölfe läuten, — sagte der Lehrer, — das heißt den Vormittag zugebracht, und Alles über den Schmul Mad da; wart' nur, es wird Dir nicht geschenkt sein. Du wirst den Vormittag schon abbüßen. Geht's heim Kinder.

Nun riß sich die Heerde los und mit dem Rufe „Schmul Mad! Schmul Mad!" rannten sie alle in wilder Flucht durch die Gasse. Jittele ging mit Ruben, und begleitete ihn bis nach Hause, und aus ihrer Theilnahme schöpfte er Kraft, den ihm angethanen Schimpf ruhig zu ertragen.

Seit jenem Tage behielt Ruben den Namen „Schmul Mad". Weiter hatte das Intermezzo keine Folgen; Ruben lebte nach wie vor und theilte seine Zeit wie bisher zwischen Lernen in der Schule und stiller hilfreicher Beschäftigung im Hause. Daß ihn die Kinder „Schmul Mad" nannten ward ihm nach und nach gleichgiltig, er kümmerte sich wenig darum.

So flossen nun die Tage gleichmäßig dahin ohne innere und äußere Störung. Thereska war inzwischen ebenfalls schulpflichtig geworden; das verschaffte dem Knaben die freudige Genugthuung, daß er ihr jetzt sogar manchen Wink geben, und so manchen erhaltenen Dienst, den sie ihm geleistet, wieder vergelten konnte. Die geistige Entwicklung Rubens hielt aber mit der körperlichen Kraftentfaltung keineswegs gleichen Schritt. Wenn man ihn ansah, hielt man ihn immer für älter, als er wirklich war, so stark und groß wuchs er daher, dagegen bedurfte es einer geraumen Zeit, einiger Jahre mindestens, ehe sich die Früchte seines Schulbesuches etwas mehr bemerklich machten; so kam es, daß andere Kinder, die nicht mehr wußten, als er, blos wegen ihres schwächeren Körperbaues mehr belobt wurden, denn von einem so großen Jungen, wie er war, hatte man

immer mehr erwartet, als er zu leisten vermochte. Wenn er kein „Schmul Mad“ wär, möcht' er schon mehr kennen, — pflegte einer oder der andere zu sagen, und es konnte nur aus dem Tone, mit dem es gesagt wurde, entnommen werden, ob diese Bemerkung zu seiner Vertheidigung oder als Anklage gegen ihn gebraucht wurde. So viel aber war ausgemacht, daß er durch seine Beschäftigung mit Dingen, die einem Knaben gar nicht anstehen, von größeren Fortschritten in der Schule abgehalten werde.

Ruben war bereits neun Jahre alt, da trat ein Ereigniß ein, welches auf ihn einen großen Eindruck übte. Der „Sündenverzeiher“ hatte nämlich seit längerer Zeit den Knaben zu einer neuen Art von Erwerb abgerichtet; er machte ihm aus einem Stock und einer langen Schnur eine Fischangel; genau hatte er den Knaben unterwiesen, wie der Regenwurm an den Haken gesteckt und wie dann ruhig gewartet werden müsse, bis sich das Korkhölzchen, welches an der Schnur angebracht ist, zu senken beginne. Mit einem Töpfchen Regenwürmer versehen saß nun Ruben oft stundenlang mit dem Sündenverzeiher am Ufer des Flusses. Dieser theilte dann mit ihm die Ausbeute in einer Weise, wie man „Hallel“ theilt. Eines Abend saßen die beiden wieder am Ufer des Flusses neben einander. Ruben hatte seine Angel eben ausgeworfen und blickte unausgesetzt nach dem Korkhölzchen; Cheskels Blick war ebenfalls mit Spannung auf diesen Punkt gerichtet.

Gib Achtung, er pickt schon an, wirst sehn, was das für ein „Bocher“ (großer Fisch) sein wird, den Du da herausziehen wirst. Zieh nur nicht zu früh heraus, laß ihn erst gut sich einhäkeln.

Cheskel hatte diese weise, auf vielfache eigene Erfahrung gegründete Belehrung kaum geendet, als sich ihm eine Hand in nicht allzu sanfter Weise auf die Schulter legte, und derjenige dem sie angehörte den freudigen Ruf aus-

stieß: Hopsa, da haben wir ihn, er wird uns jetzt nicht davonlaufen!

Der Mann, der dies sprach, ist uns nicht unbekannt, es ist niemand anders, als Scholem „Zizesbeißer“; er war nicht nur Gottes Polizei, sondern er machte sich, wo er es für nothwendig hielt, auch zum Arm der weltlichen Gerechtigkeit. Zwar verdrehte er diese durch seine Dazwischenkunft nicht selten in ihr Gegentheil, und man möchte ihn viel eher als den Arm der weltlichen Ungerechtigkeit zu bezeichnen Ursache haben, allein er wußte die Sache schon so darzustellen, daß schwarz weiß und weiß wie schwarz erschien, und da er selbst in die weltlichen Dinge immer auch die Autorität des Himmels hineinzuspielen wußte, so nahm sich die himmelschreiendste Ungerechtigkeit unter seiner Leitung doch in der Regel wie die lauterste Gerechtigkeit aus. So war es auch hier. Der „Sündenverzeiher“ wußte so ziemlich, was in der Gasse von ihm gesprochen wurde, und wenn man ihn mit dem weißen Frackel neckte, welches ihm bevorstehe, so hatte er darauf die Antwort: Das werdet Ihr nicht erleben, daß Ihr mich erwischt, ich werd' Euch schon einen andern Streich spielen! Diese Antwort war in Wahrheit mehr als unbesonnen, denn der feine Kopf des „Zizesbeißer“ ist ihm doch zuvorgekommen. Der „Zizesbeißer“ hatte nämlich einen Sohn, der mit dem „Sündenverzeiher“ gleichen Alters war. Reich war er nicht, und wenn man ihm denselben ausgehoben hätte, er wäre nicht im Stande gewesen, ihn loszukaufen und durch einen Stellvertreter ersetzen zu lassen. Deshalb war es seine angelegentlichste Sorge, einen andern Rekruten zu finden. Die Gemeinde hatte jährlich einen Mann zu stellen. Ist dieser eine Mann gefunden, dann konnte er für die folgenden Jahre schon beruhigt sein. Der „Sündenverzeiher“ war daher ein Mensch, dem der „Zizesbeißer“ seit jeher mit großer Aufmerksamkeit folgte, selbstverständlich nicht in dem

Sinne, in welchem dieses Wort sonst noch gebraucht zu werden pflegt. Die Aeußerung des „Sündenverzeihers“, welche leicht dahin zu deuten war, daß er die Absicht habe, der Rekrutirung durch die Flucht zu entgehen, war dem „Zizesbeißer“ zeitlich genug zu Ohren gekommen und es beschäftigte diesen nun nichts lebhafter als der Plan, solche Flucht zu vereiteln.

Zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, war es mit der Rekrutirung nicht wie heute, wo Jeder sein Loos zieht und dabei auf freiem Fuße herumgeht; damals wurde der Militärpflichtige gewöhnlich bei Nacht im tiefsten Schlafe überfallen, ausgehoben und eingesperrt. Der „Zizesbeißer“ sann auf Mittel, die Aushebung des „Sündenverzeihers“ so bald als möglich zu bewerkstelligen, denn ist der einmal über die Grenze nach Ungarn entwischt, dann können wir hier schreien, so viel wir wollen! – war seine wohlbegründete Ueberzeugung. Er mußte daher diese gewaltsame Aushebung des „Sündenverzeihers“ dem Gemeindevorstand als einen Akt der Nothwendigkeit darstellen und hiezu bediente er sich, wie in der Regel, der Waffen, die ihm die Religion in die Hände gab.

Nicht ohne Wohlgefallen hatte er das Treiben des „Sündenverzeihers“, das nichtsthuerische Leben desselben und seine Narrenspossen betrachtet, dieses Alles, — hatte er sich im Stillen oft gesagt, — soll mir einst gute Dienste leisten. Den Zeitpunkt, wo er diese Dienste in Anspruch nehmen wollte, hielt er für gekommen. Deshalb hatte er mit dem Gemeindevorsteher eine geheime Unterredung gepflogen, in der er ihm das gottlose Treiben des „Sündenverzeihers“ mit den grellsten Farben vor die Seele führte.

Man thut eine Sünde und ich möcht' sie am Tag des Gerichtes nicht verantworten, wenn man den Müßiggänger los läßt, und anstatt seiner, – ferne sei es, – ein ehrlich' jüdisch' Kind unter die Soldaten steckt. An dem

Jungen ist keine jüdische Ader. Aus Gott macht er sich ein Gespaß, geht herum, ein Thunitgut, der nichts mehr kann, als wie den Kindern die Sünden verzeihen. Ich mein', — Bruder-Leben! — über die Sach' sind wir einig und ich brauch ihn Dir nicht erst lang zu schildern, Du kennst ihn ebenso gut, wie ich; wenn man ganz „Marreland" (Mähren) durchreist, ist ein zweiter Cheskel sicher nicht zu finden. Die Sache ist aber die — und das ist es, was ich Dir vertrauen will und wenn Du von mir ein'n Rath anhören willst, verhoff' ich, daß er uns nicht über den Kopf kommen soll. Wenn er uns zwei, mich und Dich foppen will, muß er früh aufstehn; ha, Bruder? was meinst Du, wir zwei sind auch nicht auf den Kopf gefallen. Also die Sach' ist die, verstehst Du, — einmal werden wir früh aufstehn, wird es in der Gass' eine Neuigkeit geben: Cheskel ist weggelaufen, auf und davon! — wird es heißen; warum? der Jung' hat gar kein' andere Gedanken, verstehst Du, als wie davonzulaufen. Und das wird er nicht erleben, daß wir uns werden von ihm foppen und auslachen lassen. Zu dem „Söchel" (Verstand) braucht man kein' „Möchel" (Gehirn), so gescheit wie er ist, wird ein Anderer auch noch sein, deshalb mein' ich, Bruder-Leben, daß man da nicht erst warten darf bis zu der Rekrutirung, man muß bei Zeiten sehn etwas zu thun, wo gar kein Mensch an die Sach' denkt, und wo er seine Absicht sicher gar nicht darauf hat.

Du bist gerecht wie Gott „Lehawdil" (zum Unterschied), — sagte der Vorsteher, — aber was soll man thun, soll ich ihn bei Nacht aus 'n Bett rausheben? Das macht ein Geschrei in der Gass' und geht nur dann, wenn das Wasser schon bis an den Hals geht, aber jetzt —

Das überlaß mir, — fiel ihm der „Zizesbeißer" in die Rede, da er sah, daß er keinen innern Widerstand zu bekämpfen hatte, — Du brauchst Dich um die Sach' gar

nicht weiter zu bekümmern. Ich brauch' nur zu wissen, daß ich in Deinem Auftrag handle, das ist mir genug.

Auftrag? wer red't von Auftrag? hab' ich Dir denn etwas aufgetragen?

Schon gut, schon gut, Bruder-Leben, wir verstehen uns schon, ich mein' ja nicht, Du sollst mir's geschrieben und gesiegelt geben, ich brauch ja keine schriftliche Vollmacht, genug, ich hab' Dein Wort, daß Du einverstanden bist mit dem, was ich thue. Du gib nur Löbele Polizei und dem „Schames“ (Gemeindediener) den Befehl, daß, wenn ich sie brauchen sollt', sie wissen sollen, was sie zu thun haben; für das Weitere laß mich sorgen. Kann ich ehrlicher mit Dir reden?

Und so geschah es auch. Löbele Polizei und der Gemeindediener waren die beiden Männer, an welche der „Zizesbeißer“ jene Worte gerichtet hatte, die wir ihn in dem Momente, als er den „Sündenverzeiher“ am Ufer des Flusses hinterrücks anfiel, ausrufen hörten.

Der „Sündenverzeiher“ war im ersten Augenblicke durch den hinterhältigen Ueberfall so überrascht und erschreckt, daß er starr dalag und sich kaum fassen konnte. Er war aber ein kräftiger Bursch und schnell hatte er sich wieder erholt und Fassung gewonnen. Mit einem derben Stoß, den er dem „Zizesbeißer“ versetzte, war es ihm gelungen, sich von seiner Hand zu befreien und er wäre sicher entkommen, wenn nicht andere Hände ihn bereits gefaßt und fest gehalten hätten. Gegen die vereinigte Gewalt dreier Angreifer vermochte er nichts auszurichten.

Was wollt Ihr von mir haben? — fragte er, da er sah, daß er sich nicht mehr los zu machen im Stande sei.

Was wir von Dir haben wollen? — entgegnete der „Zizesbeißer“, — und das frägst Du noch? Dieb einer, was Du bist! Gib den Löffel heraus! gleich auf der Stell'!

Was für ein' Löffel?

Was für ein' Löffel, fragst Du? warum, Du weißt gar nicht, wie er aussieht? Du hast Dir gar nicht Zeit genommen, ihn anzukucken?

Einsinken soll ich da auf der Stell', wenn ich etwas weiß von ein' Löffel, — betheuerte der „Sündenverzeiher", aber der „Zizesbeißer" entgegnete: Ja, einsinken sollst Du, wie Korah ist eingesunken, Du Marktdieb! Du Scheusal!

Reb Scholem, laßt mich aus, ich werd' Euch meine Taschen umkehren, dann könnt Ihr sehen, ob ich ein' Löffel bei mir hab'.

Da dazu braucht man Dich nicht, das werden wir schon allein auch treffen! Thu ihn visitiren, Löbele! — wendete er sich hierauf an den Polizeimann.

Löbele Polizeimann zog aus einer der hintern Rocktaschen des „Sündenverzeihers" einen silbernen Löffel heraus. Der Ueberführte stand mit starren Augen da und vermochte vor Schreck kein Glied zu rühren, er konnte sich nicht erklären, wie der Löffel in seine Tasche gekommen sei, und der „Zizesbeißer" schrie triumphirend:

Nu, wirst Du noch läugnen, Du Dieb, wirst Du noch sagen, Du weißt von kein' Löffel? führt's ihn fort in das Gefängniß gleich „stantepeh" (stante pede), auf der Stell' marsch fort mit ihm.

Der Knabe, der die ganze Zeit über die Scene mit angesehen, aber den Vorgang nur halb verstanden hatte, fing jetzt, als die Männer den „Sündenverzeiher" fortzuführen Anstalt machten, plötzlich zu weinen an; vom tiefsten Mitleid ergriffen, warf er sich auf den Boden nieder und schrie jämmerlich.

Der „Zizesbeißer" verwehrte ihm aber dieses auf's Strengste: Mach kein Geschrei, Du kleiner „Schegez" (Scheusal), ihm geschieht sein Recht, und Du kannst froh sein, daß er Dich nicht weiter verführt.

Die Männer führten den Arrestanten ab, Ruben lief auf der andern Seite weinend nach Hause.

Auf dem Wege sagte der „Zizesbeißer" ganz ruhig ohne die mindeste Heftigkeit: Ich muß mich nur verwundern, wie ein Diebskopf so ein Esel sein kann. Ein anderer, wenn er schon etwas nimmt, versteckt er's wenigstens wo in ein' Keller, auf ein' Boden, aber den Diebstahl so mir nichts dir nichts in die Tasch' nehmen, dazu gehört ein Eselskopf von der ersten Claff'! Als wie, wenn er nicht hätt' bedenken können, daß man ihn visitiren und den Löffel auf den ersten Augenblick bei ihm finden wird. Ja, mein lieber Cheskel, Kopf muß der Mensch haben, Du wirst noch viel Lerngeld bezahlen, änder als Du uns foppen kannst.

Cheskel knirschte vor Wuth mit den Zähnen, er war nicht im Stande etwas zu erwidern auf diese spitzige Rede. War es der Stolz, der sich in ihm zu regen begann? Hielt er es unter seiner Würde, sich zu vertheidigen, da er sich rein und schuldlos fühlte?

Ruben und Jittele saßen im „Cheder"; beide mit verweinten Augen. Mit dem Lernen war es heute nichts, und als es zum Aufsagen kam, stockten sie beide öfter, und konnten vor Schluchzen oft nicht weiter. Die beiden Kinder hatten sich gegenseitig noch nichts mitgetheilt, aber doch verstand eines den Schmerz des andern. Ruben war Augenzeuge der Gewaltthat gewesen, die an dem Bruder seiner Freundin geübt wurde, und er fühlte tief, was ihre Thränen zu bedeuten haben, ohne daß sie es ihm zu sagen brauchte. Erst beim Nachhausegehen löste sich der stille, gebundene Schmerz in Worte auf.

Cheskel ist mir ein groß „Rachmones" (Gegenstand des Mitleids), — sagte der Knabe, — ich bin dabei gewesen,

wie sie ihn gefangen und weggeschleppt haben, so wie wenn man einen Ochsen in die Bank schleppt. —

Cheskel ist kein Dieb, — sagte hierauf Jittele, — nein, das ist nicht wahr, ein Thunichtgut ist er, das ist wahr, das sagt mein Vater selbst, aber ein Dieb ist er nicht, und er hat den Löffel nicht genommen, mein Vater sagt's.

Und wie so ist der Löffel in sein' Tasch hineinkommen? — fragte Ruben verwundert.

Mein Vater sagt, — entgegnete das Mädchen, — der Zizesbeißer muß den Löffel mitgebracht haben und hat ihn ihm, wie er's nicht gesehen hat, von hinten in die Tasch' hineingesteckt.

Und warum geht Dein Vater nicht hin und sagt das beim Vorsteher, daß man ihn herauslassen soll? — fragte Ruben weiter.

Mein Vater sagt, — belehrte ihn das Mädchen, — wenn er ein reicher Mann wäre, möcht' er's dem Vorsteher und dem „Zizesbeißer" schon weisen, wer er ist, aber ein armer Mann, der kein Geld hat, muß sich leider Alles gefallen lassen und darf nicht muckſen.

Und was werden sie Cheskel in dem Gefängniß thun? wird er Schläg' kriegen? fragte der Knabe mit einem sauern Gesichte, in welchem sich deutlich die schmerzliche Erinnerung an das „Herüberlegen" ausdrückte. Das Mädchen aber sprach:

Das ist es ja, warum ich wein'! Mein Vater sagt, die ganze Geschichte mit dem Löffel ist gar nicht wahr, und sie haben ihn nur gefangen damit, daß er nicht weglaufen soll, weil sie ihn wollen zu den Soldaten geben.

Das ganze Gewebe menschlicher Bosheit, List und Tücke und die Ohnmacht, sich aus den Schlingen dieses fein gesponnenen Netzes zu befreien, that sich vor dem Gemüthe des Knaben auf. Er fragte nichts weiter. Es

beherrschte ihn eine Fluth von Phantasiegebilden, die in seinem Kopfe hin und her jagten. Die Kinder gingen stille neben einander hin und endlich ging jedes nach Hause.

Was thut man Einem denn, wenn Einer Soldat wird? fragte der Knabe seine Mutter, nachdem sie sich mit demselben zu dem bescheidenen Mittagstisch gesetzt hatte.

Wie kommst Du drauf, Ruben-Leben? fragte die Mutter dagegen.

Weil sie Cheskel gefangen haben, daß er ein Soldat werden soll.

Weißt Du das auch schon? wer hat Dir das gesagt?

Jittele hat mir gesagt, das mit dem Löffel ist gar nicht wahr; sie wollen ihn nur zu den Soldaten geben.

Hundert Jahr sollst Du leben, ja!

Wird man mich, bis ich werd' groß sein, auch fangen?

Meinen Feinden gesagt! nicht sollen sie's erleben!

Hast Du denn Geld?

Was fragst Du heut als lauter solche Sachen?

Weil Jittele gesagt hat, wer kein Geld hat muß sich All's gefallen lassen und darf nicht mucksen. Hast Du denn Geld? wiederholte der Knabe mit unbeschreiblicher Wehmuth.

Gott wird schon helfen, bis die Zeit kommen wird. In zehn Jahr kann sich in der Welt viel herumdreh'n; wenn Gott will, kannst Du noch reicher werden, wie Maier Wollhändler. Thu nur fleißig beten und gut lernen und alleweil gut und fromm sein; Gott wird Dich nicht verlassen, er verlaßt kein Waisenkind; ein Waisenkind hat kein' bessern Annehmer, wie an ihm.

So hatte die Mutter den Knaben beschwichtigt. Nicht so gut gelang es ihr sich selbst zu beruhigen. Die Worte, die der „Zizesbeißer" an jenem Tage, da er ihr den menschenfreundlichen Besuch gemacht hatte, gesprochen, tauchten durch die Fragen des Kindes herbeigerufen, lebhaft in der

Erinnerung des armen Weibes auf, und sie fühlte nur zu sehr die Wahrheit dessen, was Jittele ihrem Ruben gesagt hatte, wie sich nämlich ein armer Mensch Alles gefallen lassen müsse.

Sie wurde aber aus ihrem düstern Gedankengange aufgerüttelt und mußte lächeln, als der Knabe plötzlich aufsprang und sagte: Mutter=Leben weißt Du was? ich will ein reicher Mann werden; und weißt Du, wie ich das machen werd'?

Wie? fragte die Mutter.

Thu mich in die Lehr'! werd' ich mir viel Geld verdienen, und wenn ich werd' groß sein und sie werden mich fangen, werd' ich viel Geld haben und brauch' mir nichts gefallen zu lassen.

Du bist ja erst neun Jahr alt, wendete die Mutter ein, bis nach dem dreizehnten Jahr zu gesund, wenn Du wirst Lust haben in die Lehr zu gehn, ist gut; und was wirst Du denn wollen lernen? Schneider?

Nein!

Was denn? Schuster?

Auch nicht.

Was willst Du denn lernen, Tischler, Schlosser?

Das Alles nicht, weißt was, gib mich zum Bäck.

Das heißt ein Einfall!

Ja, da kann man am meisten viel Geld verdienen, wenn alle Leut' kommen Brod kaufen und Semmel und Kipfel und allerhand „Gebacht's". Weißt, Brod kaufen alle Leut' und alle Tag', und ich kann Dir doch dabei am besten helfen. Ja, wirst mich lassen?

Nu wart nur, wir haben ja noch Zeit, jetzt bist Du neun Jahr alt.

Nein, thu mich gleich. In „Cheder" hab' ich schon genug gelernt!

Das braucheſt Du noch! das gehöret Dir noch drauf

zum Bäck in die Lehre zu kommen, man heißt Dich so schon in der ganzen Gass' Schmule Mad; dann werden sie Dich noch mehr heißen, wenn Du da mit einem weißen Fürtuch vorne in der Tonne das Brod herumkneten wirst.

Sollen sie mich heißen, entgegnete der Knabe, ich mach' mir nichts draus, ich schäm' mich nicht, und thu was ich will, sollen sie mich heißen, wie sie wollen. Geh Mutter-Leben, thu mich zum Bäck.

Und nachher, sagte die Mutter, meinst Du denn das viel Geld was da eingeht für Semmel und Kipfel und Brod, das gehört als Dir? das g'hört ja dem Bäcker, Du nimmst's nur ein, mußt's aber in's Lädele hineingeben, nicht ein Kreuzer darfst Du davon behalten.

Das macht nichts, wendete der Knabe ein, aber nachher bis ich groß bin, dann bin ich selber Bäck und nachher gehört als das Geld mir, was ich einnehme, und ich brauch mir dann nichts gefallen zu lassen, von keinem nichts.

So wurde die Sache zwischen Mutter und Kind, wie beim Spiel der Ballen, immer hin und hergeworfen, und man kam zu keinem Entschlusse. Erst einige Monate später erzählten sich die Kinder im „Cheder" zwei Neuigkeiten. Der „Sündenverzeiher" war zum Militär abgeführt worden, das war die eine, und Jittele sagte gefaßt, sie habe das schon lang gewußt; die andere betraf unsern Ruben; denn die Kinder erzählten sich, Schmul Mad wird nicht mehr in Cheder kommen, er hat schon die ganze Gelehrsamkeit ausgelernt, er ist zum Bäck in die Lehr' gethan worden und dort wird er erst recht Schmul Mad sein können.

Zwei Menschen waren in eine neue Lebenssphäre eingetreten. Cheskel trug bereits das ihm längst prophezeihte weiße Frackel und einen schweren Tschako auf dem Kopf.

Während er in Brünn in den ersten Anfängen des Waffen-handwerks einexercirt wurde, erhielt Ruben zu Hause ein-dringliche Belehrungen über die verschiedenen Getreidearten und Mehlsorten von Seiten des Bäckermeisters. Diese Erkenntniß sagte der Neigung Rubens ungemein zu; an den Auseinandersetzungen über Roggen- und Weizenmehl, über Gerste u. s. w. über die Art der Mischung dieser Sorten, so wie über die Weise der Zurichtung zu den ver-schiedenen Brodgattungen und Luxusbäckereien, fand er großes Behagen, er fühlte sich in die selige Zeit zurück-versetzt, da er in ungebundener Freiheit mit Thereska im Walde herumstrich und von ihr die ersten Belehrungen über die verschiedenen Schwämme, Kräuter und Wurzeln erhielt. Sein Meister war ein tüchtiger Mann und machte sich die Unterweisung des eifrigen Knaben zu einer Ge-wissenssache. Er prägte ihm den Gedanken ein, daß das Brod heilig sei, daß es das unentbehrlichste Nahrungsmittel abgebe, es sättigt den Armen und der Reiche kann es nicht entbehren, sagte er, eine Ansicht, die Ruben so bekannt vor-kam, als ob er sie sonst schon wo gehört, oder gar als ob er selbst sie bereits ausgesprochen hätte. Der Meister zeigte dem Knaben, wie hoch das Brod auch vom Volke in Ehren gehalten werde. Trittst Du in ein Bauernhaus, belehrte er ihn, da find'st Du immer den Laib Brod und das Messer auf dem Tische liegen, und wenn Dir der Bauer oder die Bäuerin das Brod anbietet, so unterlaß es ja niemals Dir ein Stück abzuschneiden und zu essen, auch wenn Du gar keinen Hunger hast. Wer das unterläßt, der beleidigt das Hauswesen des Bauers, denn er verachtet die Grundlage, auf dem sein Hauswesen ruht. Der Bauer weiß ganz gut, daß Du sein Brod nicht brauchst, daß Du nicht darum zu ihm kommst, wie der Bettelmann, der darauf wartet, aber er bietet Dir's an als eine Ehre, die er Dir erweisen will, und diese darf der Mensch nicht zurückstoßen. — Der

Meister wollte noch fortfahren, da sagte Ruben: Darf ich auch was sagen?

Gewiß, red' nur frei 'raus, von der Leber weg, Du bist jetzt hier daheim und darfst kein' Rückhalt machen aus dem, was Du denkst, ermunterte der Lehrherr.

Bei uns Juden ist ein Brauch, erzählte der Knabe nun, daß man Brod nicht auf die Erde werfen darf. Die Mutter sagt alleweil, Gott'sgab' darf man nicht auf die Erde werfen, und die Bröselein, die beim Schneiden herunterfallen, die muß man alleweil sehr gut aufklauben, daß man nicht darauf treten soll, denn das ist ein' Sünd', auf Gott'sgab' herumtreten.

Das ist sehr schön, erwiderte der Meister, ihr Juden habt überhaupt sehr viel schöne Bräuch', man muß nur die Sach' recht anschauen, dann versteht's Einer schon, und so das Pack, was alleweil auf die Juden schimpft, das kennt die Sach' nur von Weitem und kümmert sich nicht d'rum, ob's auch recht sieht, oder nicht. Und guck, mir ist grad' recht, daß Du als Judenbub zu mir in die Lehre kommen bist. Mir ist's schon recht, daß einmal einer von eurer „Gass'" was andres werden will, als ein Dorfgeh'r, der nichts kann, als den Pinkel hin- und hertragen. Du wirst rechtschaffen arbeiten, schwitzen wirst genug, aber dann wirst auch einmal ein tüchtiger Gesell werden, dann wirst Dir die Welt anschau'n, denn ein „Gesell" nimmt sein Ränzel auf'n Rücken und geht fort in die weite Welt hinein und überall ist er daheim, wie ein Soldat, und dann kommst einmal zurück mit ein paar ersparten Gulden in der Tasch' und bist ein schmucker Bursch, wirst Meister, kriegst ein schön's Mädel und bist der glücklichste Mensch von der Welt.

Und brauch mir von kein' was gefallen lassen, ergänzte der Knabe und helf meiner Mutter, daß sie sich nicht plagen muß.

Schau, das ist rechtschaffen und brav von Dir, sprach der verständige Lehrherr weiter, daß Du allweil auch an Dein' Mutter denkst. Sie ist eine sehr gute Frau und verdient's um Dich; sie hat etwas so frommes Christliches in sich, wie man sich bei uns die Mutter Gottes denkt.

Hat denn Gott auch eine Mutter? fragte der Knabe überrascht.

Ja, jetzt weißt, das war eigentlich gefehlt von mir, daß ich das zu Dir gesagt hab', denn das kannst Du nicht versteh'n, und ich kann's Dir nicht erklären, denn versteh'n thu ich's selber nicht; aber weil ich schon davon was gesagt hab', ich red' nicht halb, sondern immer ganz, also, wir Christen glauben an die Mutter Gottes, ihr Juden nicht; aber das macht weiter nichts, von deswegen kann der Jud' ein eben so guter Mensch sein, wie der Christ, denn wer Recht hat, das weiß man alleweil doch nicht, weil kein Mensch in Himmel nauf gehn kann und zuschauen, wie's eigentlich wahr ist.

Ruben wollte schon einwenden, daß er im Himmel gewesen ist, aber er unterließ es, denn er hatte sich schnell besonnen, daß er vom Himmel nichts zu erzählen wisse und er konnte sich an gar nichts mehr erinnern, was er im Himmel gesehen hatte, deshalb sagte er bloß: Wenn Gott eine Mutter hat, so ist's mir lieber.

Warum denn? fragte der Meister.

Weil er dann sein' Mutter gewiß sehr gern' hat und wenn mein' Mutter so ist, wie sein' Mutter, dann thut er mein' Mutter auch nichts.

Weißt! sagte der Lehrherr, so was mußt nicht reden, das heißt, mir kannst es schon sagen, aber zu kein' Andern darfst so was reden; denn wenn Dich die Leut' so da her reden hören, dann glaubens, als daß ich Dich vielleicht anreizen thu, daß Du Dich taufen lassen sollst. Und das mag ich nicht.

Der Meister suchte nun dem Gespräche, welches sich weit ab von dem eigentlichen Ausgangspunkte verlaufen hatte, eine Wendung zu geben, wodurch es in das ursprüngliche Geleise wieder zurückkehrte. Er unterwies den Knaben nun in allen Arten von Fälschungen, die man mit dem Mehl vornehmen kann, wodurch man ein billigeres Brod herstellt und einen größern Gewinn erzielt.

Ja aber darf man das? — fragte der Knabe.

Nein, — lautete die bestimmte Antwort, — ich hab' Dir's auch nicht deshalb gesagt, daß Du's selber machen sollst und mir etwa Wicken, die für die Pferd' gehören, unter's Roggenmehl mischest. Ich hab' Dir's nur gezeigt, daß das geschieht, um Dich darauf aufmerksam zu machen. Denn kennen mußt Alles; grad' deswegen, damit daß Du's nicht machen sollst, mußt wissen, wie's gemacht wird.

Und macht das ein Anderer so? — fragte der Knabe weiter.

Jetzt! Lumpen gibt's überall, ob einer das oder das ist, und so muß halt unter den Brodbäckern auch Lumpen geben, die das Brod verderben. Wer ehrlich ist und ein gut Gewissen hat, der thut's freilich nicht. Bei mir wirst nichts Schlecht's vor Dir sehen, und wenn Du einmal Dein eigener Herr sein wirst, halt's nur so mit der Welt, wie ich es halt, und Du wirst genug Profit haben und dabei ruhig schlafen können.

Die Belehrungen des Bäckermeisters waren für Ruben von dem wohlthätigsten Einflusse. Wenn er dessen Freundlichkeit mit der Art und Weise des Lehrers verglich, aus dessen Schule er eben gekommen war, so erschien ihm der Lehrherr wie ein überirdischer Mensch, und doch wieder so bekannt und vertraut, daß er ohne Scheu Alles gegen ihn vorzubringen wagte, was er wissen wollte, während er beim Lehrer sich niemals getraut hatte, unaufgefordert ein Wort zu sprechen.

In die freudige Stimmung, welche seine Thätigkeit in ihm hervorrief, mischte sich ein leiser Schmerz; es that ihm wehe, daß er seiner Mutter nicht mehr wie bisher in Allem und Jedem beispringen und zur Hand sein konnte. Wohl widmete er ihr noch all' seine freie Zeit, aber diese war ihm kärglich zugemessen, sein Geschäft forderte unausgesetzte Thätigkeit. Auch mit Thereska und Jittele konnte er jetzt nicht mehr, wie ehedem, verkehren, er sah sie fast nur, wenn sie kamen, um Brod oder Semmel zu kaufen. Aber er hatte den Trost, daß die beiden Mädchen oft zu seiner Mutter kamen, und ihr an seiner Statt manche Hilfe leisteten. Die beiden Mädchen hatten sich seit der Zeit, da er in die Lehre eingetreten war, fester und inniger an einander geschlossen, sie suchten sich gegenseitig, sie fühlten das Bedürfniß gegenseitiger Theilnahme, und so setzten sie oft im Geiste den Verkehr mit dem Freunde fort, den sie jetzt nicht mehr beständig bei sich haben konnten. Früher waren sie einander eher ausgewichen; die eine war auf die andere eifersüchtig. Jede wollte ihn für sich allein, wollte ihn ganz haben und gönnte der andern keinen Theil an ihm. Jetzt war es anders geworden, sie hatten ihn beide nicht mehr und dies bewirkte rasch Ueberwindung jeder Selbstsucht und festen Anschluß an einander.

Ruben zeigte sich im Geschäfte in jeder Hinsicht tüchtig. Sein Lehrherr war mit ihm zufrieden und konnte sich in vielen Stücken auf ihn verlassen. Im Winter ging der Junge mit einem Pfeiferl durch die Gassen und pfiff recht lustig trotz Schneegestöber und Eiszapfen. Der Pretzelbub! der Pretzelbub! riefen die Kinder auf dem Markt, wenn sie ihn sahen; in der „Gasse", zu der er eine besondere Beziehung hatte, nannte man ihn anders: Schmul Mad tragt Pretzen herum! sagten die Kinder, wenn sie ihn erblickten oder pfeifen hörten.

Ruben verschwanden die Lehrjahre schneller als er ge-

dacht hatte, und als die Lehrzeit vorüber war, da waren auch die beiden Mädchen, die seine ersten Lehrerinnen waren, aus der Schule entlassen. Thereska konnte nun wacker auf dem Felde zugreifen, wenn sie mit ihrer Mutter daselbst gebraucht wurde. Jittele war groß genug, um zu Hause die Wirthschaft zu führen, denn ihre Stiefmutter war inzwischen gestorben und für Ruben war die Zeit gekommen, die ihm sein Meister wiederholt als die köstlichste geschildert hatte; er wurde als Geselle freigesprochen und sollte nun seine Wanderschaft antreten.

Ruben war noch nicht ganz dreizehn Jahr alt, als er Geselle wurde; er war von drängender Wanderlust erfüllt. Die Mutter hätte ihn gerne noch einige Zeit, wenigstens bis über die „Barmizweh“ (Confirmation) bei sich behalten; Ruben aber redete ihr dies aus, indem er sagte: Wenn ich früher weggeh', so komm' ich auch wieder früher zurück, und dann bin ich stärker und kann Dir noch besser helfen!

So war denn der Tag seiner Wanderfahrt für den nächsten Sonntag bestimmt. Die paar Tage, die er noch zu Hause zuzubringen hatte, wollte er aber auch bestens verwenden, und die Mutter, obwohl an seine Art der Hilfleistung gewöhnt, staunte dennoch nicht wenig, als er sich Donnerstag Nachmittags das Geschirre nahm und damit weggehn wollte.

Wohin willst Du damit?

Zum Fluß hinunter!

Ruben-Leben, weißt Du nicht, wie man Dich alleweil heißt? Du bist ja jetzt schon kein Kind mehr, Du bist ja ein großer Jung'; Du mußt ja anfangen auf die Ehre zu halten.

Ich hab' Dir schon gesagt, ich mach' mir aus dem Allen nichts d'raus. Bei sich selber muß man Ehre haben. Mein Meister sagt alleweil: Thue recht und scheu' Niemand! — und Recht hat er. Sollen sie mich heißen, wie sie wollen.

Er ließ sich's auch nicht wehren, mit dem Küchengeschirre zu dem Fluß hinunterzugehen und dort mächtig zu scheuern und zu reiben. Leser von einigem Gedächtniß erinnern sich leicht, daß wir Ruben in dieser Situation bereits gesehen und daß wir ihn oben am jenem Donnerstag Nachmittag beim Flusse mit den Mädchen um die Wette arbeitend verlassen haben, als wir daran gingen, die Geschichte seines Lebens zu erzählen.

Er mußte sich da beim Flusse von den schäkernden Mädchen gar manchen Spott und manche Neckerei gefallen lassen. Daß er dabei nicht anders, als „Schmul Mad" angeredet und geheißen wurde, ist selbstverständlich; aber wir kennen bereits seine Grundsätze, er machte sich nichts draus; indessen freute es ihn doch, daß er auch einige Töne der Herzlichkeit durch das verwirrende Gespötte und neckende Gelächter durchklingen hörte. Manches der Mädchen war mit ihm an diesem Tage freundlicher und zutraulicher als je, und fragte ihn während der Arbeit über dies und jenes, wo er zunächst hingehn werde, und ob er sich darauf freue in die Welt zu gehn und ob er manchmal auch zurückdenken, und wie lang er ausbleiben werde und dergleichen mehr. Aehnliche Fragen theilnehmender Neugierde und neugieriger Theilnahme wurden auf dem Heimwege, da er das blankgeputzte Blech- und Kupferzeug nach Hause trug, auch von einigen Frauen, die vom Fischeinkauf mit beladenen Körben heimkehrten, an ihn gerichtet. War er in der „Gasse" von jeher als komische Figur ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, so war er es jetzt, da er in die Welt gehen sollte, nur um so mehr. In der ganzen „Gasse" sprach man von „Schmul Mad".

Für jüngere Kinder wurde er von den Müttern und ältern Geschwistern als Vorbild, wie als Schreckbild verwendet, je nachdem man es brauchte. Und wenn jede Sach' zwei Seiten hat, warum sollte er nicht auch zwei Seiten haben!

War ein Kind unfolgsam, nachlässig, dann ermahnte man zur Folgsamkeit und zum Fleiß mit dem Hinweise auf „Schmul Mad", wie der seiner Mutter in allen Stücken zu Diensten sei und wie er sich plage, daß sie sich nicht die Jahr herunterzureißen braucht. Hatte ein Knabe dagegen Gelüste, öfter in die Küche zu kommen und die Mutter wollte es nicht leiden, so war die stehende Redensart: Marsch hinaus aus der Küch'! Willst auch ein „Schmul Mad" werden, wie Ruben Fradeles?

Mit wenig Kostbarkeiten beladen zog Ruben in die weite Welt; die Mutter hatte ihm einige neue Hemden gemacht, an denen Jittele nähen geholfen. Neben dem Wanderbuch lag ein Gebetbüchlein und ein Beutelchen mit „Tfillin" (Gebetriemen). Jittele hatte es verfertigt. Ein anderes Beutelchen hatte er von seinem Meister erhalten, es war ein Lederbeutelchen und drinnen waren einige Silbermünzen; außerdem mußte er vom Bäckermeister noch einen Laib Brod mitnehmen als erste Zehrung auf den Weg. Die Meisterin, der er manchen Dienst geleistet, der just nicht zum Bäckergeschäfte gehörte, bedachte ihn ebenfalls mit einem Andenken. Sie gab ihm einige nöthige Utensilien, die sie für ihn besonders eingekauft hatte, auf den Weg mit und ermahnte ihn dabei, stets etwas auf sich zu halten und sauber her zu gehen. Es war ein kleiner Spiegel, einige Kämme und Kopfbürsten, Kleider- und Stiefelbürsten, ein Pomadentigel, Stiefelwichs und mehre andere Kleinigkeiten, wie Nähnadeln, Zwirn u. s. w., worauf nur die vorsorgliche Verständigkeit einer erfahrenen wackern Hausfrau bedacht ist. Thereska schenkte ihm einen Stahlring, den sie von ihrer Mutter hatte und bat ihn, denselben nicht zu verlieren, was er heilig versprach. Dorotka bedauerte ihm nichts geben zu können, da sie selbst nichts habe. Ruben aber hatte ihr die kluge Antwort gegeben, daß er von ihr am allermeisten beschenkt worden sei, denn

sie habe ihn zuerst zur Arbeit angetrieben und ihm die Augen geöffnet, die er fortan allzeit offen behalten hat.

Die Mutter und die zwei Mädchen hatten ihn am Sonntag Morgen eine Strecke Wegs das Geleite gegeben. Sie gingen nicht den Fahrweg, sondern quer über die Wiese hin gegen die Krautgärten. Als sie da anlangten, sagte Ruben: So, bis daher, jetzt aber geht zurück!

Die Mutter wollte noch nicht und die beiden Freundinnen auch nicht, und so gingen sie noch weiter, die Krautgärten durch, schweigsam, in heiligen, erhebenden Gedanken. Die Morgenglocke läutete zur Kirche; von den umliegenden Dörfern kamen Bauern und Bäuerinnen zur Kirche nach dem Städtchen. Die Bauern entblößten den Kopf und machten das Zeichen des Kreuzes. Thereska hielt eine Weile still und ließ die anderen vorausgehen. Sie betete für Ruben und für eine glückliche Fahrt durch die weite Welt. Als sich die anderen umsahen, kam sie rasch herbeigesprungen. Ruben sah sie scharf an, er sah eine Thräne in ihrem Auge. Er reichte ihr die Hand und sprach: Thereska! da — denkst Du noch daran — da auf diesem Ort! — Mehr konnte er nicht hervorbringen, die beiden lagen einander in den Armen und weinten. Die Gruppe stand still; es war ein ergreifendes Bild; die glänzend sich erhebende Sonne blickte freudig auf dasselbe nieder.

Jetzt kehrt aber um! drang Ruben. Er nahm von der Mutter und den beiden Mädchen mit herzlichen Küssen Abschied und riß sich dann aus ihren Armen los. Die Zurückbleibenden standen noch lange da und schauten ihm nach mit Freude und Trauer im Herzen. Als er an einer Biegung des Weges angelangt war, wo er unter einem Gebüsche verschwinden sollte, da hörte er noch seinen Namen rufen; er wendete sich um, sie winkten einander noch die letzten Grüße zu, und fort war er, verschwunden aus dem Gesichtskreis.

Die Mutter und Jittele weinten stille, indem sie den Rückweg antraten, aber Thereska sagte: Jetzt machet als kein Geflenn, der Ruben ist nicht gestorben, er geht ja nur ein Bissele in die Welt hinein spazieren, und wenns ihn nicht mehr g'freut, so kann er ja wieder zurück kommen. Richtig, Ihr habt ihm doch sicher aufgetragen, daß er einmal auch Brief schreiben soll. Wozu ist er denn in der Schul gewesen? und wozu hat er schreiben gelernt; jetzt kann er's zeigen, und jetzt wird er's auch wissen, wozu es als gut ist, wenn Einer was gelernt hat.

Die Mutter blieb einsam zurück im gewohnten beschränkten Kreise ihrer häuslichen Thätigkeit, aber bei jedem Schritte, den sie that, empfand sie die Lücke, welche der Davoneilende zurückgelassen. Zum Mittagbrod hatte sie weniger zuzubereiten, den Tisch brauchte sie nur für sich allein zu decken, Alles erinnerte sie daran, daß Einer fehle, der früher dagewesen. Die zwei Mädchen suchten ihr die Einsamkeit erträglich zu machen; aber selbst diese Freundlichkeit und Dienstfertigkeit erinnerte nur allzeit an den, dem sie sie zu danken hatte. Ruben hingegen ging mit seinem Ränzlein in die Welt hinein, und bei jedem Schritte, den er that, öffnete sich ihm in dieser eine neue Aussicht. Es war ein frohes Gefühl, das ihn belebte und seinen Schritt beflügelte. Er gab sich nicht weichselig dem Schmerz der Trennung hin, wie lieb er seine Mutter und die beiden Mädchen auch hatte; er fühlte die Nothwendigkeit sich auf eigene Füße zu stellen, und er kostete jetzt zum ersten Male bereits den Vorgeschmack jener Selbständigkeit, die in sich selber fest ruhend, nicht leicht von dem Andern aus ihrer Gleichgewichtslage gebracht werden kann.

Schon als er auf seiner Wanderschaft in das erste Dorf kam, war es ihm eigenthümlich froh zu Muthe. Wie

ganz anders fand er sich da, als zu Hause. Von allen diesen Leuten, sagte er sich, kennt Dich Keiner und Du kennst wieder Keinen; hier heißt es, sich selber helfen und auf eigenen Füßen stehn, und als er vollends in's Wirthshaus eintrat und sich ein Glas Bier geben ließ, dünkte es ihm herrlich, wie gut eigentlich die Welt eingerichtet sei.

Es war eben eine Schlägerei vorüber, wie das in den Dorfwirthshäusern nicht selten vorzukommen pflegt, die damit endete, daß ein Betrunkener, der seinen Rausch nicht bezahlen konnte, zur Thüre hinausgeworfen wurde. Ruben wunderte sich über den Gleichmuth des Wirthes, der eben erst noch voll von Zorn über den Hinausgeworfenen, ihm sein Glas Bier mit einer Ruhe auf den Tisch stellte, als ob gar nichts vorgefallen wäre. In der ersten Aufwallung des Mitleids wollte Ruben für den Betrunkenen die Zeche bezahlen; schon hatte er das Wort auf der Lippe, als es noch zur rechten Zeit durch die Bemerkung eines Andern zurückgedrängt wurde. Ein Bauer erklärte nämlich, daß der bucklige Kilian an dem Unglück des Betrunkenen Schuld sei, der hab' ihn anfänglich immer frei gezahlt und habe ihn ins Trinken hineingebracht, und jetzt könne der Mattosch das verfluchte Saufen nimmer sein lassen. Ruben fühlte, wie übereilt er habe handeln wollen, und ließ sein Wort unausgesprochen; dafür aber regten sich in seinem Kopfe allerlei Gedanken: Ich bin doch hier ein ganz fremder Mensch, dachte er bei sich, und der Wirth gibt mir das Bier her, und ist freundlich mit mir, wie wenn ich ihm was zu befehlen hätt'! das Alles weil er denkt, daß ich mein Bier bezahlen kann; wenn ich's dann nicht bezahlen könnt', was möcht' er für ein Gesicht schneiden, er möcht' mich eben so gut hinauswerfen, wie den Bauer Mattausch. Da seh' ich gleich, wie wahr es ist, was Jittele mir von ihrem Vater nachgesagt hat: Wenn einer Geld hat, brauch' er sich nichts gefallen zu lassen. Mit einer Art von Wohl-

behagen nahm Ruben einige Kreuzer aus der Tasche und fragte nach seiner Schuldigkeit, und als ihm der Wirth beim Weggehen sein Ränzlein, das er während des Trinkens abgestellt hatte, selber auf den Rücken half, da konnte er sich gar nicht genug wundern, was die Menschen alles für Geld thun. Hat er denn das Bier umsonst? fing Ruben auf dem Wege zu philosophiren an, er muß doch das Bier eben so gut kaufen, wie ich es von ihm kaufe, nur hat er's vom Bräuhaus wohlfeiler, und hat seinen Gewinn dabei. Und wie viel kann er da an mir gewinnen bei meinem Glas Bier? sag' gar einen ganzen Kreuzer, und dafür bedankt er sich bei mir und bedient mich, wie wenn er mein Diener wär! Ruben mußte sich besinnen, daß diese ganze Prozedur für ihn ja eigentlich nichts Neues sei, er habe ja dasselbe eigentlich beim Bäckermeister auch Tag für Tag vor sich gesehen und es sei ihm gar nie aufgefallen. Der Bäckermeister, dachte er also weiter, kann doch bei einer Kreuzersemmel nicht einmal einen Pfennig gewinnen, und doch muß er gegen jeden Einzelnen freundlich thun! Die Menge macht es aber aus, die Menge ist es, denn aus allen diesen einzelnen Semmeln und einzelnen Gläsern Bier kommt dann ein Gewinn heraus, da davon man sich Häuser kaufen kann. So lange er selber beim Bäckermeister war, ist ihm eine solche Betrachtung nicht eingefallen, jetzt beim ersten Schritte aus dem gewohnten Dasein in die fremde Welt ergab sie sich auf den ersten Augenblick. Ganz natürlich. Zu Hause war man eben so gut für geringen Verdienst gegen Jedermann höflich, wie hier im Wirthshause; aber zu Hause war man es eben gegen alle andern Leute, nur nicht gegen ihn; daher fiel es ihm nicht auf. Hier betraf die Höflichkeit seine eigene Person, flugs war sie ihm aufgefallen. Menschen, die nicht aus Büchern ihre Weisheit schöpfen, lernen sie aus dem Leben; aber im Leben lernen heißt erfahren, und der Mensch erfährt nur das eigentlich, was

ihn selbst betrifft. So hatte der erste Schritt aus dem Hause ihn zu einer Betrachtung angeregt, die er in mehreren Jahren daheim nicht hätte machen können.

Er ging nun fröhlich seines Wegs dahin und schüttelte von da an in mancher Herberge den Staub vom Fuß. Sein Ziel war vorläufig die Landeshauptstadt; er wollte nach Brünn, um da als Geselle einzustehen. Aber neben diesem äußern Ziele trug er noch ein anderes Ziel in der Brust, ein Ideal, das ihm vorschwebte, und dessen Verwirklichung er sein Leben zu widmen beschloß. Das Ideal, das ihm vorschwebte, war, einmal so heimkehren zu können, daß er sich auch zu Hause von Niemand etwas gefallen zu lassen brauche; und da er von seiner Freundin die richtige Lehre erhalten und auch bereits aus eigener Erfahrung bewährt gefunden hatte, daß dies dem Armen nicht möglich sei, so nahm er sich ernstlich vor, reich zu werden. Ohne die mindeste Habsucht, ohne jene Bedürfnisse, zu deren Befriedigung Andern das Geld unentbehrlich ist, sehen wir den jungen Menschen seine Wanderung antreten, mit dem Vorsatz Geld zu erwerben, in gar keiner andern Absicht, als daß er sich von Niemand etwas gefallen zu lassen brauche. Dabei war er der willfährigste Mensch. So zeigt uns sein äußeres Thun mit seinem innern Gefühlsleben zwei scheinbare Widersprüche auf. Bei dem einzigen Trachten nach Freiheit von der Willkür Anderer, war er freiwillig der Diener eines Jeden, und ohne das Geld als solches auch nur im Geringsten zu schätzen und zu begehren, konnte er, wie erpicht er auf jeden Kreuzer war, für den größten Geizhals gelten.

Solche Widersprüche aufzulösen, wird meinen Lesern, die unserm Ruben auf seinem bisherigen Lebensgange treulich gefolgt sind, nicht schwer fallen. Das Geld an sich hatte für ihn gar keinen Werth, denn er hatte bisher ohne dasselbe sorglos und glücklich gelebt und wußte noch nicht, daß sich mit den Jahren auch die Sorgen einstellen, und

die Bedürfnisse mehren. Seitdem er aber von seiner Freundin und Lehrerin erfahren hatte, wozu das Geld berechtige, da erhielt es in seinen Augen einen wunderbaren Glanz und er strebte darnach als nach einem Mittel seiner künftigen Freiheit; er hatte von Natur ein gut geartetes Gemüth und eine seltene Willfährigkeit. Er wäre nicht nur für seine Mutter, die er über alles liebte, sondern auch für andere Menschen in's Feuer gegangen; aber er war Augenzeuge der Gefangennahme des „Sündenverzeihers" gewesen, und diese Mißhandlung eines Menschen hatte sein kindliches Gemüth aufs tiefste erregt und gegen die Gewalt der Mächtigen empört. Eine entsetzliche Furcht hatte sich seiner Seele bemächtigt, es könne ein Tag kommen, wo es ihm ebenso ergehen würde, wie es Cheskel ergangen ist. Der Bitte eines Andern etwas zu verweigern, wäre ihm unmöglich gewesen; sich aber auf Befehl eines Zweiten in seine Gewalt zu begeben, weil er der Schwächere sei, davor schauderte er innerlich zusammen, so oft er sich einen ähnlichen Fall in seiner eigenen Zukunft lebhaft vor die Seele führte. Seine Freundin und Lehrerin hob ihn durch ihre Mittheilung, die sie von ihrem Vater gehört hatte, über diese Angst hinüber, da sie ihm das Mittel der Selbständigkeit kennen gelehrt. So erzeugte sich in Ruben neben dem unbändigen Freiheitsdrang oder besser durch denselben eine Begierde nach Geld, die ihre Quelle keinesfalls in der Habsucht hatte.

Die Menschen, mit denen er auf seinem Lebenswege zusammentraf, konnten ihn allerdings zumeist nur nach seinem äußern Thun beurtheilen. Von einem auch nur scheinbaren Widerspruch wurden sie nichts gewahr; in's Herz konnten sie ihm nicht hineinsehen und so hielten ihn denn die meisten für pudelnärrisch gutmüthig, aber für knickerisch und knauserig, und wenn die anderen Gesellen ihn nicht dazu vermögen konnten, mit ihnen des Sonntags

im Wirthshaus zu zechen, so ließen sie sich nichts desto minder von ihm allerlei Dienste leisten, die er ohne Unwillen für sie übernahm.

Ruben war nämlich, nachdem er sich bis nach der Landeshauptstadt durchgefochten hatte, in Brünn bei einem Bäckermeister als Geselle eingestanden, wo er ziemlich viele Kameraden hatte, unter denen er der jüngste war.

Dem Meister war sein willfähriges Benehmen nicht entgangen, er verbesserte seinen Lohn, und während die anderen Gesellen ihren Wochenlohn gewöhnlich des Sonntags durch die Gurgel gejagt hatten, wanderten die Silberzwanziger bei Ruben in das Lederbeutelchen zu den Münzen, die er von seinem Lehrherrn als Andenken aufbewahrte. Der Meister stellte ihn nicht selten den übrigen Gesellen als Muster auf, wenn er bei einem oder dem andern irgendwie zur Unzufriedenheit Ursache hatte; er nannte sie oft liederliches Volk, das auf nichts denke, als an Fressen und Saufen und gern hätte, daß alle Tag Sonntag wär; der Ruben hingegen, der sei zwar nur ein Jud', aber mehr werth, als sie alle, der mache seinen Sabbath zum Wochentag und denke an die Zukunft. Man sieht's ihm an, daß ihm die Arbeit ein Vergnügen sei, und nicht eine bloße Last, die man abschütteln muß; das beste Brod und die besten Kipfeln seien diejenigen, die der Ruben mache, 's ist grad, wie wenn's gar nicht von demselben Teig geknetet wären, und am Sonntag, wenn sie nichts anderes wüßten, als in Beiseln umherzulungern, da sitze er oft still in seiner Kammer über einem Buch, was doch viel gescheiter ist, und wenn er sich einmal was vergönne, so ist's höchstens ein Ausgang in den Augarten zu der Regimentsmusik oder auf den Franzensberg oder sonst wohin, was ein Vergnügen ist, das kein Geld kostet.

In ähnlicher Weise hatte der Meister den Gesellen manchmal gepredigt, und die Folge davon war, daß Ruben

nicht sehr in ihrer Neigung stand. Zwar wagten sie's nicht, ihm offen etwas anzuhaben, aber sie spielten ihm versteckt desto lieber allerlei Schabernack, um ihm das gerade Leben auch ein bischen krumm zu machen.

Eines Sonntag Abends kam einer der Gesellen in das Beisel, wo er die andern zechend beisammen fand, schlug wild auf den Tisch und rief: Hol' mich der Teufel, jetzt ist's draußen. Ich hätt' meiner Seel selber niemals glaubt, daß der Jud so ein Duckmäuser ist und sich so verstellen kann, aber ich sag's Euch er ist ein Erzschelm, spielt vor uns allen und vor dem Meister alleweil den Heiligen und den keuschen Josef, thut wie wenn er Bier und Wein nicht riechen könnt, und dem Teufelskram auf hundert Meilen aus dem Weg geh'n möcht und lumpt da mit einem Soldaten herum, wo kein Mensch nichts davon weiß.

Von wem red't er denn, von Ruben? fragten Mehrere überrascht.

Von wem anders, als von dem Judas; ich hab' ihn ja selbst mit meinen eigenen Augen gesehen; jetzt soll der Meister nur wieder einmal predigen, ich werd' dem Duckmäuser schon ein's aufpelzen, daß es eine Freud' sein wird.

Der von Leidenschaft beherrschte, sieht ganz unscheinbare Handlungen im schwärzesten Lichte. So war es auch hier. Ruben saß in der That mit einem Soldaten in einer Kneipe, diese Thatsache ließ sich nicht verleugnen, nur war sie ungewohnt; aber eine kurze Aufklärung hätte jeden Verdacht seiner Kameraden, daß er etwa ein heimlicher Schlemmer sei, leicht zerstreuen können. Wer sollte ihnen jedoch diese Aufklärung geben? Ruben etwa? wußte er denn, daß jetzt über ihn ein streng Gericht gehalten wurde? er saß ja eben jetzt mit seinem Soldaten im lebendigsten Gespräche!

Ruben war eines Tages, da er sich gerade frei machen konnte, denn die Gesellen hatten wegen der unausgesetzten

Arbeit bei Tag und bei Nacht, die Verpflichtung, sich gegenseitig auszulösen, nach seinem Lieblingsplatze, dem Augarten, gegangen, wo er sich dem Eindrucke, den der herrliche Wald, die große Menschenmenge und die Militärmusik auf ihn hervorbrachte, willig hingab. Er war da eben in Gedanken versunken, als er hinter sich den Namen „Schmul Mad" rufen zu hören glaubte. Es entfiel ihm das Herz und seine Kniee wankten; er wagte nicht sich umzuwenden und überredete sich lieber, daß er sich geirrt habe, jedoch der wiederholte Ruf: „Schmul Mad, Schmul Mad!" überzeugte ihn sogleich, daß er nicht träume, sondern wache, und daß der ihn neckende Kobold kein leeres Spiel seiner Einbildung, sondern rauhe Wirklichkeit sein mußte. Er faßte sich rasch und sprach zu sich selber: G'rad nicht, und wenn er das Gallfieber kriegt! Das g'hört mir noch drauf, daß man mich hier in Brünn auch „Schmul Mad" heißen möcht. Er blieb fest stehen, ohne sich umzuwenden, als ob er noch nichts gehört hätte, aber der Boden brannte ihm unter den Füßen, und sein Herz war zugleich von Zorn und Neugierde erfüllt. Da klopft es ihm endlich auf die Schulter und sagte: Schmul Mad! bist denn taub? ich hab' Dich schon zweimal gerufen! wie kommst Du daher?

Ich heiß nicht Schmul, ich heiß Ruben, sagte der Angeredete bestimmt.

Und bist kein' Mad mehr, bist ein großer Jung geworden! ergänzte der „Sündenverzeiher"; denn Niemand anders war es, der ihn hier angerufen hatte. Das ironische Lächeln, mit welchem der Sündenverzeiher die letzten Worte begleitete, that Ruben wehe; er überflog schnell in Gedanken das tiefe Mitleid, das er für diesen Menschen seit der Stunde seiner Gefangennahme im Herzen getragen, und wie es dieser ihm vergelten wolle, da er ihm den spöttischen Namen, mit den man ihn in seiner Heimath belegt hatte, auch hier aufbringen wolle. Dies Gefühl der Bitterkeit

steigerte sich noch, als der „Sündenverzeiher“ in demselben ironischen Tone fortfuhr: Seit wann bist Du so ein großer Jung' geworden? wie lang' ist's her, was Du das Geschirr' abgerieben hast?

Ruben erwiderte: Hör' an, Cheskel! ich könnte Dich auch, wie man Dich daheim heißt, „Sündenverzeiher“ heißen, aber ich thu es nicht, ich heiß' Dich bei Dein' ehrlichen, hörst Du, bei Dein' ehrlichen Namen, sag' ich; wenn Du mich heißen willst, wie ich heiß', ist gut; wenn aber nicht, geh' Du Dein' Weg und ich geh' mein' Weg. Ob ich ein großer Jung' bin oder nicht, das geht Keinen nichts an. Meinetwegen bist Du ein größerer, hab' ich nur noch nachzuwachsen, aber was ich gesagt hab', hab' ich gesagt. Ich laß mich nicht mehr „Schmul Mad“ heißen, jetzt ist eine andre Zeit. Wenn Du dazu zufrieden bist, komm, und wir werden uns gegenseitig verzählen, was wir zu verzählen haben!

Da hast Du meine Hand drauf, sagte der Soldat gutmüthig, daß ich Dich nicht mehr „Schmul Mad“ heißen werd', und bist Du jetzt zufrieden?

Die beiden Landsleute hatten sich gefunden und gingen nun mit einander fort. Der Soldat hatte den Vorschlag gemacht, in eine Kneipe zu kommen, weil es sich beim Glase Wein oder Bier besser plaudern lasse, und so finden wir die Beiden denn in Wahrheit, wie sie von dem Kameraden Rubens gesehen wurden, im traulichen Gespräche.

Was fallt Dir ein, belehrte Cheskel den Jüngern, ich sag' Dir, mein alter Feldwebel hat Recht. Der sagt: Wer viel erlebt, hat viel gelebt, und wer viel gelebt, hat lang' gelebt. Mancher Mensch lebt lang' in kurzer Zeit und andere wiederum gibt es, die in langer Zeit gar nicht leben. Und nun sollst Du hören von seinem eigenen Hauptmann, bei dem er in Ankona in Italien Privatdiener gewesen ist und wie er es selbst von diesem gehört hat, da wirst Du

die Augen aufspannen. Dieser Hauptmann ist nämlich daselbst tödtlich verwundet worden und gestorben; vor seinem Tod aber hat er seine Lebensschicksale erzählt.

Der Soldat erzählte nun dem neugierig horchenden Gesellen die Lebensschicksale des merkwürdigen Hauptmannes und knüpfte, nachdem er sie zum Ergötzen seines Zuhörers vorgetragen hatte, noch mehrere Schilderungen aus seinem eigenen Leben im Soldatenstande während der Zeit, die er in Italien zugebracht daran.

Wenn man vielleicht annimmt, daß er dabei ein wenig stark aufgetragen, so wird man sich von der Wahrheit nicht allzusehr entfernt haben. Warum fragst Du mich gar nicht, wie es daheim ist, sagte der Geselle, indem er eine Pause in der Schilderung des Soldatenlebens benutzte, bist Du denn auf gar nichts neugierig?

Wenn ich an daheim denke, antwortete der Soldat, rührt sich mir die Gall' hundertmal im Leib' herum. Ich hätt' Dich gern auch etwas gefragt, aber ich hab' auf daheim gar nicht kommen wollen, denn Eins bringt doch das Andere, und ich hab' kein vergessigen Kopf.

Der Geselle sah ihm steif und fest in die Augen, um zu sehen, ob er den Blick werde aushalten können, und dachte bei sich, der ist entweder wirklich unschuldig oder er ist schon so in die Grundhöll' hinein verdorben, daß er gar kein „Scheu und Schäm“ mehr hat. Der Soldat aber fuhr fort:

Was kuckst mich so fest an?

Nichts! sagte der Geselle, wie Du da so gered't hast von daheim, bin ich auch so vom Hundertsten auf das Tausendste kommen, und da hab' ich so allerhand Gedanken und Erinnerungen.

Beide verstummten. Sie saßen da und waren dennoch abwesend, aber wo sie sich im Geiste hinversetzten, da waren sie doch wieder beisammen.

Trink! ermahnte der Soldat endlich, Ruben aber ergriff dessen Hand und sagte: Cheskel! heut ist es vorbei, ob es geschehn ist oder nicht, sag' mir, mir kannst Du's sagen, wie war das damals mit dem Löffel?

Aha! — sprang der Soldat wüthend auf, — siehst Du schon, warum ich nichts von daheim wissen will. Du haltst mich also auch für ein' Dieb.

Der Geselle hatte Mühe, ihn zu beruhigen. Der Soldat fuhr fort: Die ganze Welt kann der „Heuteguter" (Teufel) holen, an Euch liegt mir alle nichts, was Ihr von mir denkt, Ihr seid alle lauter „Zizesbeißers", groß und klein, keiner red't ehrlich, wie er's meint, ich möcht' nur Eines wissen! Das nur, wenn ich wissen könnt'!

Was denn?

Du wirst mir's grad' sagen können, „Chamriel" (Dummkopf)!

Vielleicht doch!

Wenn ich nur wüßt', was mein Jittele von mir denkt? ob sie auch meint, daß ihr Bruder ein Dieb ist! — Dabei standen dem Soldaten die Augen voll Wasser.

Nein, sagte Ruben, das denkt sie nicht, und ich hab's auch nicht gedacht, aber jetzt seh' ich, daß Du ehrlich bist.

Der kurz zuvor Erzürnte war jetzt weich wie Wachs.

Soll mich Gott strafen! siehst Du, begann er jetzt äußerst wehmüthig, wenn ich von dem Löffel damals etwas gewußt, wie er mir in die Tasch' hinein kommen ist. Der Wein, den ich da trink', soll mir zu Gift werden im Leib', wenn ich das weiß.

Schwör' nicht! ermahnte Ruben, ich glaub' Dir's ohne Schwur auch.

Nein, sagte der Soldat, wie Du sagst, ich soll nicht schwören, glaubst Du mir noch nicht recht, denn da fürchtst Du noch als, ich schwöre falsch; grad nicht, ich muß schwören bei dem, was mir das Liebste ist auf der Welt. Bei

Jitteles Kopf! Nicht erleben soll ich, sie wieder lebendig zu sehen, wenn das wahr ist, was mir der „Zizesbeißer“ aufgebracht hat; hinaustragen soll man sie auf den „guten Ort“, just wie ich heimkomm', wenn ich den Löffel genommen hab'. Er wird's aber nicht geschenkt haben, der alte Scheinheilige, ich werd' ihm schon einmal heimzahlen, er wird ein Vergnügen von sich haben.

Hast Du denn Jittele wirklich so gern? fragte Ruben ablenkend.

Dir kann ich's sagen, entgegnete der Soldat, zwei Menschen existiren auf der Welt, für die möcht' ich durch Feuer und Wasser geh'n, wenn's sein müßt'.

Dein Vater und Jittele! fiel ihm Ruben in die Rede.

Der Soldat aber sagte: Weit gefehlt! Mein Vater ist mir so fremd wie ein Mensch, den ich in mein' Leben nicht gesehen hab', denn glaub' mir, heut bin ich in einem Alter, wo ich das versteh' und einseh'; er ist zwar ein armer Mensch, aber er hätt' mich nicht müssen so verkommen lassen; es gibt noch mehr arme Leut', und ihre Kinder sind anders gerathen, als wie ich gewesen bin. Er hätt' mich können in Dienst geben, wo ich ein arbeitsamer Mensch geworden wär'; hätt' er mich lassen ein Roßjung werden oder ein Trägler, als besser wie nichts. So hat er mich lassen herumgehn für alle Leid' und hat sich gedacht, lieg' Dir auf tiefe Löcher und Bein'. Das ist kein Schnitt von einem Vater, an ihn denk' ich nicht. 's ist noch ein groß Glück, daß ich Soldat geworden bin, und das, was in der „Gass“ ein jedwidriger als ein Unglück betrachten thut, ist für mich ein Glück, weil es zum Guten ausgeschlagen ist; denn ich kann sagen, daß ich beim Militär erst ein Mensch geworden bin, der etwas von sich zu sagen weiß. Und das hab' ich kein' Andern zu verdanken, als wie mein' Feldwebel. Das ist ein Mensch, verstehst Du, den wünscht' ich Dir zu kennen. Wenn man ihn ansieht, mit dem

großen Schnauzbart, meint man, er frißt einen im Kraut auf, aber ein feiner Mensch, der ist mir lieber als Christ wie hundert Juden. Streng ist er, das ist wahr, und man muß sich gut in Acht nehmen, daß man sein' Sachen in Ordnung macht, Gott behüte, ich hätt' einmal meine Köpf am Frackel da ein Bissele weniger glänzedig geputzt, da macht er keine lange Geschichten, gleich laßt er die Bank herbringen und laßt einem seine Fünfe herunterzählen, daß Alles krachen thut, und da nutzt kein Schreien und kein Weinen, kein nichts, kleben thut es, weiter „poter aus" (punktum). Aber ein feiner Mensch dabei, er kann nicht sehen, daß Einer dem Andern nur so ein „pitzele" (Stückchen) Unrecht thut, und auf die Juden! Gott sollet in dem sei Hilf' sein, der sich's thät einfallen lassen, einen wegen sein' Religion zu beleidigen. Da hörst Du keine solche Stücklein wie in der Gass'; Religion, das existirt da gar nicht. Alle sind gleich, alle sind Menschen, und der Feldwebel sagt: Einem Soldaten sein' Religion ist das Exerziren und alles Andere geht ihn nichts an. Der hat aus mir ein' Menschen gemacht, der sich in der Welt sehen lassen kann, siehst Du, und den hab' ich gern, wie wenn er mein Vater wär', für den möcht' ich Alles thun, für ihn und für Jittele, sie ist leider ein unschuldig Kind gewesen, wie man mich gefangen hat, jetzt muß sie schon ein schön' Madel sein. Die ist die einzige in der Gass', auf die ich Dich gefragt hätt', aber ich hab' nichts davon reden wollen, jetzt, hopsa, jetzt ist Alles draußen.

Auf die Art mußt Du ja dem „Zizesbeißer" noch Dank sagen, daß Du durch ihn Soldat geworden bist!

Was? — rief der Soldat nun wieder wuthentbrannt, Dank sagen? dafür, daß er mich in den Augen der Menschen als ein' Dieb hingestellt und verächtlich gemacht hat? Wart' nur, Ruben-Leben, es ist noch nicht die Nacht vom letzten Tag vorbei, ich werd' ihm schon ein' Dank sagen,

daß ihm wird Hören und Sehen vergeh'n; der Lump einer!

Thu Dich nicht so ereifern, besänftigte Ruben, Du schreist ja, wie wenn Du den Scholem da bei der Gurgel hätt'st!

Hast Recht, hast Recht, besann sich der Soldat, gut, daß Du mich ermahnen thust, denn weißt Du, wenn da eine Patroull' mich so schreien hört, kann ich auf die Wach' kommen und krumm geschlossen werden, da heißt es gleich, man macht ein' „Ekzeß" (Exceß).

Nu, also darum! stimmte Ruben bei.

Aber weißt Du, Brüderl, Du hast so etwas in Dir, was mir gefällt, und Dich könnt' ich auch gern haben. Weil wir uns heut da so unverhofft gefunden haben, wo einer sicher nicht an den andern gedacht hat und weil ich Dir schon mein Herz hab' ausgeschütt', so schließen wir Freundschaft. Du bist in der Fremd', ich bin in der Fremd', Du bist Gesell, ich Soldat, das kommt auf Eins heraus, wir müssen zusamm' halten. Schlag ein und trink.

Der Freundschaftsbund wurde mit einem Bruderschaftstrunke besiegelt. Der Wein, der jetzt ihr Blut in edle Wallung trieb, hat eine heilige Flamme der Begeisterung und der Freundschaft in dem Herzen zweier Menschen angezündet.

Ruben hatte längst Brünn im Rücken; er befand sich bereits wieder auf der Wanderschaft und schritt fürbaß, wie er einstens vom Hause weggegangen, mit seinem Ränzlein auf dem Rücken fröhlich in die weite Welt hinein, als seine Mutter in der „Gasse" mit Mühe folgenden Brief las:

Meine gute Mutter, bis hundert Jahr!

Ich hab' mit diesem Brief als gewart', weil Du ja gewußt hast, daß es mir hier in Brünn bei mein' Meister

gut geht und ich mit der Feder auch nicht alleweil viel zu Hand sein kann; denn warum, weil ich im Bäckengeschäft andere Sachen zu thun hab, als Brief schreiben, und ein Bäck in Brünn und ein Bäck bei uns daheim, das ist noch ein „Schied" und ein „Unter" (Unterschied). Ja richtig, weil ich grad vom Bäck red', grüß mir mein' alten Meister daheim viele Mal und auch die Meisterin, und ihm kannst Du sagen, daß das mit der Mutter Gottes so ist, daß auch nicht einmal alle Christen da dran glauben; denn bei uns weiß man nur von einerlei Christen, aber in der Welt gibt es mehrerlei Arten und die, was sich nennen Protestanten, das sind auch Christen, und glauben doch nicht dran. Mir hat das Einer gesagt, ein Gesell, der selber ein Protestant ist, er sieht aber sonsten grad so aus, wie ein anderer Mensch. Aber nein! sag's ihm lieber doch nicht; warum, er könnt meinen, daß ich ihm vielleicht darüber etwas ausspöttelen will von seiner Religion, und das will ich nicht. Aber der Meisterin kannst Du sagen, daß ich oft an sie denk, und alleweil, wenn ich ein Rock oder ein paar Hosen zerrissen hab', so geb' ich sie nicht zum Flickschneider, ich flick mir das Sachen selber und ich hab' noch alleweil die Nadeln, die sie mir mitgeben hat, und die andern Sachen hab' ich auch, den Spiegel und die Bürsten, aber von dem Spiegel ist schon auf der andern Seit so viel Queckfilber heruntergeschabt, daß man sich drin schon gar nicht mehr gut ansehen kann, weil die Gesellen, was mit mir da bei dem Meister einstehen, sind solche Leut, daß sie einem nur gern' als Schaden zufügen, und wenn sich Einer da drüber ärgern thut, dann ist's ihnen erst recht, dann haben sie eine Hätz und lachen einen noch aus, da muß man sich noch dazu so stellen, als wie wenn es Einem gar nicht aufliegen möcht. Aber was zu viel ist, das ist zu viel, und Alles kann sich der Mensch doch nicht gefallen lassen, das heißt, wenn er Geld hat. Wenn er aber keins hat,

nutzt nichts, und da liegt der Hund begraben, weil ich nämlich ein Esel bin, wie Du gleich sehen wirst, wenn ich Dir sagen werde, warum als ich Dir diesen Brief schreibe. Thu Dich aber nicht betrüben, weil ich jetzt mehr kein Geld hab und wieder da steh' mit der leeren Tasch, das heißt, das Andenken von mein' Meister, was er mir gegeben hat, wie ich in die Fremd' bin, das hab' ich noch, und das greif ich auch nicht an, und wenn ich sollt verhungern; lieber verhunger' ich, aber das Beutele bleibt zu. Das sag' ihm auch nicht, bis ich einmal heim komm, alsdann weis' ich's ihm. Ich hab' aber schon ein schön paar hundert Gulden gehabt, und wenn ich sie Dir geschickt hätt', wie mir oft eingefallen ist, hätt' ich sie noch; ich hab' aber als gewollt ein „Oberchochem" (superklug) sein, und jetzt stehen die Ochsen am Berg; aber nichts gesorgt, wie ich's hab' früher verdient, kann ich's jetzt wieder noch einmal verdienen und dann werd' ich schon besser wissen Obacht zu geben und der alte Gott lebt noch und verlaßt mich nicht. Ich kann hier zwar nicht mehr so sein, wie man bei uns daheim fromm ist, und das „Tfillembeutele" (das Beutelchen, worin die Gebetriemen enthalten sind), das hab' ich schon nicht in der Hand gehabt es denkt mich gar nicht die Zeit. Warum, wenn Einer früh aufsteht, heißt es gleich an die Arbeit, und da hat Einer nicht Zeit, erst da lang „Tfillem" zu legen. Von deswegen aber denk ich doch oft an Gott und an Jittele, weil sie mir das Beutele gemacht hat. Ihr kannst Du sagen, daß Cheskel sie sehr gern hat. Ich muß Dir nämlich schreiben, daß Cheskel vor längerer Zeit mit seinem Regiment von Italien zurückgekommen ist, wo sie gelegen sind, und er red't „Talgenisch" wie Wasser. Wie er mich gesehen hat, hat er mich als per „Schmul Mad" angered't, das hab' ich aber nicht gelitten, und seit jener Zeit heißt er mich Ruben, wie sich gebührt. Wenn ich zu gesund einmal werd' heim kommen,

werd' ich mich auch von Keinem mehr „Schmul Mad" heißen lassen, das heißt, wenn ich werd' Geld haben und anders komm ich nicht heim, als wie mit vollen Taschen. Cheskel hat ein Schnauzbart, Du möcht'st ihn gar nicht erkennen, wie er aussieht in seiner „Uniform", sie paßt ihm aber ganz gut, und er wird bald G'freiter werden; ich geb' ihm kein' Schuld, daß ich jetzt kein Geld mehr hab und daß ich fort muß von mein' Meister in die weite Welt hinein; denn warum, wenn ich ihm auch Schuld geben möcht', so hab' ich doch nichts davon und verspielt ist verspielt. Daß Du aber nicht sollst meinen, daß ich hab' Karten gespielt, so sollst Du gleich wissen, daß das nicht wahr ist. Ich kann Dir schwören, Mutter-Leben, daß ich noch in mein' Leben kein Kart hab angerührt und daß ich gar nicht weiß, wie alle die Karten heißen. Aber die Lotterie! Ich hab' früher gar nicht gewußt, daß das auch eine Spielerei ist, denn bei uns daheim weißt Du ja, sagt man als in die Lottrie setzen, aber nicht spielen. Da drauf hat mich erst mein Meister gebracht, wie er mir's gestern tüchtig hat heruntergeputzt und hat mir aufgekündigt. Wie ich auf Brünn gekommen bin, die erste Neu hat mich mein Meister sehr gern gehabt, lieber als wie alle andern Gesellen und jetzt ist er auf einmal fuchsteufelswild auf mich geworden und Cheskel sagt, daß die andern Gesellen, weil sie auf mir Neid haben, müssen auf mich haben alles Böse angered't und so lang geht der Krug zum Brunn', bis der Bäckermeister ihnen ihre Rederei geglaubt hat; denn was geht es ihn an, ob ich mir mein Geld in die Sparkasse geb, oder nicht? Gehört es denn sein? ich kann doch, scheint mir, mit mein' Geld machen, was ich will? Cheskel ist Dir ein so gescheiter Kopf, wie wenn er zwölf Schulen studirt hätt. Weißt Du, der „Zizesbeißer" daheim kann sich schon freuen, wenn Cheskel einmal seinen Abschied wird kriegen und nach Haus kommen wird. Er ist gern Soldat, aber

dem „Zizesbeißer" kann er das in sein' Leben nicht vergessen, daß der ihn als ein Dieb hat fangen und einsperren lassen. Also früher wie Cheskel noch in Italien gewesen ist, hab ich alleweil, wenn ich hab Zeit gehabt, mir ein Buch hergenommen, das nennt man hier eine Bibel, es ist aber nichts anderes als wie ein „Chumesch", nur stehn die Wörter drin nicht auf hebräisch, es steht alles auf teutsch, was mir noch lieber ist, weil ich das besser versteh und ich hab, wie ich daheim bin in Cheder gangen, gar nicht gewußt, daß in „Chumesch", das heißt in der Bibel, so schöne Geschichten stehen, als wie in Tausend und eine Nacht, was auch sehr schön ist. Und da hat alleweil mein Meister gesagt zu den andern Gesellen, daß ich sehr fromm bin, wenn er gesehen hat, wie ich die Bibel lese. Es ist aber nicht wahr, Mutter-Leben, ich will Dir keine Lügen sagen und schreiben, ich kann hier gar nicht fromm sein, das geht nicht; denn essen muß ich, was gekocht wird. Man wird mir da keine extere „Meneschterlech" (Kostbarkeiten) kochen, und soll ich alleweil zu Mittag zu „Ernst" auf die „Kröne" hinausgehn in jüdischen Trakteurhaus? da dazu hat ein Gesell kein' Zeit und kein Geld, und Cheskel sagt als, ich brauch mir da draus nichts zu machen, ein Gesell ist wie ein Soldat und darf sich nichts anfriemen, er muß für lieb nehmen mit Allem. Bis ich zu Gutem einmal werd' wieder heim kommen und bei Dir sein, werd' ich auch wieder können gut und fromm sein, wie ich es all' mein Lebetag bei Dir hab' vor mir gesehen. Für derweil muß mir Gott die Sünden verzeihen und ich hab' noch einen weiten Weg; denn ich muß jetzt wieder in die Welt hinein, weil mich mein Meister nicht mehr behalten thut. Also wie Cheskel ist von Italien auf Brünn zurückkommen, und mich im Augarten bei der Regimentsmusik gefunden hat, seit der Zeit hab' ich weniger in der Bibel gelesen, denn warum, wenn ich hab' frei gehabt, hab' ich

ein' Ausgang gemacht, wie die andern Gesellen, und da bin ich als mit Cheskel zusammenkommen, weil wir uns alleweil bestellt haben, damit wir mit einander plaudern können. Weißt Du, Mutter-Leben, was das für ein Vergnügen ist, wenn man so in einer großen Stadt, wie Brünn, wo man kein' Menschen kennt, und jedwidriger an einem vorbeirennt, weil man ihn gar nichts angeht, wenn man da so auf einmal einen Bekannten von daheim treffen thut, hier heißt man das ein' Landsmann, Mutter-Leben, das ist Dir grad so, wie wenn man selber daheim wär, so ein Vergnügen ist das. Mit dem kann man von Allem reden, der weiß alles, wie es daheim aussieht, und wie jeder heißt. Neulich hab' ich auf der „Kröne" von Weiten auch Einen gesehen, Du wirst nicht errathen wen? Maier Wollhändler. Er hat mich nicht gesehen. Das Herz hat mir gepocht, wie mit eiserne Hämmerlein, denn ich hab' als gewollt hingehn zu ihm, und mit ihm sprechen und ihn fragen, wie es daheim geht, und was es Neues gibt. Ich hab' mir's aber überlegt und hab' mir gedacht, was thu ich, wenn mich der Reb Maier da mit „Schmul Mad" öffentlich vor alle Leut' anred't? Ich hab' mir gedacht, Reb Maier ist kein so freundlicher Mensch, daß er sich da lang mit Dir herstellen wird „schmusen" (diskuriren) und dann kann er meinen, ich red' ihn an, daß ich etwas von ihm haben will, hab' ich gemacht, als wie wenn ich ihn gar nicht sehen möcht, und bin mein' Weg gangen. Aber bei Cheskel ist das etwas ganz Anderes. Du kannst Dir gar nicht denken, was wir zwei in einer Stund alles von daheim zusammenschmusen. Bald muß ich ihm sagen, wie groß Jittele schon ist, und was sie in Cheder alles noch gelernt hat, bald verzähl' ich ihm von Thereska, dann wieder von Dir und so geht das in Einem fort, wenn der Tag 25 Stunden hätt', wir möchten als nicht fertig werden. Denn er ist viel besser als er selber

sich gibt. Cheskel ist ein ganz feiner Mensch, und anfänglich hat er alleweil gesagt, er will nichts wissen von daheim als wie von Jittele, die hat er so gern, wie sein' Feldwebel, aber ich hab' mir da draus gar nichts gemacht und hab ihm Alles forterzählt von daheim, und er hat sehr fein zugehört und hat sich doch alleweil gefreut, wenn ich ihm etwas gesagt hab', was ihm neu war und was er noch nicht gewußt hat. Einmal kommen wir wieder so zu reden und unter dem Gespräch sag' ich ihm, daß ich mir schon ein schön Geld zusammengespart hab' und daß ich durchaus reich werden will, damit ich mir einmal von Keinem brauch etwas gefallen zu lassen. Auf die Art, wie Du's machst, sagt er da drauf zu mir, — wirst Du nicht reich werden, Ruben. Warum? frag ich ihn. Warum? sagt er, reich kannst Du schon werden, aber nur Schad, daß Du's nicht erlebst. Weil ich weiß, daß er ein feiner Kopf ist, so hab ich gleich gemerkt, daß hinter dem, was er da gesagt hat, etwas steckt. Deshalb frag' ich ihn weiter warum er als meint, daß ich's nicht erleben werd', reich zu sein. Er aber sagt: Du bist ein Weiser vom Boden herunter, wie alt willst Du denn werden? Weißt Du nicht, daß der Mensch nur 70 Jahr alt wird, und was darüber ist, ist lauter Mühseligkeit. Und gesetzt Du wirst 100 Jahr alt, willst Du mit Dein bissel Zusammensparen Dir gar Reichthum erwerben, Du wirst froh sein, wenn Du wirst all' Dein Lebtag satt zu essen und zu trinken haben. Wenn Einer reich werden will muß er andere Weg einschlagen. Was für andere Weg? frag' ich ihn drauf. Warum setzest Du nicht in die Lottrie? fragt mich Cheskel, ist Dir das noch nicht eing'fallen? da kannst Du in einer Stund mehr Geld gewinnen, als in vielen Jahren beim Bäckerg'schäft. Mein Bäckerg'schäft geb ich nicht auf, geb ich ihm zur Antwort. Er aber sagt: Wer sagt denn, daß Du's aufgeben sollst? kannst denn nicht in die Lottrie setzen von

Dein Geld, was Du bis jetzt z'sammklaubt hast? Wie viel soll ich setzen? frag' ich ihn. Wie viel Du willst, sagt er. Probir's erst einmal und setz' wenig, Du mußt nicht meinen, daß Du gleich auf's erste Mal gewinnst, aber wenn Du nur fleißig bei jeder Ziehung in die Lottrie setzen thust, dann mußt auch einmal ein' Treffer machen, das kann gar nicht ausbleiben. Ich laß mir das keine zweimal sagen und geh' hin und setz'. Wie die Nummern herauskommen sind, hopsa, hab' ich kein' Treffer. Siehst Du, sag' ich zu Cheskel, mit der Lottrie ist nichts. Chamriel, sagt er drauf, hab' ich Dir's nicht gleich voraus g'sagt, beim ersten Setzen gewinnt man nichts. Was meinst denn, die ganze Lottrie ist nur für Dich allein gemacht? andere Leut' wollen gar kein' Treffer nicht machen? da muß man auch warten können und Geduld haben. Geh' nur hin und setz' noch einmal, und wenn Du wieder kein' Treffer machst, dann setz noch einmal, dann wieder noch einmal, und so bei jeder Ziehung bis der Treffer kommt. Ich denk' mir Cheskel versteht das sicher besser als wie ich, und geh' hin und setz Dir wieder in die Lottrie. Wie die Nummern heraus sind, hab ich Dir richtig zwei Nummern davon auf mein Zettel und hab' ein' Ambe gemacht. Da hab' ich Dir gleich 4 Gulden Münz gewonnen auf ein Ja und Nein, ehe man sich herumdreht. Das hat mir sehr gut geschmeckt. Ich erzähls Cheskel und er sagt: Siehst Du, Chamriel, wenn Du aber kein solcher Geizkragen gewesen wärst, und hätt'st anstatt mit Kreuzern gleich mit Gulden gesetzt, so hätt'st Du jetzt ein' andern Treffer gemacht, der schon für die Müh gestanden wär. So! was hast Du gewonnen? schäbige 4 Gulden Münz, nicht werth, daß man darum soll ein Glück gehabt haben. Anstatt mich zu freuen über den Treffer hab' ich angefangen mich zu ärgern, daß ich nicht mehr gesetzt und mehr gewonnen hab. Das hab ich mir hinters Ohr geschrieben und hab' mir vorgenommen kein solcher Cham-

viel mehr zu sein, der sich selber im Licht steht. Ich hab' Dir angefangen zu setzen, als wenn der „Heuteguter“ (Teufel) in mir gesteckt wär. Bei jeder Ziehung hab' ich die Taschen voll mit Zetteln gehabt; alle Arten, „Extrate“, „Ambe“, „Terne Zecke“ alles hätt' ich haben können, wenn nur die Nummern hätten wollen herauskommen. Kurzum, ich will Dir keine lange Geschichte erzählen, es hat kein halb Jahr gedauert bin ich mit mein' Geld fertig gewesen, bis auf die Münzen, die ich noch hab', und die mir mein alter Meister gegeben hat. Wie ich kein Geld mehr gehabt hab' in die Lottrie zu setzen, komm' ich mit Cheskel zusamm', und wir gehen in ein Beisel, wo wir mit einander noch eine Flasch Bier trinken und ich sitz Dir da stumm wie ein Fisch und red' kein Wort. Cheskel fangt erst an, warum ich nicht red', und ich sag' als, er soll mich gehn lassen und soll mich nicht zornig machen. Er aber fangt an, mich zu häkeln, daß ich so ungeschickt bin, und mein ganz Geld in die Lottrie hineinversetzt hab', dabei trinken wir Beide immer mehr; mir geht die Gall über und wie er mich wieder häkelt, spring ich auf und geb ihm ein „Patsch“ (Ohrfeige). Mein lieber Cheskel ist nicht faul, springt auf und zieht sein Bajonett aus dem Leder und will mir damit eine aufhauen. Du brauchst aber nicht zu erschrecken, Mutter-Leben, daß Du wirst vielleicht meinen, er hat mich damit todt gestochen; nein, ich bin ganz frisch und gesund, sonst könnt' ich Dir ja das Alles nicht schreiben. Er hat mir auch gar nichts thun wollen mit dem Bajonett, er hat mir nur gewollt ein bissel Furcht machen, denn er hat als dabei gelacht. Ich hab' das aber nicht gleich verstanden, und hab gemeint, weil er lacht, er freut sich da drüber, daß er ein Bajonett hat und ich keines, und da bin ich immer mehr wild geworden und hab' mich gar nicht gefürcht' vor ihm mit sammt sein Bajonett und wie er alles mehr ist auf mich zugegangen, hab' ich ihm alleweil mehr an-

gepackt und will ihm das Bajonett aus der Hand reißen, und wie wir uns beide da so herumbalgern, als wie die Kinder daheim, wenn sie am Sabbath Nachmittag miteinander auf ein' Niederwurf gehen, da geht auf einmal die Thür auf, und wer hereinkommt, Du wirst nicht errathen, kein anderer als mein Meister und einige von unsern Gesellen. Wie die uns sehen, bleiben sie stehen, und wir zwei sind auch gleich ganz ruhig. Der Meister aber sagt zu einem Gesellen, er soll die Patrull holen, und jetzt halt er mir eine Predigt, daß es mir schwarz und grün vor den Augen gewesen ist, und ich gar nicht gewußt hab', in welcher Welt ich bin. Das ist also Dein Ausgang? sagt er zu mir, so verbringst Du Dein' freie Zeit? ich hab' Dich bisher für ein „orntlichen“ Bursch gehalten, jetzt seh' ich aber, daß Du ein Liedrian bist, ein Lump ein nichtsnutziger, ein Säufer und ein Raufbold, Du scheinheiliger Duckmäuser Du, stellt sich zu Hauf' an, als ob er kein zwei zählen könnt, und prügelt sich da mit einem Soldaten herum, daß der das Bajonett gegen ihn ziehen muß, sitzt zu Hauf' über der Bibel, wie wenn er sonst von der ganzen Welt nichts wissen wollt, indessen ist er ärger, wie der niedrigste Hackerbub. Das sind mir schöne Sachen. Und so hat er alles fortgered't, bis die Patrull kommen ist, die hat Cheskel weggeführt und er ist sicher krumm geschlossen worden, weil das ein groß Verbrechen ist beim Militär, wenn einer sein' Säbel oder Bajonett ziehen thut. Zu mir aber hat der Meister weiter gesagt, ich soll gleich nach Hauf' marschiren, und er wird mir schon erst zu Hauf' recht die Leviten lesen. Da bin ich in ein Schrecken nach Hauf' gangen, weil ich nicht gewußt hab', was er damit meint und was er da machen will. Es ist aber nichts anderes, als wie ein Ausputzer, das heißt, wie man bei uns daheim sagt, „gute Red“, und das heißt man hier Leviten lesen, und wie wir nach Hauf' kommen sind, fangt

er erst recht an, schimpft herum, und heißt mich ein schlechten Kerl über den andern und fragt mich, wo ich mein Geld hab? mein Geld, sag' ich ihm, hab ich nicht mehr. Glaubst, ich weiß es nicht, schreit er da drauf, ein Spieler bist auch geworden, an Dir ist mehr kein gut Haar. Jetzt hat sich mir angefangen wieder die Gall zu rühren, und ich sag' ihm: das ist nicht wahr, ein Spieler bin ich nicht, ich hab mein Geld in die Lottrie gesetzt. Da fangt er an zu lachen wie ein „Schickernik“ (Betrunkener), und alle Gesellen mit ihm, die dabei gewesen sind, und er sagt, bei alledem bist noch ein „Dummrian“ dazu; das pfeifen ja schon die Spatzen auf'n Dach, was der Kaiser Joseph vom Lottriespielen gesagt hat. Wer gar nicht spielt ist ein Narr und wer zu viel spielt ist auch ein Narr Und da hab' ich erst gehört, daß man hier das in die Lottriesetzen auch spielen heißt, was mich sehr gewundert hat, und der Meister hat alleweil fort geschimpft und hat mir gesagt, ich kann mich packen und kann gehn, wo ich herkommen bin, er kann kein solch' lumpigen Gesellen nicht brauchen, der ihm die andern ansteckt, und ich soll froh sein, daß er mich nicht in Zuchthaus gibt, wo sie mir meine Lumpereien schon austreiben möchten, aber er will nichts von mir wissen, und ich kann gehn. Kannst Dir denken, Mutter-Leben! wie es mir da schwer ist gelegen auf dem Herzen, weil ich nichts gewußt hab', was ich sagen soll, und wie ich mich vertheidigen kann, und wenn ich hab angefangen ein Wort zu reden, hat er gleich gesagt: Halts Maul, Du Hund, oder so etwas, und so bin ich fortgangen, und hab' als nur gedacht, wenn nur dem Cheskel meinetwegen nichts geschehen möcht, denn ich hab's dann gleich eingesehen, daß er sich mit mir nur ein „Spaßele“ gemacht hat, und da hab' ich ein' von seine „Kamraden“ angetroffen und den hab' ich gefragt, hat er mir erzählt, der Cheskel ist beim „Profoß“, das ist so viel, wie eingesperrt, und daß Cheskel gesagt

hat, er hat gar nichts ernst gemeint, er hat mich nur erschrecken wollen, und diese Gesellen sind Lumpen, die nur drauf neidig sind, daß ich alleweil mehr Geld hab gehabt wie sie, und daß mich der Meister lieber hat gehabt, als wie sie, und sie haben spionirt und den Meister hingebracht, und er hat gar nichts gebraucht, als wie dem Meister zu sagen, wie die Sach ist, wär alles anders gewesen, aber der Meister hat gleich nach der Patrull geschickt, änder er hat ein Wort sprechen können, und da hat er schon lieber gar nichts gered't und hat sich einführen lassen. Er wird aber doch G'freiter werden, denn sein Feldwebel hat's ihm versprochen, und was der sagt, das ist auch wahr. Nun aber muß ich in die weite Welt, und komm nicht änder heim, als bis ich die Taschen voll hab mit Maxen, das heißt man hier die Zwanziger. Thereska und Jittele thu mir grüßen, und ihnen kannst auch die ganze Geschichte sagen, denn ich bin dabei doch unschuldig und nur ein Esel, weiter aber bin ich schon gar nicht betrübt und geh' lustig in die Welt hinein, und ich bin schon gewitzigt für ein ander Mal, denn es ist auch gut, wenn der Mensch Erfahrungen macht. Kannst Thereska sagen, daß ich den Ring, den sie mir gegeben hat, alleweil am Finger trag' und daß ich ihn nicht weggeb', wenn mir einer hundert Gulden Münz dafür geben möcht, und grüß' mir auch mein' Meister und Meisterin, und vergeß nicht auf Thereska's Mutter, sie laß ich ganz besonders grüßen, und wen Du noch Alles von mir grüßen willst, kannst Du Alles grüßen, denn ich hab' alle Leute gern, nur zwei nicht, den Lehrer und den „Zizesbeißer". Wenn der Lehrer den Brief da sehen möcht, so möcht er die Augen aufspannen und möcht sich wundern, wie ein' Kuh bei ein' neuen Thor; denn ich hab im ganzen „Cheder" in der ganzen Zeit nicht so viel zusammengeschrieben, als wie in diesem Brief. Aber das ist alleweil so, Mutter-Leben, wenn man die Sachen nur

lernt, wie eine Spielerei, so kommt nichts damit heraus, wenn man sie aber braucht, dann geht es von selbst, und man braucht das gar nicht gelernt zu haben; ich schreib' Dir das, weil ich mich erinnere, daß wenn ich im Cheder hätt' sollen ein' Brief schreiben, hab' ich als die Feder in Maul genommen und hab daran herumgekäut, wie wenn ich die Feder hätt essen wollen, warum, weil ich als nicht gewußt, wie ich den Brief anfangen soll, und wenn der Lehrer gesagt hat, ich soll mir denken, ich schreib an ein' Vetter oder an ein' Muhme, und soll das so aufschreiben, was ich mir dabei denk, so hab' ich mir als gedacht, daß ich mir gar nichts denk, und deshalb hab ich auch gar nichts aufschreiben können; jetzt aber wenn ich Dir ein' Brief schreib' ist das ganz anders, ich stell's mir vor, wie Du da stehst und den Brief „leinen" (lesen) thust, und da thue ich mein ganzes Herz vor Dir ausschütten, und die Wörter gehen grad so, als wie wenn Einer da bei mir wär und thät mir diktiren, ich brauch als gar nichts nachzudenken, was ich Dir schreiben soll; wie ich mich hersetz', hopsa, da hab' ich schon angefangen und so könnt' ich fortschreiben bis nach dem letzten Brünner Markt. Jetzt aber will ich doch schon aufhören, denn ich muß mir vor meiner Abreise noch Manches zusammenrichten. Bleib gesund, wie es wünscht Dein treuer Sohn

Ruben.

Nachschrift: Richtig, bald hätt' ich vergessen, Dir zu schreiben, wo ich jetzt hingeh'; das weiß ich aber selbst noch nicht, entweder auf Ungarn, oder hinaus in das Reich. Sobald ich werde bei einem neuen Meister eingestanden sein, dann werd' ich Dir's schon zu wissen machen. Thu Dich nur meinetwegen nicht sorgen und bleib gesund und grüß' mir Thereska und Jittele.

Dieser Brief versetzte die Mutter in tiefe Bekümmerniß. Jittele war noch trauriger, und konnte ihr keinen Trost zusprechen; es that ihr wehe, daß Ruben durch ihren Bruder eigentlich in's Unglück gestürzt worden sei. Nur Thereska behielt eine edle Fassung und vermochte die beiden andern zu trösten und ihren Muth aufzurichten. Jetzt flennt nicht, sagte sie, mit dem Flennen kommt doch nichts heraus, und ich seh' das Unglück gar nicht ein. Ich freu mich über den Brief. Aus dem Brief könnt' ihr sehen, was der Ruben für ein Mensch geworden ist, der wird sich durch die Welt schon durchbringen. Was liegt an dem Bissel Geld, was er verspielt hat. Er wird schon jetzt wieder lernen sparsam sein, und wird schon ein anderes erwerben. Die Hauptsach ist, daß er wirklich kein Lump ist, wenn ihn sein Meister auch so geheißen hat. Und Dein Bruder, wendete sie sich zu ihrer Freundin, ist auch kein Lump, er ist noch immer der alte Spaßvogel, aber doch ein ehrliches Herz. Brauchst Dir von seinetwegen keine Vorwürf' zu machen. Wirst sehen, an dem wirst einmal noch Deine Freud haben, und es wird Alles noch gut ausgeh'n.

Während Thereska so sprach und durch ihre verständige Rede zwei gebrochene Gemüther aufrichten und erheben konnte, lag nicht weit entfernt in einem andern Hause der „Gasse" ein Mädchen auf dem Angesicht, das gar sehr des tröstlichen Zuspruchs und der Erhebung bedurft hätte, und weinte bittere Thränen in quälender Reue und Gewissensangst. Statt des erlösenden Trostes aber erfuhr sie harte und strenge Vorwürfe. Der ihr sie machte, war ihr Vater, der „Zizesbeißer."

Der Bruder der Unglücklichen kam nach Hause und hörte noch die letzten Worte der Strafpredigt.

Was ist da mehr? fragte er mit Bestürzung.

Was soll da mehr sein? Gott wollte es wär' weniger. Wenn Du blind bist, nimm Dir die Augen in die Hand.

Weh geschrieen! rief der Bruder im tiefsten Mitleid, wie ist das zugegangen?

Wie es zugegangen ist, soll sie Dir sagen! antwortete der Vater spitzig.

Vater! sagte der Sohn, nachdem er einige Zeit in stummem Schmerz dagestanden hatte, komm hinein in die andere Stub', ich hab' Dir was zu sagen.

Die beiden Männer begaben sich in die anstoßende Stube, die Unglückliche ihrer Qual überlassend.

Wie versteh' ich das? fragte der Sohn.

Und was kann ich dafür, wenn Du so ein „Chamer" (Esel) bist und den Kopf mit Brettern verschlagen hast? Red' deutlich mit mir, Du weißt, ich versteh kein „Gedreh", ich bin kein Gelehrter. Aber Händ' und Füß' hab ich und das Maul auch nicht auf dem unrechten Fleck' stehn. Kann ich ihn erwischen, steh ich Dir gut dafür, ist Malkele eine Braut und macht in Kurzem Hochzeit.

Zu dem „Sechel" (Verstand) braucht man kein „Möchel" (Gehirn). Wenn ich den „Bocher" (Talmundjünger) erwischen könnt', möcht' ich ihm schon ein bissele die „Megilleh vorleinen" (eine Geschichte erzählen). Hat man nicht gemeint er „chappt" (fängt) Gott bei die Füß an, wenn man gesehen hat, wie er sich beuteln thut beim „Dawenen" (Beten) in Schul; und wie man ihn hat aufgerufen, hat er nicht den Segen gemacht, wie wenn er gewesen wär' etwas ein Allerheiligster. Ich hab' mir noch eine Ehre draus gemacht, daß er bei mir ist über den Sabbath im Quartier gewesen, paketel ein' frommen Menschen und ein' Gelehrten hat er vorgestellt als wie ja, dieweil nein Ich werd' mir's aber überlegen, änder ich einem andern werd' wieder einmal Quartier geben über Nacht.

Was hab' ich da davon, sagte der Sohn, wenn Du Dirs wirst überlegen, wirst Du's doppelt haben. Was nutzt jetzt das Ueberlegen? wenn die Kuh gestohlen ist, sperrt

man den Stall zu. Man muß ihn aber früher zusperren. Leider Gottes thust Du selber Jahr aus Jahr ein den frommen Mann spielen, und kümmerst Dich darum, was in der ganzen „Gass'" vorgeht, und gibst nicht Acht, was daheim geschieht, und nachher kommt es so heraus!

Was? schrie der „Zizesbeißer", willst Du mich gar zurecht weisen? will das Ei schon gescheiter sein, wie die Henn'? wo wärst denn Du heut' ohne mein' Verstand, laß mich hören. Du wärst ja heut' ein Soldat und möcht'st herumgehn in gedemüthigter Lage, wenn ich nicht gewesen wär. Hast Du denn schon vergessen, wie ich es angestellt hab', Cheskeln zu fangen?

Schrei nicht so, besänftigte der Sohn, und mach kein Gelärm und kein Aufsehen, daß die Leut' stehn bleiben, wenn sie vorm Fenster vorbeigehn. Was Du mit Cheskel gethan hast, hast Du gethan. Wär es nicht geschehn, wär mir lieber. Ich bin damals leider noch zu jung gewesen, wär ich älter gewesen und hätt die Sach' angesehn' wie heut, hätt ich's nicht gelitten, daß man meinetwegen einen unschuldigen Menschen als Dieb hinstellt, und wer von uns zwei Soldat geworden wär, der wär's geworden. Jetzt aber mein' ich, da man den Lumpen, der uns das Haus verschändet hat, nicht erwischen kann, weiß Gott, wo er ist, ich glaub' nicht einmal, daß er auf Palästina gereist ist, denn ich hab' damals, wie er da war, und beim Reden als die Augen verdreht hat, auch nichts von ihm gehalten, jetzt mein ich, soll man sehen was zu thun ist, daß man die Sach' geheim halt, und daß die Schande und Schmach nicht öffentlich wird.

Nu laß mich hören, was Du für ein feiner Kopf bist, wenn Du so gescheit da her reden kannst? fragte der „Zizesbeißer", laß mich hören wie Du das anstellen willst? Ha? nicht wahr, Du schweigst jetzt und bist mit Dein' narrischen Verstand fertig? Kommt doch wieder die alte

Geschichte heraus, daß es nicht geht, wenn ich nicht dabei bin, und daß ich für Euch sorgen muß? Nu, laß hören, was Du kannst!

Ich will ja mit Dir keine Wett' machen, wer von uns zwei gescheiter ist, sagte Kalman, ich weiß, Du bist gescheiter, wie solche zwanzig, wie ich bin; ich will nur sagen, daß Du sie in Ruh' lassen sollst und alles Mögliche thun, damit die Sach' nicht klar wird und unter die Leut' kommt.

Jetzt red'st Du wieder wie ein Mensch, und wie es sich gebührt, und jetzt hör' an, was Du zu thun hast.

Was? fragte der Sohn.

Vor Allem setz Dich gleich ein' Brief schreiben, und mach die Schrift so, daß man Deine Hand nicht erkennen kann.

Ein Brief? mit verstellter Hand? warum?

Das wirst Du gleich hören. Du hast nichts zu fragen, Du hast zu thun, was ich Dir sag.

An wen soll ich schreiben?

An mich. Du schreibst so, wie wenn mein Bruder in Ungarn den Brief an mich schreiben möcht, und da drin schreibst Du mir, und bittest mich, ich soll ihm, weil sein Weib krank ist, mein' Malke auf einige Monate hinunterschicken. Verstehst Du mich? den Brief nimmst Du, gesiegelt mit ein' fremden Siegel zu Dir in die Tasch, und gehst damit fort auf ein unbekannt Dorf und dort nimmst Du ein' Boten und schickst mir durch den den Brief da her. Verstehst Du mich?

Und hernach?

Arbeit nicht, 's wird schon Alles kommen, stat und stat, fahrt man in die „Khille" hinein. Du wirst sehen, daß ich an nichts vergessen hab. Sobald ich den Brief bekomm', mach ich Lärm, daß mein' Schwägerin leider so krank geworden ist, und geh zum Rabbi und laß ihr ein

„Pidjen“ (Auslösung der Person) machen, und laß in Schul Psalmen sagen.

Und fürcht'st Dich dabei vor keiner Sünde?

Willst schon wieder gescheiter sein, wie ich, Du freches Gesicht? Also verstehst Du mich, als wie fähr Du den Brief abgeschickt hast, kommst Du dann heim, gehst aber nicht den kürzesten Weg; mach lieber ein' Umweg, meinetwegen von einigen Stunden. Für's erste, damit Du auf dem Weg nicht mit Deinem Boten zusammenkommst, und für's zweite, daß er Dich auch hier nicht sieht, und Alles zusammenklappt. Ich werd' schon dafür sorgen, daß Malkele unterdeß auf kein Taglicht kommt. Dann kommst Du heim, verstehst Du, und nimmst eine Gelegenheit auf Ungarn, und machst dabei ein groß Gelärm, daß jeder in der „Gass'“ und auch im ganzen Ort davon wissen soll, daß Du mit Malkelen auf Ungarn fahrst zu mein' Bruder, weil sein Weib krank ist.

Und was soll ich mit Malkelen in Ungarn thun?

„Chamer lemasse“ (Esel zum Lasttragen). Ein' Narren soll man kein ungebaut Haus weisen. Hab' ich denn schon ausgeredt? und kannst Du denn nicht warten bis ich fertig bin? Wer hat Dir denn gesagt, daß Du in Ungarn mit ihr etwas thun sollst? Du wirst mit ihr von hier aus bei Nacht wegfahren, und fort über die „Gräniz“ auf Ungarn. Im ersten ungarischen Dorf steigt ihr ab und schickt die Gelegenheit leer zurück; dort nimmst Du Dir eine andere Gelegenheit, verstehst Du mich, und fährst mit ihr von dort aus auf Brünn.

Und in Brünn?

Das soll ich Dir auch noch sagen? soll ich Dir den Finger in Maul hinein stecken, ob Du beißen kannst?

Und wird sie wollen?

Ich werd ihr ein' Kren dazu machen mit rothen Rüben. Was heißt, ob sie wird wollen?

Ich mein' wegen dem Kind!

Hiermit waren alle Maßregeln angegeben, der Plan aufs Genaueste entworfen, und dem fügsamen Sohn blieb nichts weiter übrig, als die Befehle des Vaters pünktlich auszuführen.

Als der Bruder mit seiner Schwester in Brünn an einer gewissen Pforte Einlaß begehrte, konnte er nicht bemerken, daß von zwei eben vorbeigehenden Soldaten der Eine mit dem Ausruf: Malke! wie festgewurzelt am Boden stehen blieb, als ob er das achte Weltwunder gesehen hätte.

Cheskel befand sich in einer wunderbaren Aufregung. Wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er nun an seinem Erzfeinde eine bittere Rache erlebe; und doch fühlte er in seinem Herzen ein Etwas, das er nicht begreifen konnte, den unerklärlichen Wunsch, er möchte sich in der Person geirrt haben, es möchte eine Täuschung sein, eine überraschende Aehnlichkeit möchte die Täuschung bewirkt haben. Aber wie sollte sie das? hat er doch nicht sie allein, hat er doch ihren Bruder bei ihr gesehen! Und sollte die Natur in ihrem oft unerklärlichen Spiele die Wunderlichkeiten so häufen, gleich zwei solche Ueberraschungen neben einander stellen, wo eine allein schon merkwürdig genug wäre. Er mußte es erfahren, ob es eine bloße Augentäuschung sei, oder Wirklichkeit, was er wahrgenommen hatte, denn der Mann, der da mit hinein gegangen, so dachte der Soldat, muß doch, mag er nun sein, wer er will, wieder herauskommen. Der andere Soldat, der sich die plötzliche Veränderung des Kameraden nicht erklären konnte, blickte ihn eben so verwundert an, als dieser selbst die entschwundene Erscheinung angestaunt hatte. Die Aufforderung zum Weitergehen blieb von Cheskel unerwidert, und erst nach längerem Warten, nachdem der

Mann, welcher das Mädchen hiehergebracht, das Haus wieder verlassen hatte, zog Cheskel seinen Kameraden von dem Platze weg, indem er sagte: Merkwürdig! wer hätte das denken sollen? es ist doch Malke gewesen und keine andere!

Ist das vielleicht Deine ehmalige Geliebte? fragte der Kamerad.

Nein, antwortete Cheskel, das nicht, aber Du kannst mir glauben, es thut mir doch weh. Du kannst gar nicht begreifen, wie merkwürdig das ist. Wenn mir Einer gesagt hätt', heut wird die Sonn' vom Himmel auf die Erd runter fallen, hätt' ich's ihm eher geglaubt, als wie daß die da hinein kommt.

Der Tag, an welchem sich dies ereignete, war für Cheskel auch schon ohne die erlebte Ueberraschung bedeutungsvoll genug; er hatte kurz vorher erst seine Freiheit erlangt, nachdem er die über ihn verhängte Strafe wegen des Excesses im Wirthshause abgebüßt hatte. Heute aber war er zum „Gefreiten" avancirt. Sein Feldwebel hatte die Wirthshausgeschichte weniger grell angesehen, als man hätte vermuthen sollen, und die ihm bevorstehende Vorrückung zum „Führer" war nur verschoben, aber nicht aufgehoben. Heute war nun zum ersten Male der farbige Aufschlag seines Frackes mit jenen weißen Streifen geschmückt, welcher die Charge, die er nun bekleidete, anzeigte, und auf seinem Tschako befand sich bereits jenes schwarz-gelbe Schnürchen als Einfassung, das ihm in seiner gegenwärtigen Stellung von rechtswegen zukam. Auf dem ersten Spazierwege, den er nun als Gefreiter machte, hatte er nicht Hände genug all das Salutiren zu erwidern, mit dem er von vorübergehenden „Gemeinen" vorschriftsmäßig beehrt wurde; er war plötzlich über die ganz gemeine Alltäglichkeit um eine Stufe emporgehoben und er fing an sich selber zu fühlen. Schon dieses erhöhte Selbstgefühl versetzte ihn in

einen begreiflichen Grad lebhafter Erregung. Die ganze Welt dünkte ihm seit heute viel schöner zu sein, als sie es bisher gewesen. Die Straßen schienen ihm belebter, die Häuser und Palläste herrlicher, die Bäume blühender, die Sonne heller, der Himmel freundlicher, und die Menschen geputzter und heiterer als je; in der Lebhaftigkeit seines Gefühls übertrug er die innere Freudigkeit und den Glanz des eigenen Herzens auf alle Gegenstände der Außenwelt, alles erschien ihn im herrlichsten Schimmer, er hätte die ganze Welt umarmen mögen, so lieb war sie ihm auf einmal geworden, obwohl oder vielleicht des Contrastes halber, gerade weil — er sie kurz vorher noch mit einem Gefühl der Bitterkeit über erlittenes Unrecht betrachtet hatte. In diesem Gefühl der aufgeregten Herzensfreudigkeit sah er jenes Mädchen, dessen Anblick ihn zum Stillhalten gezwungen. Ein Strahl dieser seine Brust erfüllenden allgemeinen Menschenliebe, hatte ihn zu solcher Theilnahme an dem Schicksal des unglücklichen Mädchens bewegt, über dessen Erscheinung er sich nicht genug wundern konnte.

Im Hause des „Zizesbeißer" ging Alles wieder den gewöhnlichen Lauf. Ueber das unglückselige Ereigniß waren einige Jahre dahingeflossen; an die ehemalige plötzliche Abreise seiner Tochter, so wie an die entfernte Muhme in Ungarn, die sie während der Krankheit mit großer Liebe und Treue gepflegt haben sollte, dachte Niemand mehr; nur er, der „Zizesbeißer" selbst, rieb sich im Stillen vergnügt die Hände, wenn er überlegte, wie fein und witzig er Alles angeordnet, daß kein Mensch mit Fingern auf ihn deuten und er in der „Gasse" noch immer nach wie vor zurechtweisen dürfe. Nur Eines schien ihm Sorge zu bereiten. Ruben, der Sohn der armen Wittwe, trieb sich nach seiner Meinung schon allzulange in der Fremde herum,

denn man kann nicht wissen, sagte er sich, ob sich so ein Jung nicht unterwegs in ein schön Gesichtchen vergafft, und dann ist all' meine Weisheit umsonst gewesen, die ich auf den Jungen von seiner Kindheit an aufgewendet hab. So traf ihn denn auch der Sohn in Gedanken vertieft; er kannte diese in Falten gezogene Stirne des Vaters sehr wohl, das heißt, er wußte, daß sich in solchen Momenten hinter derselben etwas Besonderes und Wichtiges vollziehe. Deshalb wollte er sich wieder entfernen, war aber sehr überrascht, da er vom Vater zurückgehalten wurde.

Kalman setz' Dich da ein Bissel zu mir, sagte der Vater, und der Sohn kehrte um, trat näher und setzte sich zum Vater.

Malken red't man eine Parthie. Was meinst Du zu Chaim Landsdorf?

Ich mein', er ist ein guter Jung.

Gut? ja! — gut ist er!

Und ernähren thut er sich auch.

Ernähren! — All's heißt ernähren! Wie aber, wenn ich höcher hinauf will? wenn ich durchaus haben will, daß Malke mit Gottes Hilfe ihre zehntausend Gulden im Kasten soll liegen haben?

Der Sohn sah den Vater verwundert an.

Was siehst Du mich so an? Du meinst Jossef Kreßeles wird sie nicht nehmen! nicht wahr, das meinst Du? aber an den denk' ich gar nicht, ich denk' an ein' andern. Sag' mir, ich bitt' Dich, was hört man von Ruben Fradel Maierns? Hört man nichts, daß er bald heim kommen wird.

Er ist ja schon hier! sagte der Sohn.

Was? rief der „Zizesbeißer“ in freudigster Aufregung; der Sohn aber, der die Ursache dieser Aufregung nicht kannte, sagte gleichgiltig und trocken: In der Gass' erzählen sie, „Schmul Mad“ ist aus der Fremde heim gekommen.

Mit der überraschenden Mittheilung hatte es seine vollkommene Richtigkeit. Kurze Zeit bevor der „Zizesbeißer" seinem Sohne Enthüllungen von wichtiger Natur zu machen im Begriffe war, schritt derjenige, den sie am allermeisten angingen, mit pochendem Herzen von einem fernen Hügel dem Städtchen zu, und sah den Schauplatz seiner Kindheit freundlich vor sich liegen. Er lenkte, um rascher seine Sehnsucht zu befriedigen, von der Fahrstraße ab und betrat einen Fußsteg, der quer durch die zunächst an das Städtchen grenzenden Felder hinführte. Es war gerade die Erntezeit und ein geschäftiges Leben trat ihm da allenthalben entgegen. Er wußte noch den Namen eines jeden Bauers zu nennen, durch dessen Feld er eben hindurchwanderte. Jeden Strauch am Rain des Feldes grüßte er als einen alten Bekannten, die Arbeiter und Arbeiterinnen blickten nach ihm auf, und kümmerten sich nicht weiter um den fremden Handwerksburschen, der sein Ränzlein auf dem Rücken und sein Glück im Herzen seinen Weg ging. Als er durch das letzte Feld, schon ganz nahe bei den Scheuern, die vor dem Städtchen stehen, hinschritt, schauten zwei Arbeiterinnen nach ihm auf und als sie sich wieder niederbückten um Garben zu binden, sagte die ältere zu der jüngern: Aus Kindern werden Leute.

Was meinst damit? fragte Thereska.

Nun, ich mein' halt! daß der Ruben merkwürdig da her gewachsen ist.

Wie fallt Dir der jetzt ein?

Ja, wann einer vorbei geht, da kann er einem doch einfallen!

Der Ruben?

Hast ihn denn nicht erkannt? fragte die Mutter.

Thereska hatte auf diese Frage aber mehr keine Antwort gegeben, den Bund von Halmen, mit dem sie beschäftigt

war, ließ sie ungebunden und eilte dem stillen Wanderer nach, den sie nach wenig Minuten eingeholt hatte.

Bist's wirklich, Ruben?

Thereska! lautete die Jubelantwort, und entzückt lagen die beiden einander in den Armen.

Was macht Dein' Mutter und mein' Mutter? und Jittele? fragte Ruben.

Thereska ließ ihn rasch wieder los; es war, als ob etwas ihren Leib durchzuckt hätte, und unbefangen gab sie ihm nun auf alle Fragen Antwort und über Alles Auskunft und begleitete ihn bis zum Eingang in das Städtchen, da wo ehemals das Thor gestanden hatte. Hier trennte sie sich von ihm, um zu ihrer Feldarbeit zurückzukehren. Der Sohn eilte in die Arme seiner Mutter.

Während man in der „Gasse" schilderte, wie er aussehe und was für ein schöner Jung er geworden sei, erzählte Ruben zu Hause seiner Mutter, den beiden Freundinnen und dem geliebten Meister, die sich des Wiedersehens mit ihm freuten, seine weitern Lebensschicksale seit der Zeit, da er von Brünn wegwandernd, zum zweiten Mal das Handwerksburschen-Ränzel auf den Rücken genommen hatte.

Wie ich von Brünn weg bin, erzählte Ruben, hab' ich mir gedacht, jetzt stehst Du da, wie das Sprichwort sagt: Nichts hab' ich gehabt und um Alles bin ich 'kommen. Ich hab' mir's aber nicht sehr stark zu Herzen gehn lassen und bin lustig fortmarschirt. Ich hab' mir vorgenommen, mich nun ein Bissel durch die Welt durchzufechten und mir die Welt anzusehen. Ich weiß selbst nicht warum, denn ich hab's früher nicht hin und her überlegt, und hätt' können eben so gut zu jedem andern Thor hinausgehn, ich bin aber durch das Ferdinandsthor gegangen und über die Kröne fort in die Ollmützer Gass', bei der Ollmützer Linie hinaus, und so war ich auf der Straße und bin mein' Weg gegangen, ohne daß ich ihn gesucht hätt. Wie ich da

so einige Stunden in einem fort geh, treff' ich ein' andern Handwerksburschen und der sagt zu mir: das ist ein gut' Zeichen, daß wir uns da grad an der Stell' begegnen. Ich schau ihn an, wie ein Narr, weil ich nicht gewußt hab', was er damit meint, und er sagt: Siehst, da hier steht das Denkmal von Kaiser Joseph, wie er einmal da auf dem Feld geackert hat. Ich lach ihn aus, weil er mir ein' Bären aufbinden will —

War's denn ein Bärenführer? Du hast ja g'sagt, 's war ein Handwerksbursch! unterbrach Thereska den Erzähler.

Ruben lachte herzlich und erklärte, daß man in der Welt, wenn man sagen will: Einen foppen, immer sagt: Einem ein' Bären aufbinden, worüber sich Thereska nicht genug wundern konnte! aber Ruben setzte fort:

Also wie ich ihn auslach', fragt er, warum ich als lach', und ich sag ihm, ob er denn meint, daß ich gestern aus der Wieg' herausgefallen bin, weil er mir einreden will, daß der Kaiser geackert hat. Der wundert sich, daß ich mich da drüber wundern thu' und daß ich von der Sach' gar nichts weiß und erzählt mir die ganze Geschichte wie der Kaiser Joseph, sein Andenken sei gesegnet, einmal da vorbeigefahren ist auf sein' Hofkaleß' und hat gesehen wie ein Bauer ackert, da hat er wollen probiren, wie es so einem Menschen zu Muth ist, der sich im Schweiße seines Angesichtes, wie es in der heiligen Schrift steht, sein Brod verdient, und da ist er abgestiegen und hat den Bauer, der ihn gar nicht gekannt hat, gebeten, er soll ihn lassen ein bissel ackern, und da hat der Kaiser geackert, wie ein Bauer. Grad solche Augen, wie Ihr jetzt da Alle macht, hab' ich gemacht und grad so hab' ich das Maul aufgespannt, wie er mir das erzählt hat, und dabei sind mir so viel Sachen eingefallen und im Kopf rumgangen, daß ich gar nicht gewußt hab', wo mir der Kopf steht; das weiß ich noch, daß ich vor allem an Deine Mutter gedacht

hab', hiemit wendete sich der Erzähler an Thereska, wie sie mir gesagt' daß ein jedwidriger Mensch muß arbeiten und daß ich soll mein' Mutter helfen, und soll kein liederlicher Lump werden; dabei hab' ich bei mir überlegt, ob ich ihr gut gefolgt hab' und ob sie mit mir zufrieden sein könnt und daß mein Brünner Meister mich doch Lump geheißen hat, wie wenn ich nicht arbeiten thät, und da hab' ich wieder an mein' ersten Meister da gedacht, was der für ein feiner Mensch ist und wie er mir erklärt hat, daß das Brod heilig ist, und da hab' ich als gedacht, daß der Kaiser Joseph muß auch ein so feiner Mensch gewesen sein und daß er sehr gut verstanden hat, auf was die ganze Welt ruht; denn das ist mir dabei aufgegangen, daß der Bauer für die Welt noch mehr ist, wie der Bäck; denn der Bäck macht das Brod nur fertig, wenn er das Mehl schon hat. Wenn er aber kein Mehl hätt', so könnt' er zwanzig Mal den Ofen heizen, er bringt doch kein Brösele Brod heraus. Das Mehl macht der Müllner. Der Müllner aber läßt nur das Korn aufschütten und weiter geht ihn nichts an. Wenn man ihm anstatt dem Korn lauter Kieselstein' in die Mühl' hineingeben thät', möcht' ich mir gern das Mehl anseh'n, was da herauskommen sollt; die Mühl' könnt' scheint mir lang klappern, aber der Magen möcht' es auch; deshalb hab' ich eingesehen, daß eigentlich der Bauer, der ackern thut, am meisten dazu beitragt, daß wir Menschen Brod haben, denn er liefert das Getraid'. Und wie ich so nachdenk, fragt mich der Gesell, warum ich als so in Gedanken vertieft steh', und ich sag' ihm, was ich mir denk. Fangt der zu lachen an und sagt: Narr, der Du bist, was kann denn der Bauer dafür, und wenn er auch ackert; sag' ihm er soll Kieselstein' einsäen, wirst sehen, ob er dann Korn schneiden wird. Ich seh' ihn wieder an mit offenem Maul und er sagt weiter: Beim Bauer kannst nicht stehn bleiben, der Bauer kann nichts aus eigenem

Willen hervorbringen, das bringt die Erd' hervor. Lebt denn die Erd? frag' ich ihn. Nein, sagt er. So kann sie auch nichts hervorbringen aus eigenem Willen, geb' ich ihm zurück, und dann kann man bei der Erd' auch nicht stehn bleiben. Wie ich das sag', schlagt er mir auf die Achsel und sagt: So Bruder, jetzt bist auf dem rechten Weg, die Erd ist nicht das letzte, die Natur macht Alles. Wer ist die Natur? frag' ich gleich weiter. Die Natur, sagt er, das ist Alles zusamm' die Erd', der Himmel, die Sonne, der Mond, die Sterne, die Wolken, das Wasser, die Bäume, das Feuer, die Luft, kurz Alles, was der Mensch sieht und hört, Alles um uns rund um und um herum. Und woher kommt die Natur? frag ich, sagt er mir: die Natur kommt nicht her, die ist da. Wie so? frag ich, ist sie da, wer hat sie hergestellt? fangt er an zu lachen und sagt: das weiß kein Mensch, mit dem haben sich schon viele Menschen den Kopf zerbrochen und bringen's nicht heraus. Was braucht man sich da viel den Kopf zu zerbrechen, sag' ich wieder, das weiß bei uns zu Haus jedes Kind. Das Alles was Du hergerechnet hast, das Alles hat Gott gemacht. Und wer hat Gott gemacht? fragt er mich und schaut mich fest an, wenn Du willst bei Gott stehn bleiben, kanst Du auch beim Bäckermeister stehn bleiben. Ich steh' noch alleweil verblüfft, und kann ihm da drauf keine Antwort geben, weil ich ja nicht weiß, wer Gott gemacht hat, und wie er das sieht, fangt er wieder an zu lachen und fragt mich, von wannen ich bin, und wie ich's ihm sag', und er den Namen hört, fangt er auf einmal an jüdisch mit mir zu reden, und sagt: das ist ein fein „Khilele" (Gemeindchen), ich kenn's gut, ich hab' dort eine „Königin" erobert. Jetzt mein' ich, daß er wahnsinnig ist, und er bemerkt das und sagt weiter: Es ist nicht jeder das, für was man ihn hält. Du hälst mich für ein' Handwerksbursch', und bei Euch daheim hat man mich für einen „Chossid" (Frommen)

gehalten, und damit ist er fort gegangen und hat mich stehen lassen.

Die Zuhörer staunten über diese merkwürdige Begegnung und über die romantische Gestalt des wunderlichen Unbekannten.

Ruben fuhr fort in der Erzählung seiner Erlebnisse. Er schilderte nun die Städte, die er gesehen, manche Menschen, die er kennen gelernt, und wie er von Stadt zu Stadt wandernd beinahe durch ganz Deutschland gekommen sei, weil er sich vorgenommen hatte die Welt zu sehen, bevor er wieder bei einem Meister einstehe, und wie er sich auf seiner Wanderung überall bald gut bald schlecht durchgebracht, und wie es ihm gelungen sei endlich in Prag einen guten Meister zu finden, wo er wieder zu sparen angefangen habe. Mit dem Geld, sagte er, bin ich jetzt schon gescheiter umgangen, denn warum, wie das Sprichwort sagt: Das gebrannte Kind fürcht't das Feuer, so hab' ich mich vor jeder Lottrie in Acht genommen, daß ich nicht wieder dastehn soll mit leerer Hand. Und wie ich, Gott sei Dank, ein paar hundert Gulden beisammen gehabt hab', ist mir eingefallen, jetzt heim zu kommen und nun selber mein Bäckengeschäft aufzumachen. Die Welt hab' ich gesehen, jetzt will ich wieder daheim sein. Fremde Menschen hab' ich genug kennen gelernt, jetzt will ich bei mein' Mutter-Leben bleiben, und Geld hab' ich auch, und brauch' mir Gottlob von Keinem etwas gefallen zu lassen, und so hab' ich mir mein' sieben Sachen zusamm'gepackt und hab' mein' Meister Adje gesagt, und bin schnurstracks heim gangen, und da bin ich.

Am Hause von Ruben Fradels wurde über der Thür ein Schild befestigt, auf welchem in großen Buchstaben sein Name mit der Bezeichnung: bürgerlicher Bäckermeister, zu lesen war, eben so wurden zu beiden Seiten der Thüre

zwei schön bemalte Tafeln angebracht, auf denen allerlei Gebäck, Brod und Kipfel in Körben abgebildet war, und die Kinder standen mit glotzenden Augen da, als sie solches gewahrten. Nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, daß der Brodneid einem Ankömmling allerlei Zunfthindernisse und Schwierigkeiten bereitet, gab sich im Gegentheile der ehemalige Lehrherr alle Mühe seinem Schützling in kurzer Zeit zum Meisterrecht zu verhelfen. In der „Gasse" lobte man allenthalben Rubens Gebäck und behauptete, solch ein schönes „Gebachts" kann gar kein anderer zusammenbringen, wie „Schmul Mad", worauf sich denn von einigen die Erklärung vernehmen ließ, daß dies gar kein Wunder sei, dafür sei er eben von seiner Kindheit an ein „Schmul Mad" gewesen.

Es fehlte auch nicht, daß man ihm bald passende Parthien antrug, aber der „Schadchen" (Ehevermittler) ging das eine wie das andere Mal unverrichteter Sache von ihm weg.

Während die Leute sich bestrebten, für Ruben eine passende Parthie ausfindig zu machen und halb scherzend, halb ernstlich die heirathsfähigen Mädchen der Gasse Revue passiren ließen, quälte dieser sich ab, den Ausweg aus einem ihm unentwirrbaren Labyrinthe zu finden.

In dieses Labyrinth war er durch sein Verhältniß zu den beiden Mädchen verstrickt, die seit der frühesten Kindheit auf ihn den größten Einfluß geübt hatten. Die beiden Mädchen traten dem wiederkehrenden Manne als wohlgebildete Jungfrauen entgegen und er war von der Gestalt der einen nicht minder getroffen, wie von der Schönheit der andern. Doch währte dies Oscilliren zwischen beiden nicht lange; sobald die Zeit des ersten Wiedersehens vorbei war, entwickelte sich seine Neigung zu Jittele mit viel intensiverer Kraft zu einem heftigen Liebesfeuer, während sich sein Gefühl für Thereska zu einer ruhigen freundschaft-

lichen Wärme abdämpfte. Das Benehmen der beiden Mädchen aber gegen den gemeinschaftlichen Freund versetzte diesen in tiefe Traurigkeit. Thereska benahm sich gegen ihn mit der Naivetät und Offenheit eines unbefangenen, arglosen Gemüths. Gerade darum, weil sie in ihm den Freund und nichts anderes als diesen sah, konnte sie in ihrem Umgange mit ihm jene Rückhaltslosigkeit zeigen, welche so wohlthuend auf ein liebebedürftiges Gemüth einwirkt. Diese einfache, schlichte Ehrlichkeit ihres Benehmens erzeugte aber in ihm eine Täuschung über das wahre Wesen ihres Gefühls und ihrer Neigung für ihn. In ganz entgegengesetzter Weise war das Verhalten des andern Mädchens. Jittele liebte ihn; beim ersten Wiedersehen zitterte ihre Hand in der seinigen, was er aber vor Aufregung kaum bemerkte. Liegt es schon in der Mädchennatur im Allgemeinen ein tiefes Gefühl für einen Mann nicht gerne verrathen und preisgegeben zu sehen, so war dies bei Jittele desto mehr der Fall, da sie sich auf die Erreichung ihres Herzenswunsches durch die veränderten Zustände kaum eine Hoffnung machen durfte. Von einem nur einigermaßen günstiger gestellten Standpunkte aus war wohl in ihren Verhältnissen keine Kluft, ja nicht einmal ein Unterschied. Kressele „Kezinetin" (eine reiche Frau), welche der festen Ueberzeugung lebte, daß das Besitzen erst bei zwanzigtausend Gulden beginne, hätte vor Verwunderung die Hände in einander geschlagen, wenn sie erfahren hätte, daß Jittele sich dem neugebackenen Bäckermeister nicht genug ebenbürtig fühle. Innerhalb dieser Sphäre aber bestehen der eingebildete Unterschied von Stand und Rang und alle die daran hängenden Vorurtheile nicht minder, wie in den sogenannten höheren Gesellschaftskreisen. Jittele's Urtheil in Bezug auf Ruben war falsch. Wäre sie ihm mit der Offenheit und Unbefangenheit entgegengetreten wie Thereska, er hätte sie liebevoll an sein Herz gedrückt; sie fürchtete das Gegentheil

und so entstand in ihrem Verkehr mit ihm ein Zwang, eine Art Verschlossenheit, die niemals ganz das sagt, was sie meint, die mehr errathen sein will, als sie sich ausspricht, aber selten ihr Ziel erreicht. Ruben nahm ihre Art mit ihm umzugehen, für Kälte, besonders wenn er sie mit der Thereskas verglich. Während er von dieser sich geliebt glaubte, fand er bei der andern nur eine das gewöhnliche Maß nicht viel übersteigende freundschaftliche Theilnahme. Widerstreitende Empfindungen tobten in ihm und wogten auf und nieder. Bald bereute er es, nach Hause gekehrt zu sein; wäre er in der Fremde geblieben, meinte er, so hätte er sich all' die Leiden erspart; dagegen hielt er sich wieder vor, wie er ja den ganzen Weg in die Fremde nur gemacht habe, um einst zu seiner Mutter zurückzukehren und ihr beizustehn. Er schalt sich, daß ihn die Liebe so eigennützig gemacht, sein Interesse an dem geliebten Gegenstande über seine Liebe zur Mutter gesetzt zu haben, und kaum hatte er einen solchen Gedanken ausgedacht, wurde er von der Heftigkeit der Leidenschaft wieder übermannt und alle vernünftigen Gedanken waren wieder davon geflogen und überließen ihn seiner Pein. In diesem Zustande traf ihn denn nun wieder der Ehestifter, welcher diesmal von Scholem „Zizesbeißer" und dessen Tochter Malke vieles zu erzählen wußte.

Es war dieser Antrag von Seite des „Schadchens" kein bloßer Einfall, kein sogenannter „Aufthuer", der Ehevermittler handelte im Auftrage und konnte die Sache, wenn er gewollt hätte, mit großer Bestimmtheit vertreten; allein er müßte sein Geschäft schlecht verstanden und stümperhaft betrieben haben, wenn er mit der vollen Sprache herausgerückt und mit der Thüre ins Haus gefallen wäre. Der Ehevermittler suchte im Gegentheil die Sache so darzustellen, daß er an der Einwilligung des „Zizesbeißer" von vornherein zweifeln müsse, daß er sich aber, wenn Ru-

ben auf seinen Antrag eingehe, alle mögliche Mühe geben wolle, um den „Zizesbeißer“ seinem Antrage günstig zu stimmen.

Ehe der „Zizesbeißer“ aber sich entschlossen, dieses Manöver bei Ruben durch einen Abgesandten ausführen zu lassen, berief er noch seinen Sohn, dem er einige Enthüllungen zu machen im Begriffe war.

Vater und Sohn saßen nebeneinander; es herrschte eine feierliche Stille, ehe der erstere zu reden begann.

Kannst Du Dich noch auf Reb Oser Sankt-Jörgen besinnen? fragte der Vater endlich das feierliche Schweigen brechend.

Sehr schwach, gab der Sohn zur Antwort.

Setz Dich etwas näher zu mir Kallmann, gebot der Vater, ich bin alt und will noch erleben Malken unter die „Chuppe“ (Trauhimmel) zu führen; drum gib Achtung auf das, was ich Dir jetzt sagen werd'.

Der Sohn rückte gespannt etwas näher und der Vater begann folgendermaßen:

Reb Oser, Friede mit ihm, ist ein feiner Jüd gewesen, nur ein' Fehler hat er gehabt, er soll mir's vergeben, ein großer „Gaiwenik“ (stolz) ist er gewesen. Ein Vermögen hat er gehabt, sollst Du's und ich mein Eigenes haben. Ein Gewölb mit Waare ist da gestanden, auf'n Jahrmarkt find'st Du keine schönere und bessere, und seine Weinkellern und sein Silber und Gold und Roß und Wagen und baar Geld, kurz was soll ich Dir da viel sagen, denk Dir drei Kressele Kezinntins zusammen, bist Du auch noch nicht fertig. Wenn es aber vom Himmel ist, daß ein Mensch soll Herzleid haben, so nutzt einem der ganze Reichthum nichts. Leider hat er sich mit seinen Kindern viel ausgestanden und hat viel Schmerz gehabt, bis er gar gestorben ist. Zwei Kinder hat er gehabt, Jochene und Maier. Jochene ist all' sein Lebetag ein Gassenjung gewesen und hat all's

Bös' angestellt, Maier war ein still und fromm Kind. Reb Oser aber hat es nicht hören können, wenn man ihm auf dem ältern etwas gesagt hat, er hat sich alleweil getröst, und hat gesagt, den Jochene versteht Ihr nicht, er ist ein ganz fein Kind; er hat ihn lieber gehabt, wie Maiern. Jochene hat das gemerkt, und wenn ein Kind weiß, daß es sich viel herausnehmen darf, weiter „poter" aus (Punktum), dann ist man schon fertig. Ich hab' ihm's mehr wie einmal gesagt. Reb Oser, hab' ich gesagt, Du stehst Dir mit dem Jungen im Licht, verstehst Du, der Jung treibt keine grade Streich, aber wie gesagt, in der Sach' war nichts mit ihm zu reden und man hat ihn nur damit zornig gemacht; so hab' ich mir am End' gedacht, wenn du's so willst, meinetwegen, und hab' die Sach' laufen lassen. Einmal, ich hab' mit Reb Osern etwas zu reden gehabt, geh' ich hin zu ihm, und wie ich hineinkomm in die Stub', steht mein lieber Jochene über'n Geldkasten und stopft sich die Taschen voll. Was treibst Du da, Du Scheusal? ruf ich ihn an; er aber, kaum hat er mich erblickt, hopsa, ist er mit einem Satz zum Fenster draußen. Ich will ihm nach und will ein Gelärm machen, aber versteht sich, nicht durch das Fenster, sondern durch die Thür; wie ich nun bei der Thür hinaus will, kommt Reb Oser grad herein. Geschwind! sag' ich zu ihm, lauf was Du kannst, Dein „Bennak" (Sohn) ist Dir da über'n Geldkasten gewesen! Wer weiß, wie viel er Dir herausgenommen hat! Geschwind, daß wir ihn noch erwischen, so lang er das Geld bei sich hat! — Scholem! sagt er da drauf zu mir und sieht mich an von oben bis herunter, arbeit' nicht, was machst Du für ein Gelärm? was ist? paketel! und wenn sich das Jüngel ein paar Groschen genommen hat! von deswegen ist er ja noch kein Dieb, es bleibt ja in der Familie. — Und warum, frag ich, ist er, wie er mich erblickt hat, zum Fenster hinaus? — Sicher hast Du ihn abgeschreckt! sagte Reb Oser, jetzt

aber mach kein Gelärm und kein Aufsehen, ich will das nicht, solche Gassenjungereien darf man gar nicht bemerken, wenn er größer wird, hört das Alles von selbst auf. Was hätt' ich ihm da drauf noch sagen sollen? Wenn es ihm so recht ist, hab' ich mir gedacht, kann es mir auch recht sein. Wenn es dich nicht brennt, brauchst du nicht zu löschen. Thuts dem Hund Ehre an, bellt er noch! deshalb hab' ich geschwiegen und ich hab' dann mit ihm geredt von mein' Geschäft, von deswegen ich zu ihm hingegangen bin, und wir haben das abgemacht ganz stat und ruhig, wie wenn Dir gar nichts vorgefallen wär'. Wie es aber Nacht geworden ist und Jochene ist nicht heim gekommen, da muß ihm, verstehst Du, ein Licht aufgegangen sein, und er schickt zu mir, ich soll verzeihen und ein bissel zu ihm hinüber kommen. — Bruder-Leben! sagt er zu mir, wie ich eintret, und sieht aus blaß wie Kreiden, Bruder-Leben! Jochene ist nicht daheim! — Nu, sag ich, er wird sich nicht verlaufen! er ist ja kein Kind mehr! und wenn ihn heut Einer stiehlt, bringt er Dir ihn sicher morgen zurück! — Reb Scholem, sagt er, ich bin gar nicht „spaßedig" aufgelegt, Du kannst mir glauben, ich bin sehr besorgt! — Ich such' ihm seine Sorgen auszureden und bleib bei ihm, und vertreib ihm die Zeit mit allerhand Anekdoten, aber er hat kaum zugehört, und wie sich etwas gerührt hat auf der Gass', ist er alleweil gleich aufgesprungen und hat zum Fenster hinausgesehen, und hat alleweil gemeint, Jochene kommt. Wer aber nicht gekommen ist, das war Jochene. Ich werd' an die Nacht mein Leben nicht vergessen. Kurz, was soll ich Dir da viel sagen, Jochene ist am andern Tag auch nicht gekommen, und am andern Tag wieder nicht, fort war er, verschwunden. Man hat gesucht und gesucht, man hat ihn ausgetrommelt auf'n Markt, man hat den Teich abgelassen, man hat Boten herumgeschickt auf alle

Dörfer in der Gegend, Keller und Boden hat man fast umgekehrt — Jochene war nicht zu finden.

Und was hat die Mutter da dazu gesagt? fragte Kallmann.

Ja, fuhr der Erzähler fort, wenn Sarah noch gelebt hätt', wär' das sicher anders gewesen; das war ja aber das Unglück, daß die Kinder ohne Mutter aufgewachsen sind, und Oser nicht verstanden hat, wie man Kinder erziehen und halten muß. Wär' es denn, wenn Sarah gelebt hätt', mit Maiern so weit gekommen? das wär' auch ganz anders gewesen! Aber durch unsere großen Sünden — — also, wo bin ich steh'n geblieben? bei Jochene! ja, ich weiß schon, also Jochene war fort, und kein Mensch hat von ihm etwas zu sagen gewußt. Und was hätt' mein lieber Reb Oser thun sollen? Thränen hat er genug vergossen, Gott gebe, ich möcht' die Tausend haben, aber was hat es genützt? nichts. Jochene ist von deswegen doch nicht zurückgekommen. Der alte Rabbi, sein Andenken sei zum Segen, hat ihn getröst't, und hat ihm gesagt, er soll sich aufrichten an dem Erzvater Jakob, der auch seinen Joseph verloren hat, und der ist dann ein König geworden, — er soll nicht verzweifeln, Jochene kann auch noch groß werden und Glück über ihn bringen. — So sind die Jahr vergangen, unterdessen ist Maier, der jüngere Sohn, ein schöner Jung geworden und Fradel drüben, der sieht man es jetzt auch nicht mehr an, die war Dir damals ein Madele, ein Bild, etwas Merkwürdiges, sag' ich Dir, und wie die Jungen und Mädchen heutzutage sind, so sind sie zu jenen Zeiten auch gewesen; alle Sabbath-Nachmittag ist man spazieren gegangen hinaus in Wald und dort hat man gesungen und getanzt, was brauch' ich Dir das Alles zu sagen, Du kennst ja die Geschichten, kurz Maier Oserns und Fradel haben sich gern gehabt und in der „Gass" hat man davon geredt, daß er sie nehmen will. — Nu, hätt'st Du sollen Osern

springen sehen, wie dem das zu Ohren gekommen ist. Ich hab' gemeint, er kriegt eine bittere Krankheit. Warum — Fradele, verstehst Du, wär' zufrieden gewesen, wenn sie Anschel Klesmer genommen hätt', sie hat nicht im Vermögen gehabt, was unter den Nagel von mein' Finger da heruntergeht, und da hab' ich gesehen, was Reb Oser für ein „Gaiwenik“ (Stolzer) ist! Paketel hat sich mit ihm gethan! das kannst Du Dir gar nicht denken. Kurz er hat sich dagegen gespreizt mit Händ' und Füß'; aber — es hat nichts genutzt. Maier ist bei sein' Red' geblieben, er muß Fradele kriegen und eine andere nimmt er nicht. Oser hats mit ihm versucht im Guten wie im Bösen. Er hat ihm vorgestellt, was er mit Jochene schon für ein Unglück gehabt hat, und soll jetzt noch mehr Unglück mit dem zweiten Sohn haben, der jetzt sein einziger ist, und der will Schande und Schmach über sein Haus bringen und will eine „Schnorrerin“ nehmen. Er hat ihn gebeten und hat geweint, dann hat er ihm wieder die Jahr verscholten und hat ihm gesagt, wenn er die „Schnorrerin“ nimmt, so soll er auch sehen, wie er mit ihr leben wird, denn von ihm wird er kein' Kreuzer kriegen. Aber Maier ist zu alle dem da gestanden wie eine Mauer. Red' da in die Wand hinein, red' hinein wie in ein' nassen Frosch. Man hat ihm sagen können, was man hat gewollt, es hat Alles nichts genutzt, er ist, wie ein Tückeschkopf bei sein' Red' stehn geblieben, ein' andere, wie Fradele nimmt er nicht, und wenn er die nicht kriegt, so wird man schon sehen, was er thun wird. — Ich kann Dir sagen, in mein' Leben hätt' ich nicht geglaubt, daß in dem Maiern ein solcher Tückeschkopf steckt. Man hat ihn all' sein Lebtag für ein gut und fromm Kind gehalten, und er ist auch allezeit ein stiller Mensch gewesen und auf einmal ist er da gestanden, fest, nicht von der Stell' zu rühren und nicht vom Fleck zu bringen. Der alte Rabbi, sein Andenken sei zum Segen, der alleweil gleich etwas bei

der Hand gehabt hat, ist wieder gekommen Reb Oser zu begütigen und hat ihm vorgehalten, wie er jetzt erst recht mit dem Erzvater Jakob zu vergleichen ist; denn auch dieser Fromme hat nicht nur Josef verloren, er hat auch Benjamin müssen freiwillig fortgeben und hat viel Leid erduldet und dann ist Alles zum Guten ausgegangen; so soll er sich auch nicht darüber betrüben, daß Gott ihm ein Unglück zufügt; denn der Mensch kann niemals voraus wissen, was ein Glück ist und was ein Unglück, und oft halt er etwas für schlecht, derweil ist es gut, und so kann das hier auch noch zum Guten ausgehen und wenn Fradel auch ein arm' Madel ist, das macht nichts, das Geld ist nicht Alles, sie ist doch brav und gut und es kann noch von ihr manches Gute herkommen, und er kann noch von seinen Enkelkindern, die sie zur Welt bringen wird, große Freud' erleben und kann an diesen eine große „Sz'chie" (freudiges Erlebniß) haben. Und mehr dergleichen, was ein Rabbi, der so ein feiner Gelehrter ist, wie der ist gewesen, Alles weiß, hat er da hergesagt, aber — es hat Alles nichts genützt; Oser ist steinhart geblieben und ist darauf bestanden, wenn Maier Fradele nimmt, bekommt er von ihm kein' Kreuzer Geld und er halt ihn gar nicht mehr für sein' Sohn. — Und so ist es auch gewesen. Oser hat als gemeint, verstehst Du, wenn er so fest auftreten wird, so wird sich Maier doch schrecken und wird auf andere Gedanken kommen; aber wie er gesehen hat, daß bei Maiern alles Reden umsonst ist, und daß Maier Ernst macht, hat er geschwiegen und hat weiter über die Sach kein Wort gered't. Maier hat mit Fradel Hochzeit gemacht; wer mir Bös' gönnt, soll so eine Hochzeit haben, wo das Kind da allein ist, und der Vater nicht dabei. Oser hat gethan, wie wenn ihn die ganze Hochzeit gar nichts angehen möcht'. Er ist gar weggefahren über Feld, daß er nicht einmal in der Gass' zu sein braucht, um das beständige Gelauf nicht vor sich zu sehen, was doch

immer bei einer Hochzeit in der Gass' ist. Aber von der Stund' an, hat er angefangen zu kränkeln. Der eine Sohn ist ihm vor vielen Jahren davongelaufen und kein Mensch weiß: wohin, und der andere hat seinem Stolz so einen Streich gespielt. Das hat er nicht überleben gekonnt. Er ist da gestanden ganz allein, ganz vereinsamt, hat sich von der Welt angefangen zurückzuziehen, hat von nichts etwas wissen gewollt, und hat sich immer mehr und mehr verbittert, so daß er gefühlt hat, er wirds nicht lang mehr aushalten. Er hat sich das Herz abgegessen; er hat zwar gedoktert, aber die Medizin hat nichts genutzt, denn das Uebel war ein ganz anderes, als ein solches, für das man in der Apotheke Medizin einkaufen kann. Von Maiern hat er durchaus nichts wissen gewollt und von Fradel, kannst Du Dir denken! noch weniger; man hat ihm den Namen gar nicht melden gedurft, sonst ist er gleich grün und gel (gelb) geworden. — Ein' Tag schickt er zu mir, ich soll verzeihen und soll zu ihm kommen und wie ich hinkomm, ist auch der Rabbi da, und da sagt er zu uns, er will uns sein Herz ausschütten und will sein Testament machen. Und da hat er geweint, daß sich hätt' ein Stein über ihn erbarmen können und hat Reue gehabt, daß er auf Jochenen in der Kindheit nicht besser Acht gegeben hat. An ihm, sagt er, hab' ich eine Sünde begangen, und wenn er noch lebt, so will ich, was in meiner Macht steht, noch gut machen. Der Rabbi merkt, daß er an den andern Sohn ganz vergessen will und ermahnt ihn daran, und sagt ihm: In der Thora steht: Du sollst Dich nicht rächen und er soll doch bedenken, — und Blut ist kein Wasser und dergleichen, er aber bleibt unbeweglich, da sagt ihm der Rabbi, wenn er schon gegen Maiern seinen Haß nicht besiegen kann, so soll er doch an die Leibesfrucht denken, die aus der Ehe hervorgehen wird, denn Fradel befindet sich in gesegneten Umständen. Das hat auf ihn ein bischen eingewirkt, und das Testament ist

darnach ausgefallen. Das meiste Geld hat er auf Stiftungen in der Gemeinde vermacht; alle Vereine sind reichlich von ihm bedacht und zum Schlusse sind für den abwesenden Sohn Jochene zehntausend Gulden festgesetzt. Dabei steht die Bedingung: Sollte er aber gestorben sein, und der Beweis seines Todes aufgebracht werden, so soll das beiliegende versiegelte Kodizill eröffnet werden, welches die Bestimmung enthält, wie über die zehntausend Gulden weiters zu verfügen sein wird. — Was das für eine Bestimmung ist, verstehst Du, das kannst Du Dir, wenn Du Verstand hast, denken; genug, ich sag' Dir, da der alte Rabbi, sein Andenken sei zum Segen, schon lang gestorben ist, so lebt auf dieser ganzen Welt kein Mensch außer mir, welcher weiß, was in dem versiegelten Kodizill für ein Geheimniß enthalten ist. — Maier selbst ist in dem Testament richtig leer ausgegangen und wie nach Oserns Tod die Sach' klar geworden ist, hat sich Maier auch angefangen das Herz abzuessen. Theilweise hat er sich Vorwürfe gemacht, daß er den Vater in die Grub gebracht hat, theilweis' hat es ihn wieder verdrossen, daß der Vater so hart gegen ihn gewesen ist und so schlecht an ihm gehandelt hat, kurz, was soll ich Dir da viel sagen, Maier hat sich das Herz abgegessen, und bald darauf ist Fradel eine Wittwe gewesen, kurze Zeit nachdem sie mit Ruben niedergekommen war. Nun mußt Du wissen, ist vor einigen Jahren ein „Schnorrer" hier gewesen, der hat bei mir am Sabbath eine „Plett" gegessen. Es war ein ausgedienter jüdischer Soldat, der viel in der Welt herumgekommen ist, und ich hab' mir, weil er viel gesehen und gehört hat, von ihm mehrere Geschichten erzählen lassen. Er hat mich angeplauscht genug. Unter anderem aber erzählt er mir auch, doch ganz absichtslos, ohne dabei an etwas besonderes zu denken, und ohne daß er hat wissen können, wie viel mir an der Sach' gelegen ist, eine Geschichte von einem jüdischen Hauptmann, bei dem er selber

Schreiber gewesen ist, wie der Hauptmann, von dem man gemeint hat, er ist ein Christ, in Ankona in Italien ist umgekommen, und wie der Hauptmann auf dem Todtenbett sich hat nach dem Rabbi schicken lassen und hat angegeben, daß er ein Jud ist und daß er will auf dem „Guten Ort“ begraben werden. Ich frag' ihn wie der Hauptmann geheißen hat, und er sagt, man hat ihn alleweil nur den Hauptmann Johann geheißen. Der Name „Johann“ macht mich aufmerksam und ich hab' ihn noch über einige andere Umstände ausgefragt und so hab' ich erfahren, wie der Rabbi heißt, den er sich hat vor seinem Tod kommen lassen, und daß er diesem Rabbi jüdische Schriften übergeben hat. Wahrscheinlich, hat mir der Schnorrer gesagt, ist in diesen Schriften über die Abstammung des Hauptmanns und über seine Lebensschicksale Aufschluß gegeben worden, denn ich habe als Schreiber, der alle seine Sachen gearbeitet hat, niemals diese Schriften zu Gesicht bekommen, und hab' ihn oft genug selber schreiben gesehn. — Nun kannst Du Dir leicht denken, daß ich gewußt hab', was zu thun ist. Ich hab' mich an den Rabbi gewendet, um Aufschluß über die Sache zu erhalten; es hat lang gedauert, bevor ich eine Antwort bekommen hab', endlich aber hab' ich ein' dicken Brief bekommen mit beglaubigten Abschriften von den Dokumenten, die der Hauptmann Johann dort niedergelegt hat. Und was soll ich Dir da sagen, der Hauptmann Johann ist kein anderer gewesen, als wie Jochene Reb Oserns, ich hab' es Schwarz auf Weiß. Diese Schriftstücke dienen mir aber gegenwärtig als ein Instrument, mit welchem ich das Glück von Malke zu gründen gesonnen bin; denn damit Du alles wissen sollst: In dem Kodizill steht, da die Eröffnung dieses Kodizilles erst stattfindet, wenn Punkt 26 des Testamentes erfüllt ist, das heißt, wenn nachgewiesen ist, daß mein Sohn Jochanan gestorben ist, so verordne ich hiermit unbedingt, daß die nachgeborene

Leibesfrucht aus der Ehe von meinem Sohne Maier mit Fradel, gleichviel welchen Geschlechtes dieselbe auch sein sollte, dem verstorbenen Jochanan in dem Erbschaftsanspruche auf die besagten zehntausend Gulden zu folgen habe. Verstehst Du mich jetzt? fragte der „Zizesbeißer", und blickte den Sohn bedeutsam an.

Der Sohn konnte sich vor Verwunderung über die ihm gemachten Enthüllungen kaum fassen. Du wirst jetzt auch verstehn, fuhr der Zizesbeißer fort, warum ich auf den Ruben Fradels von seiner Kindheit an ein ganz besonderes Aug gehabt hab', und warum ich mir beständig auf ihn so Obacht gegeben hab', daß er nicht ausarten thut. Du wirst jetzt Dir das Alles erklären können, warum ich als zu Fradeln gegangen bin und sie gefragt hab', was ihr Sohn macht in der Fremd und warum ich erst in der letzten Neu ihr zugered't hab', sie soll ihm schreiben, er mög' schon einmal von der Fremd heim kommen; denn der Jung, verstehst Du, ist jetzt kein Kind mehr und Malke ist auch keins. Aber jetzt hör mich noch an, was ich Dir da werd' sagen: Auf dem Geheimniß, was ich besitz, ruht das Glück von Deiner Schwester. Ich hab' es lange Zeit mit mir allein herumgetragen; ich hab' jetzt an Dir einen Mitwisser. Mehr red' ich nicht, denn ich halt Dich für so klug, daß Du Dich, Gott behüt, nicht durch ein unbedächtig Wort irgendwie verrathen wirst. Du weißt jetzt, wer Ruben ist, und was auf ihn wartet, so wie ich das Maul aufthu; jetzt werden wir sehen, was der „Schadchen" für Neuigkeiten bringen wird.

In einem dunklen Kämmerlein in der „Gasse" saß ein Mädchen einsam und weinte still. Vater und Mutter waren todt, der Bruder Soldat und in der Ferne, und der Geliebte ihrer Seele verstand sie nicht. Das Weinen that

ihr wunderbar wohl; sie fühlte sich erleichtert, wie lange nicht. Die Sonne war niedergegangen und hatte einen letzten Abschiedsgruß in das dunkle Kämmerlein gesendet, ein vergoldeter Strahl hatte ihn dahingetragen. Die Dämmerung war hereingebrochen, da öffnete sich die Thüre, ein Soldat in Corporalsuniform, eine männlich-stolze Gestalt, stand plötzlich vor ihr, wie aus dem Boden herausgewachsen. Ein Schrei der Ueberraschung und Bruder und Schwester lagen einander hoch entzückt in den Armen.

Warum weinst Du, Jittel-Leben? fragte der Soldat, indem er den Kopf des Mädchens sanft zu sich emporhob.

Vor Freude! antwortete die Schwester mit verstelltem Lächeln.

Du hast aber ausgeweinte Augen, wendete der Bruder ein, Du siehst aus, wie wenn Du schon früher geweint hättest, ehe ich 'kommen bin.

Das Mädchen schwieg. Der Bruder verfolgte die Sache nicht weiter; er sprach von anderen Dingen.

Was macht Ruben? fragte er.

Man sagt in der „Gass'", er soll ein Bräutigam werden.

Ruben? mit wem?

Mit Malke Scholemens!

Mit Malke Scholemens? nein, das nicht! rief der Soldat wie außer sich, riß sich los aus der Umarmung der Schwester und stürzte ohne jede weitere Erklärung fort.

Sein Weg war direct zum „Zizesbeißer".

Dieser wartete ungeduldig auf die Antwort, die der „Schadchen" bringen werde und machte große Augen statt des Ehevermittlers einen Soldaten eintreten zu sehen.

Friede mit Euch, Cheskel! sagte der „Zizesbeißer", er hatte ihn trotz der Länge der Jahre erkannt.

Der Soldat antwortete: Kein Friede, spricht Gott, mit den Bösewichtern!

Bist Du beim Militär gar ein Gelehrter geworden? fragte der „Zizesbeißer" ironisch.

Laßt mich geworden sein, was ich will. Ich komm Euch etwas zu fragen, und da drauf verlang ich Antwort von Euch. Ist es wahr, daß Malke mit Ruben Fradels soll eine Braut werden?

Was geht das Dich an? fragte der „Zizesbeißer", und wenn es justement wahr wär?

Und wenn es justement wahr wär, sagte der Soldat, so sag ich drauf justement: Nein!

Der Zizesbeißer sah ihn erstaunt an, und wußte nicht, was er von ihm halten solle. Er begriff nicht, woher der Soldat die Keckheit genommen habe, ihm gegenüber eine solche Sprache zu führen, dieser aber wiederholte: Ich sag Nein! ich leid's durchaus nicht!

Jetzt rührte sich dem „Zizesbeißer" die Galle. Was für ein Leid auf Dir? begann er, bist Du just und „sinnedig" oder verrückt! Was heißt, Du sagst: Nein? was heißt, Du leidst nicht? hast denn Du da etwas zu befehlen?

Zu befehlen hab' ich Euch nichts, sagte der Soldat ruhig, aber ruft mir Malke herein, das heißt, wenn sie schon von Brünn zurück ist, vielleicht wird sie mich besser verstehn, als Ihr mich versteht.

Dieses Wort machte auf den Zizesbeißer einen Eindruck, wie wenn ein Blitz vom Himmel über seinem Haupte niedergefahren wäre. Er sank auf den Stuhl zurück, von dem er sich in der Aufwallung des Zorns früher erhoben hatte.

Der Soldat war mit dem Resultate seines Manövers vorläufig zufrieden und wollte sich entfernen; der „Zizesbeißer" aber hatte sich wieder ermannt. Ich kann den Menschen nicht so fortgehen lassen, ich muß ihm das Maul stopfen! dachte er bei sich und hielt den Soldaten zurück.

Bleib Cheskel! sagte er bewegt. Laß mich hören, Cheskel, was Du thun willst? willst Du mein' Malkele ins Unglück stoßen? willst Du hingehn auf die Gasse und sagen, was Du weißt. Willst Du Dir eine Pauk' anhängen und die Schande meines Hauses auspauken? was hat Dir Malke denn gethan?

Malke hat mir nichts gethan, entgegnete der Soldat, aber ich bin Rubens Freund!

Nun, sagte der „Zizesbeißer" mit schwerem Herzen, wenn Du durchaus willst, daß Ruben sie nicht nehmen soll, auch gut, wird sie keine Braut mit ihm werden, aber Du versprichst mir, daß Du schweigst.

Das ist mir noch nicht genug!

Was willst Du denn noch haben?

Wir zwei haben noch eine andere Sach' mit einander abzumachen; von lang her.

Kannst Du's vielleicht nicht vergessen, daß ich Dich hab' zum Militär gebracht?

Das ist es nicht, sagte der Soldat, es ist für mich ein Glück gewesen, aber etwas anderes ist es!

Was?

Nun, wenn ihr ein solch' schlechtes Gedächtniß habt, so will ich Euch zu Hilf' kommen. Ihr werdet jetzt gleich, wie Ihr da geht und steht, mit mir zum Rabbi hinaufgehn, und oben werdet Ihr dem Rabbi die Hand geben, und werdet gestehen, daß Ihr mir den silbernen Löffel in die Tasch' gesteckt habt, damit man mich für einen Dieb halten soll.

Was verlangst Du von mir? wie kann ich mich so demüthigen?

Thut, wie Ihr wollt, und nach dem wie Ihr thun werdet, werd' auch ich thun!

Cheskel-Leben! hab' doch Einsicht! sei doch ein Mensch!

Ja, ich will ein Mensch sein! und grad darum besteh' ich darauf; Ihr habt die Menschheit in mir zertreten, ich muß mir sie wieder aufrichten.

Was wird der Rabbi von mir denken, wenn ich ihm das eingesteh?

Der Rabbi wird von Euch denken, wie es Euch gebührt, und wie Ihr's verdient. Ist es Euch aber lieber, daß Euch die ganze Gemeinde kennen lernen soll, so bleibt!

Dem „Zizesbeißer" blieb kein Ausweg übrig. Es war ein schwerer Gang, den er da in Gemeinschaft des Soldaten zu machen hatte. Nachdem er beim Rabbiner ein Bekenntniß des an Cheskel begangenen Unrechts abgelegt hatte, sagte dieser: Man hat mich hier in der „Gass" all' sein Lebetag den „Sündenverzeiher" geheißen, weil ich mir in meiner Jugend einen Spaß gemacht hab'; heut' bin ich zum ersten Mal wirklich ein Sündenverzeiher.

In echt menschlichem Sinne! schaltete der Rabbiner ein, zwischen einem Menschen und seinem Nebenmenschen.

Ich verzeih' Euch diese Sünde, die Ihr an mir begangen habt, vollständig und nun könnt Ihr auch darauf rechnen, daß ich stumm bleib', wie ein Fisch!

Ohne Groll im Herzen schied der Soldat von dem „Zizesbeißer" und nun eilte er wieder nach Hause zu seiner Schwester.

Ruben hatte sich in seiner Gemüthslage nicht zu helfen gewußt; er war allen Ernstes rathlos. Wie aber oft ein freundlicher Lichtstrahl vom Himmel herab in ein dunkeles Kämmerlein eindringt und darin die Gegenstände mit wunderbarer Klarheit beleuchtet, so fährt auch oft ein heller Gedanke in das untröstliche Gewoge bitterer Empfindungen und klärt und schaffet Licht. Sein Gehirn drohte zu zerspringen, da fiel ihm jener Tag aus seiner Kindheit ein,

wo er zu Gott gegangen, um für die Mutter um Schonung zu flehen, und er erinnerte sich des tröstlichen Geschenkes, das er von dieser ersten Wanderung nach Hause gebracht. Dorotka! — Dorotka! sagte er halblaut zu sich selbst. Sie hat mir durch ein einziges Wort mein ganzes bisheriges Leben vorgezeichnet, sie muß mir auch jetzt den Ausweg zeigen, den ich nicht finden kann.

Während der Soldat und der „Zizesbeißer" beim Rabbiner waren, klagte Ruben der gemüthsstarken Frau sein tiefes Leid, und ward fast starr vor Wonne, da sie ihm die Augen geöffnet und ihn über sich selbst zur Klarheit brachte.

Aus Allem, was Du mir da sagst, belehrte ihn die Frau, seh' ich nur, daß Du die Welt und die Menschen noch nicht genug kennst; Du beurtheilst Alles noch zu viel nach dem Schein — und der Schein trügt. Mein' Thereska könntest Du nicht kriegen, auch wenn es wahr wär', was Du meinst, und selbst wenn Du sie haben möchtst. Denn ich kann nicht wünschen, daß Du Dich taufen lassen sollst; das möcht' Dein' Mutter unter die Erd' bringen. Aber ich sag' Dir, Du bist im Irrthum. Thereska ist alleweil freundlich und gut gegen Dich, ja, ja, das ist richtig! aber grad' darum, weil sie dies offen zeigt, solltest Du wissen, daß sie Dich ganz anders gern hat, als wie das Weib den Mann. Hätt' sie Dich auf diese Art gern, wie Du es meinst, so wär' sie verschämt gegen Dich, kannst Dich ver- verlassen drauf — ganz so wie Jittele gegen Dich ist, die Dich in Wahrheit liebt. Du bist aber ganz blind und siehst es nicht. Die möcht Dir jeden Augenblick um den Hals fallen, ich les' es ihr von der Stirn herunter, und wartet nur auf ein ermunternd Wort von Dir, und Du sprichst es nicht aus und schaust sie nicht an, weil Du glaubst, sie hat Dich nicht gern. Just umgekehrt ist's wahr.

Grad' weil sie Dich gern hat, so schämt sie sich, es Dir zu zeigen. Schau ich hab' mit mein' Thereska kein Wort von dieser Sach' noch gered't. Aber frag' die, wenn Du Courage hast und gib Acht, was die Dir sagen wird.

Nur gut, daß Du's ihm recht runter sagst von der Leber weg! ließ sich eine Mädchenstimme dazwischen vernehmen. Thereska war während des Gespräches in die Thüre getreten und hatte eine Weile der Auseinandersetzung zugehört. Jetzt schau Einer den Menschen an! fuhr sie fort, am End' wird man gegen Einen nicht mehr freundlich sein dürfen! wirst gehn mit solchen Dummheiten? Da könnt' Dich ja Dein' Mutter auch heirathen! ist die nicht freundlich gegen Dich? glaubst, daß die Dich nicht gern hat? ich hab Dich auch nicht anders gern, wie Dein' Mutter und wenn Du willst, kannst mich Schwester heißen. Aber eine Andere sitzt in der „Gass", die Dich noch ein Bissel anders gern hat. Das siehst aber nicht, weil Du blind bist. Und doch kannst mit keiner so glücklich werden, wie mit ihr.

Wonnerfüllt verließ Ruben das Häuschen seiner Wohlthäterin; er hat sich kurz und entschlossen zu einer männlichen That aufgerafft, denn als der Soldat vom Rabbiner nach Hause kam, fand er seine Schwester Jittele als glückliche Braut in Rubens Armen. Die Thränen, die sie kurz zuvor noch vergossen hatte, waren verwischt; Ruben hatte ihr sie weggeküßt.

Schmerz und Freude wohnen oft hart an einander; am allernächsten wenn der grimme Wolf das Lamm zerreißt. Wann soll das unschuldige Lamm aber Freude haben? Doch nur, wenn der Wolf, wie es in der Fabel

heißt, einen Knochen im Halse stecken hat. Der „Zizesbeißer" lag zusammengebrochen auf seinem Bette. Er war alt und schwach, sein Stolz vor dem imponirenden Wesen des Soldaten und vor dem Rabbiner gedehmüthigt, sein Plan, der ihn viele Jahre beschäftigt hatte, gescheitert. Er fühlte, daß seine Stunde geschlagen. An seinem Bette standen der Sohn und die Tochter und noch ein Mann — Chaim Landsdorf.

Nicht weit davon wurde eine Hochzeit gefeiert. Eine lustige Gesellschaft saß beim fröhlichen Hochzeitsmahle und der Schalksnarr rief unter allerlei vorgebrachten Narrenspossen die Geschenke aus, die dem Brautpaar zugedacht wurden. Da trat, während er die Geschenke enthüllte und ihren Werth in den kühnsten Hyperbeln vertausendfachte, der Sohn des Zizesbeißer in die Hochzeitsstube — ein Trauernder unter die Fröhlichen. Auf sein erstes Wort hörte man nichts als: Gelobt sei der wahrhaftige Richter! zur Antwort.

Ich bring, sagte Kalman, von meinem Vater auch noch das Hochzeitsgeschenk! — und hiemit überlieferte er dem Bräutigam eine Abschrift des Testamentes von Oser Sankt-Jörgen und die Dokumente, welche der „Zizesbeißer" über den Tod des Jochanan aus Italien erhalten hatte.

Die Enthüllungen, die auf diese Weise gemacht wurden, versetzten die Gesellschaft in Staunen und in eine feierlich-ernste Stimmung.

Wie wunderbar ist das Leben! sagte Cheskel zu dem Bräutigam. Erinnerst Du Dich an die Geschichte von meinem alten Feldwebel? — ich hab' Dir also damals die Lebensgeschichte Deines eigenen „Vetters" (Onkels) erzählt.

Der Sohn des „Zizesbeißer" hatte sich wieder ent-

fernt und nach und nach kehrte die fröhliche Stimmung, freilich mit einem aufgesetzten Dämpfer, wieder zurück.

Wer hätt' denken sollen, was aus „Schmul Mad" Alles geworden ist. Wie er beim Fluß die Töpf' abgewaschen hat, damals hat man nicht gewußt, daß Ihr solche Freud' an ihm erleben werdet, mit diesen Worten hatte sich eine etwas vorlaute Stimme an Rubens Mutter Fradel gewendet, welche Freudenthränen vergoß, wenn sie den herrlichen Sohn an Seite der glücklichen Braut betrachtete.

Aber Dorotka, der diese Bemerkung nicht entgangen war, nahm solche Rede sehr übel und rügte sie scharf: Da sieht man, wie Ihr seid, sagte sie, weil Ihr ihn niemals verstanden habt, darum wundert Ihr Euch. Meint Ihr, die zehntausend Gulden haben ihn jetzt erst zu etwas gemacht? Er ist von jeher eine starke und eigenwillige Natur gewesen und Ihr habt ihn für ein' „Schmul Mad" gehalten. Was er gethan hat, daß er Euch so geschienen, das hat er aus Liebe zu seiner Mutter gethan und grade darin hat er die größte Stärke bewiesen! Ich hab' ihn verstanden!

Meine zweite Mutter! rief Ruben bewegt dazwischen und die beiden Mütter Rubens flogen einander an die Brust und hielten sich fest umschlungen. Die zum Tanz einladende Musik löste mit einigen Takten die Gruppe auf.

Wenn man in der „Gasse" von einem Knaben sagen will, daß er's zu etwas bringen wird, so sagt man: der bringt es einmal noch so weit, wie der Bäck da! — Von „Schmul Mad" ist mehr keine Kenntniß zurückgeblieben; nur Thereska, mit einem Bauer glücklich verheirathet, pflegt,

wenn sie gut aufgelegt ist, scherzweise zu bedauern, daß Cheskel kein Christ sei, so ein' Soldat mit so einem Schnauzbart, meint sie, wär' ihr schon recht gewesen, und in solch guter Stunde pflegt sie ihren Jugendfreund auch spottweise noch „Schmul Mad" zu heißen. Chaim Landsdorf weiß nichts von Scherz und nichts von andern Dingen. Er hält Malke hoch in Ehren und zündet jedes Jahr am Todestage des „Zizesbeißer" in Schul ein großes Wachslicht an. Kalman und Cheskel aber sind unzertrennliche Freunde geworden.

Der Zigeuner-Hannes.

I.

In der Chaluppe.

Groß und prächtig war die Baulichkeit eben nicht, wohl aber gut und geräumig genug für stille, zufriedene Leute, und solcherart waren Zallel Kralitzer und sein Weib Rachel gemuthet, daß sie sich mit ihren drei Kindern darin recht wohlig und glücklich fühlten. Es ist doch besser man wohnt in seinem Eigenthum, und wenn dies auch ein bissel klein und eng ist, als wie daß man zu jedem Halbjahr seine sieben Sachen zusammenpacken muß, wenn es dem fremden Eigenthümer gefällt, einem die Wohnung aufzukündigen. Dies war Zallels Maxime. Und er stieß bei seinem guten Weibe mit derselben nicht auf den mindesten Widerstand; im Gegentheile sie versäumte nicht ihren Mann zur Herstellung eines Stückchen Eigenthums in jeder Weise zu ermuntern. Ich hab' einmal gehört, erzählte sie ihm, als er sich mit der verständigen Frau berathschlagte, daß ein großer römischer Kaiser gesagt hat, er will lieber in einem Dorf der Erste sein, als wie der zweite in Rom. Das mein' ich auch. Ich behelf' mich lieber so gut ich kann auf meinem eigenen Grund und Boden, wo mir kein Mensch etwas zu befehlen hat, als wie daß ich in einer schöneren und größeren Wohnung bei mehr Bequemlichkeit in einem fort von der Laune eines Andern abhängig sein soll. So waren denn die guten und verständigen Eheleute eines und desselben Sinnes, und wo dies der Fall ist, wird die Ausführung auch der schwierigen Arbeit leicht, und wie unter

dem Segen des Himmels geht Alles von Statten. Zallel Kralitzer, so genannt, weil er das Dorf Kralitz zur Stätte seines Fleißes und Erwerbes ausgewählt, ging Sonntag früh ins Dorf hinaus, und wenn er Donnerstag oder Freitag wiederkehrte, überzählte er mit seiner treuen Rachel den Gewinn, den die Mühe einer ganzen Woche abgeworfen. Es war nicht in jeder Woche gleich viel erworben worden, doch auch mit dem geringeren Gewinn wußten sich die anspruchslosen Leute zu begnügen, und wie der fleißige Mann es verstand den Groschen ins Haus zu bringen, so verstand es die treffliche Hausfrau den einmal erworbenen festzuhalten. Sie hatte noch von ihrem Vater her ein gar löblich Sprüchlein im Gedächtniß. Man muß jeden Kreuzer dreimal herumdrehen, bevor man ihn ausgibt, hatte ihr der sparsame Mann oft genug eingeschärft, und sie erprobte zu ihrer großen Freude die Trefflichkeit der väterlichen Lehre und sah wohl, daß ein jedes Ding zwo Seiten hat, und so auch der Kreuzer. Auf der einen steht gleichsam geschrieben: Gib! das ist die Lockung für den Kauflustigen; auf der andern aber steht dagegen das Heilmittel und dies heißt: Behalt! und wenn sie dann die Münze regelrecht dreimal herumgedreht hatte, so steckte sie dieselbe auch wohlgemuth wieder in die Tasche und sagte: Behalt. So haben sich die Groschen gemehrt und die Münzen mälig angehäuft. Aus den Groschen sind später Gulden geworden und, als deren eine erkleckliche Anzahl beisammen war und Zallel einmal fragte: Nun, Rachel! bauen wir? da antwortete Rachel stillvergnügt lächelnd: Ja, Zallel! wir bauen. Und nach kurzer Zeit stand das Häuschen da.

Der Drab (Gerichtsdiener) des Ortes pfuschte auch ins Maurerhandwerk. Wenn er nicht mit der großen Trommel behangen durch die Gassen und über den Marktplatz schritt, um eine neue Verordnung des hochwohlweisen Magistrats zu verkünden, oder wenn er nicht die ihm noch

viel angenehmere Beschäftigung hatte, einem Steuerrückständigen militärische Exekution ins Haus zu legen, oder gar einen besonders Renitenten einsperren zu dürfen, dann gab es für ihn nur noch zwei Dinge in der Welt: der Wein und eine Bauunternehmung. Durch den Verdienst bei der letzteren konnte er sich den erstern in reicherem „Maße" gönnen; aber Zallel Kralitzer wollte sich seinen Bau durch ungeschickte Hände nicht verpfuschen lassen, und so blieb der Drab bei demselben denn unberücksichtigt. Darob entbrannte Zorn in des Drabs Gemüthe. Wenn er an Zallel irgendwo vorüberging, zwickerte er seiner Gewohnheit gemäß zwar mit dem verschmitzten Auge; innerlich aber war er von dem Gedanken erfüllt: Wart nur Du stolzer Bauunternehmer! Dich krieg' ich schon noch einmal in meine Mausfalle. Dir hetz' ich noch den Syndikus auf den Leib, der Dir Dein rohes Fell schon zausen soll!

Zallel ging nach wie vor in sein Dorf, und wenn er von Kralitz nach Hause kam und den müden Fuß über die Schwelle des eigenen Häuschens setzte, dann nahm ihm das treue Weib die schwere Last vom Rücken und sie freuten sich still des kleinen Besitzes und des darin herrschenden Segens. Sie hatten drei Kinder. Die Leute in der „Gasse" hatten niemals eine Orgel gesehen, sonst würden sie von Zallels Kindern gesagt haben, sie nehmen sich neben einander aus, wie die Orgelpfeifen. Die Kinder alle drei waren männlichen Geschlechts; der älteste trug, nur mit einer aus Zärtlichkeit angehängten Verkleinerungsformel, den Namen jenes Mannes, dessen löblich Sprüchlein wir oben kennen gelernt. Der Großvater, wenn er noch lebte, hätte Hirsch geheißen, der Knabe hieß: „Härschele". Nach dem verstorbenen Großvater väterlicher Seits hieß der zweite Knabe, ebenfalls eine zärtliche Miniatur: „Itzegel", und der dritte erhielt den Namen: „Borechel". Zum Segen soll er uns sein, hatte der Vater gesagt, als das Kind

geboren wurde und er ihm den Namen Baruch, Segen, ausgewählt. Die Wöchnerin hatte fromm erwidert: Großer Gott! Amen!

Als der jüngste Knabe das Experiment des Alleingehens zum ersten Male mit Erfolg ausgeführt hatte, herrschte Freude im Hause von Zallel Kralitzer. Du brauchst jetzt das Kind nicht mehr auf der Hand herumzutragen! war die Meinung des guten Mannes, der wohl zu schätzen wußte, was seine Frau ohne Hilfe von Dienstmädchen für Last auf sich habe, wenn sie mit dem Kind im Arm auch noch die häuslichen Geschäfte verrichten soll. Die Kinder sprangen nun recht lustig in dem engen Raume herum und kletterten bald auf Stühle, Bänke und Tische, wie muntere Eichkätzchen, aber des Nachts schliefen sie, und dies ungewiegt. Die muntere Tagesarbeit war ihnen wohl bekommen und die sorgsame Mutter hatte bei der bescheidenen Abendmahlzeit dafür gesorgt, daß sich keines von ihnen, Gott behüte! den Magen überlade.

So schliefen sie denn, die drei Knaben, wie Gerechte schlafen, und die Mutter, ihre sorgsame Hüterin und Pflegerin, nach vollbrachter Tageslast neben ihnen, nicht ohne daß sie mit dem ältesten der Knaben vorher in frommer und althergebrachter Weise das Nachtgebet verrichtet hatte; bei den beiden jüngern hatte sie es noch unterlassen, weil solche Forderung ein thörichtes Beginnen gewesen wäre. So schlief das Haus von Zallel Kralitzer und wiegte sich in Ruhe; er selbst? nun, er hat zur selbigen Stunde ebenfalls das müde Haupt nicht unsanft gebettet, wenn er auch, wie gewöhnlich, die Woche über, im Dorf unter fremdem Dache ruhte, und nicht auf eigenem weichen Pfühl der tröstlich-erquickende Schlaf ihm die müden Glieder löste.

Ruht sich's auf eigenem Pfühle aber auch fester, wie auf fremdem? und setzt der losgebundene Leib der Rückkehr des Bewußtseins einen größeren Widerstand entgegen? oder

hatte sie an diesem Tage mehr als sonst die Kräfte des Leibes angestrengt und erschöpft, daß sie das „Feuerjo! Feuerjo!" welches durch die Gasse toste, erst nach wiederholtem Rufen vernahm? Plötzlich durch den entsetzlichen Ruf aus dem ersten Schlafe emporgeschreckt, sprang sie aus der heimlichen Wärme des Bettes und warf mit lobenswerther Besonnenheit ein faltiges Nachtgewand um den zitternden Leib, ehe sie vor die Thür sprang, zu erkunden, wo das verderbliche Element im Wüthen begriffen sei. Wer aber beschreibt den Schreck des unglücklichen Weibes, als sie in dem Augenblicke, da sie vor die Thüre trat, schon das Dach ihres eigenen Häuschens in hellen Flammen sieht! Rasend stürzt sie in die Stube zurück, um die Kinder zu retten. Von einem rennt sie zum andern und ergreift doch keines. In ihrer Seelenangst, daß zwei der Unschuldigen Opfer des verheerenden Elementes werden könnten, während sie das Eine derselben hinausträgt, bemeistert sich ihrer eine solche Verwirrung, daß sie nicht weiß, welches der Kinder sie zuerst in Sicherheit bringen soll. In solcher Rathlosigkeit ringt sie, anstatt sich zu ermannen und auf gut Glück zuzugreifen, nur die Hände und läuft wie wahnsinnig unter herzzerreißendem Wimmern und Rettungsrufen hin und her und hinaus und hinein, bis sie bewußtlos niedersank.

Der Feuerlärm hatte aber inzwischen das ganze Städtchen auf die Beine gebracht. Mit polterndem Gerassel kam die städtische Gemeindespritze dahergefahren. Vom Kirchthurm herab verkündeten ernste Glockenschläge benachbarten Dörfern die Gefahr. Der Syndikus und der Drab erschienen auf der Stätte des Unglücks. Was Hände hatte, mußte sich regen, die Wassereimer flogen von Hand zu Hand, der Schlauch wurde auf das Dach geleitet, zischend spritzte der Wasserstrahl in die prasselnde Flamme, der Rauchfangkehrer stand wie ein überirdischer Mann,

dem das Feuer nichts anhaben kann, hoch oben, der Syndikus suchte mit Hilfe des Drabs unten eine gebührliche Ordnung herzustellen, man arbeitete, was man konnte, und rettete, was zu retten war. Nach mehreren Stunden verderblichen Wüthens, nachdem auch noch anderwärtige Spritzen zur Löschung des Brandes herbeigekommen waren, gelang es den vereinten Anstrengungen der ganzen mannbaren Bevölkerung des Städtchens, dem Brande Einhalt zu thun und ein weiteres Umsichgreifen des Feuers zu verhüten. Dunkle Gestalten huschten während des Brandes durch die leer stehenden Gassen, es waren braune Kinder aus den Steppen Asiens, die in Europa flüchtig von Ort zu Ort ziehen und hier in der Gegend in großen Schaaren unter freiem Himmel hausen. Was ist aber aus dem armen Weibe und aus ihren drei Kindern geworden?

Am Ende der Langgasse stand eine niedrige „Chaluppe" (kleines Häuschen). Der Mann, der sie bewohnte, wäre, wenn ihm das Geschick günstiger sich erwiesen hätte, ein reicher Bauer geworden mit großem Hof und weithin liegenden Aeckern. Er besaß keine Aecker und war kein Bauer; er war nur ein „Häusler", so nennt man den ärmlichen Besitzer einer „Chaluppe" ohne zugehörige Felder. — Im Orte nannte man ihn den „Zigeuner-Hannes".

Als die arme Frau aus ihrer Ohnmacht zum Bewußtsein zurück gebracht worden war, befand sie sich in der ärmlichen „Chaluppe" des Zigeuner-Hannes. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr. Sie sah wild um sich, doch verklärten sich ihre Züge zu einem milden Lächeln, da sie auf dem Bette neben sich ihre drei Kinder erblickte. Sie rieb sich die Augen. Sie wußte nicht, wie sie, noch wie ihre Kinder daher gekommen in den fremden Raum; sie wußte nicht, ob der ausgestandene Schrecken Wirklichkeit gewesen, oder nur ein ängstigender Traum. Ja, sie war sogar der Meinung, sie träume eben erst jetzt, und krampf-

haft faßte sie ihre Kinder an, wie um sich zu überzeugen, ob dies wirklich ihre Kinder und keine Traumgebilde wären. Die Kinder schrien auf, und dieses laute Aufschreien erfüllte ihr Herz mit süßem Trost und gab ihr Besinnung und Kraft, sich wieder aufzurichten. Mit lautlosem Schmerz wartete sie dem Morgen entgegen. All' ihr geringes Hab war ein Raub der Flammen geworden — sie hatte ihre Kinder.

Der erschrockene Mann war auf die erste Kunde von dem schrecklichen Ereigniß aus dem Dorfe nach Hause geeilt. Gruppen von Menschen umstanden die Brandstätte; er fand das Gebälke noch rauchend, als er ankam.

Wo ist mein Weib? wo sind meine Kinder? schrie es aus der gepreßten Brust des erschütterten Mannes hervor.

In Sicherheit! sprach eine rauhe Stimme, während eine kräftige Hand sich ihm in derber Sanftheit auf die Schulter legte.

Der „Zigeuner-Hannes“ führte den Tiefbekümmerten in seine „Chaluppe“.

Weinend stürzte sich ihm das Weib an die Brust.

Was weinst Du, Rahel-Leben? sagte Zallel mit edler Fassung, Dank Gott, daß es so ist. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! Wir werden mit Gottes Hilf' das Häusel wieder aufbauen. Wir fangen wieder von vorne an.

Mein' ich denn das? sagte die Frau mit wehmuthsvollem Blicke. — Da sieh her! Hiebei zeigte sie auf ihre Kinder, die im Bette lagen. Die Kinder waren krank. Der Rauch in der Stube, die große Hitze, dann rasch darauf die kalte Nachtluft hatte die Kinder niedergeworfen, und die verzweifelnde Mutter war in Angst, die eben erst aus der Feuersgefahr Erretteten durch Krankheit zu verlieren.

Der gefaßtere Mann aber sprach trostreiche Worte: Thu Dich nicht betrüben, Rahel-Leben, und thu Dich nicht

aufregen und gib auf Dich selber Achtung. Der Gott, der unsere Kinder aus dem Feuer gerettet hat, der wird sie auch das Bissele Krankheit bestehen lassen. Gott hat genug Boten, die er von seiner obersten Höh im siebenten Himmel zu uns Menschen auf die Erd' kann heruntersenden. Ist da unser Retter, der Hannes, nicht ein Engel vom Himmel gewesen? Sei still und trockne Deine Thrären (Thränen) und thu Dich nicht versündigen wider Gott! Die Kinder werden nicht sterben, sie werden aufstehn frisch und gesund wie die Fisch' im Wasser; denn Gott hat sie nicht darum errettet aus dem Feuer, wie einstmals die „drei Jünglinge aus dem Feuerofen", um sie uns dann wegsterben zu lassen. Aber der Mensch muß auch das Seinige thun, laß Du den Doctor rufen, und ich werd' inzwischen hinübergehn zum Rabbi. Ich werd' für die Kinder ein „Pidjon" (eine Auslösung der Seelen) machen lassen, und werd' ihnen auch lassen die Namen verändern*). Und weißt Du, wie ich sie werd' heißen lassen? fügte er mit frommer Heiterkeit hinzu, Härschele muß genannt werden „Chananja", Itzegel muß heißen „Meschael" und Borechel laß ich heißen „Asarjah" und das Alles von wegen der Rettung aus dem Feuer durch den guten Hannes da . . .

Dem Zigeuner-Hannes fielen zwei große Tropfen über die Wangen herunter, sie schienen lange den Weg nicht zu finden. Den Zigeuner-Hannes hat noch Niemand weinen gesehen.

Zallel aber war mit seiner Rede noch nicht fertig, drum fuhr er fort: . . . welche Rettung ebenso wunderbar ist, wie die der drei Jünglinge aus dem glühenden Feuerofen, wie es geschrieben steht zu lesen in unserer heiligen „Thora".

---

*) Nach rabbinischer Anschauung wird mit Veränderung des Namens auch das Schicksal des Menschen geändert, also eine drohende Gefahr auf diese Art abgewendet.

Und so wie er gesprochen, also geschah es auch. Der Zigeuner-Hannes holte den Arzt. Dieser versuchte seine Kunst am Krankenbett; der Rabbi die seinige in der kabbalistisch-geheimnißvollen Aufzählung von Silber- und Kupfermünzen, deren Anzahl mit den Namen der kranken Kinder in einem dunklen, dem Laien-Verstande unerklärlichen Zusammenhang standen.

Als die Kinder aufstanden und gesund waren, wie die Fisch im Wasser, nannte man sie allgemein „die drei Jünglinge" — obwohl das älteste von ihnen dem Knabenalter noch nicht entwachsen war, das jüngste aber noch in den ersten Kinderschuhen stak. Es kam daher, daß Zallel ihnen jene alt-testamentarischen Namen beilegen ließ. Die direkte Beziehung auf die drei Jünglinge im Feuerofen war damit offen ausgesprochen.

In der Gass' sprach man über den Brand und es flogen die Vermuthungen, auf welche Art derselbe entstanden sein möchte, wie leicht beschwingte Vöglein, hin und her. Der Drab, der sich unter die Leute mischte, ließ allen diesen Meinungen freien Spielraum, und als man alle Möglichkeiten erschöpft hatte, sagte er bedeutsam: Das ist es Alles nicht, das Feuer war angelegt, und das hat kein anderer gethan, als das Zigeuner-Gesindel.

Wenn das der lange Hannes hören möcht'! ließ sich eine der Stimmen vernehmen.

Der Zigeuner-Hannes, der aber eben herbeigekommen war, ergänzte diese Rede, indem er hinzufügte: So möcht' er dem Drab sagen, daß man just kein Zigeuner dazu zu sein braucht, um Jemanden den rothen Hahn aufs Dach hinauf zu setzen. — Und nachdem er diese Worte gesprochen, verließ er mit einem verächtlichen Blick auf den Draben die müßig Plaudernden.

Unterdessen saß Zallel mit seinem Weib in der niedern „Chaluppe"! die Kinder waren wieder munter wie lustige

Eichkätzchen, nur waren sie durch den engen Raum ein Weniges beschränkt. Zallel verglich denselben in Gedanken mit demjenigen, in dem er sich früher so wohl und behaglich gefühlt und Rahel, die es verstand in seinen Gedanken zu lesen, sagte zu ihm: Ich weiß, was Du Dir denkst. Du denkst jetzt daran, ob wir wieder einmal bauen werden!

Sollst Du leben und ich auch, und unsere Kinder daneben! gab der Mann beifällig nickend zur Antwort. Siehst Du, Rahel! fügte er nach einem Augenblicke der Besinnung hinzu, diese „Chaluppen" da, ist noch ein bissele kleiner, als wie unser Häusel gewesen ist. Da war unser Häusel ein Schloß dagegen.

Und wenn wir auch nur eine solche Chaluppen wie diese da aufbauen, bin ich auch zufrieden. Du magst mir glauben, nichts geht über den eigenen Besitz. Wenn man so das Gefühl hat, das Plätzele, wo ich jetzt steh, gehört mein, und wenn es auch noch so klein ist, es ist doch eine Erhebung für das menschliche Gemüth, daß man sich sagen kann, da bist du der Herr davon, und Keiner kann dich davon wegschaffen. Du magst mir glauben, auf fremden Grund und Boden hab' ich schon gar kein' Geduld mehr; es ist mir gar nicht, wie wenn ich da daheim sitzen möcht', ich mein' als, ich bin auf der Reis' und seh' mich in Einem fort um, ob wir noch nicht ankommen. Noch ein Gut's von dem Hannes, daß er uns da hereingenommen hat, aber wir können ja doch nicht lang da bleiben und müssen sehen bald wieder fortzukommen; er ist ja doch der . . . Zigeuner-Hannes!

Rahel! sagte der Mann bedächtig und seine Stirne zog sich dabei in ernste Falten, Du hast da ein Wort gered't, was gar nicht recht ist, und was mir gar nicht gefällt.

Die Frau blickte ihn fragend an, denn sie war sich keines absichtlichen Fehls bewußt.

Der Mann aber fuhr in verständiger Rede fort: Weißt Du, was die Christen von uns Juden halten?

Nicht viel! versetzte die Frau.

Sag' lieber gleich: gar nichts, berichtigte er, und fuhr fort: Nennen sie uns nicht: Betrüger, Wucherer und alles Mögliche?

Ja!

Nu! und sind wir es?

Mancher ist es!

Gut. Mancher ist es; ist er es aber darum, weil er ein Jud ist, oder weil in seinem Herzen überhaupt die Neigung zu diesem Laster liegt?

Die Frau schwieg.

Siehst Du, wie Du schweigst! fuhr Zallel fort, weil Du fühlst, daß ich Recht hab'. Du weißt gut, daß ich mir mit schwerer Müh' und mit saurem Schweiß meine paar Groschen verdien' und daß ich Keinem kein Unrecht thu. Meinst Du, ich bin der Einzige? Sind nicht die meisten, wie ich, und finden sich etliche Betrüger unter uns, die meinetwegen ein schlechtes Maß und Gewicht geben oder dergleichen, finden sie sich nicht auch unter ihnen? und doch nennen sie uns Betrüger!

Damit thun sie uns Unrecht! sagte die Frau.

Siehst Du, fuhr Zallel weiter fort, dasselbe Unrecht thut man aber auch dem Hannes, und dasselbe Unrecht hast Du ihm jetzt auch gethan, wie Du gesagt hast, er ist doch der Zigeuner-Hannes. Warum? und was ist, wenn er mit den Zigeunern Umgang hat? Sind denn die Zigeuner keine Menschen? weil sie arm sind und nackt herumlaufen und nicht haben ihre Blöße zu bedecken, sind sie deshalb verächtlich? und wenn sie hie und da auch stehlen, werden sie dazu nicht durch die bitterste Noth gezwungen, um nur zu haben, wovon sie augenblicklich das Leben erhalten. Der Drab hat neulich einmal bei Aron Wein-

schänker ein Büchel aus der Tasch' herausgezogen und hat gesagt: Da schaut her, Juden, was da gedruckt steht! und da hat er vorgelesen aus dem Büchel heraus, wie viel Menschen in einer jeden großen Stadt sind, in Wien und in Prag und in Brünn und in Pest und noch andere Städt'. Dann sagt er: in ganz Ungarn sind soundsoviel Juden und soundsoviel Zigeuner. Ich hab' mir die Zahlen nicht auswendig gemerkt, aber er hat sie genau vorgelesen und hat gesagt: Schaut nur her, da steht es schwarz auf weiß, das ist die „Gegrafie" von dem Kaiserthum Oesterreich. Die Juden und die Zigeuner, die stehen neben einand. — Ich hab' ihm darauf die Antwort gegeben: Lassen sie neben einand stehn. Was ist, wenn sie neben einand stehn? sie werden sich nicht schlecht vertragen neben einand. — Das glaub' ich, zwinkert er da drauf mit seinem Aug, das Du kennst — die Einen sind die Stehler, die Andern sind die Hehler. Ihr Juden habt immer gern Diebe in der Nähe, da gibt es wohlfeile Dinge einzukaufen. — Ich hab' mich mit dem Drab in kein' Dispput hinein lassen wollen, sonst hätt' ich ihm schon eine Antwort gegeben. Ich hab' geschwiegen; bei mir aber hab' ich mir gedacht, wie ungerecht die Menschen gegen einander oft sind in ihren Gesinnungen. Wie oft man Einen falsch im Verdacht hat. Auf den Zigeuner-Hannes da sag' ich das! Du stellst Dir unter ihm vor etwas ein' Wildfang, ein' Menschenfresser; es ist wahr! er hat eine sehr rauhe Außenseite, er sieht aus, wie wenn er Einen fressen wollt, und wenn er das Maul aufmacht und etwas red't, meint man, es hebt an zu donnern, so gewaltig ist Alles, was er thut. Ich glaub's gern, daß sie in der „Gass" den Kindern mit ihm Furcht machen, aber wir sind doch keine Kinder mehr und sollten nicht nach dem Schein urtheilen, sondern nach dem Kern. Und ich sag' Dir, obgleich er so roh und gewaltig aussieht, von dessenwegen steckt doch ein guter Kern in ihm und

ein feines Gemüth. Den Menschen kennt gar Niemand, und Du kennst ihn auch noch nicht, obgleich er Dich mit seiner starken Hand aus dem Feuer herausgetragen hat; ich aber kenn' ihn, denn er hat mir mit ein paar Worten sein weiches Gemüth eröffnet und ich hab' in sein Herz gesehen. Er ist ein Diamant, wenn auch ein ungeschliffener, mögen sie ihn heißen, wie sie wollen, meinetwegen „Zigeuner-Hannes". An mir handelt er besser wie jeder Andere und ein Bruder gegen den Andern kann nicht besser handeln, als er thut. Du mußt wissen, was er zu mir gesagt hat. — Herr Zallel, hat er gesagt, denn er heißt mich als nicht anders, als wie Herr Zallel, so lang Ihr wollt könnt' Ihr mit Weib und Kind in meiner „Chaluppen" bleiben, sie ist zwar ein bissel klein und eng, aber das Sprichwort sagt: Es gehen viel' gute Schaf' in ein' engen Stall hinein. Bleibet drin bis Ihr Euch so viel erspart habt, daß Ihr Euch Euer Häusel wieder aufbauen könnt. Zu bezahlen braucht Ihr mir nichts dafür. — So hat er zu mir gered't und hat mir dabei die Hand gedrückt mit einem Drucker, daß ich gemeint hab', es geht mir die Seele aus. So ein Mensch ist das, und Du kannst Dirs hier unterdeß, so lang es nicht anders ist, schon gefallen lassen. So gern wie Du schon wieder in Deinem eigenen Häusel sitzen möchtest, möcht' ich es auch, das kannst Du mir glauben, das brauch' ich Dir nicht erst zu sagen, auch weißt Du, daß ich es nicht an Mühe werde fehlen lassen, um wieder zu einem kleinen Besitzthum zu gelangen und der Gott, der mir das erste Mal dazu verholfen hat, wird mich auch jetzt nicht verlassen und wird mir auch das zweite Mal dazu verhelfen. Aber Geduld muß der Mensch haben, es geht nicht Alles auf der Ochsenpost, langsam muß es gehn und stat und stat fahrt man in die Gemeinde hinein.

So lautete die Rede Zallel Kralitzers und sie ging seinem Weibe tief zu Herzen. Sie blieben denn vorläufig

in der ärmlichen Hütte und allmälig fand die emsig schaffende Frau sich auch heimlich und traulich in dem ungewohnten Raum. Der Besitzer desselben war nicht viel zu Hause; er verkehrte mehr außer demselben. Wenn er nach Hause kam, hielt er sich gewöhnlich zu den Kindern, welche ledig aller Furcht vor dem allgemein gefürchteten Zigeuner-Hannes mit ihm bald auf bestem Fuße standen. Die Frau vermochte sich nicht recht in das Wesen des ungeberdigen Gesellen zu finden; doch hatte sie seit der Unterredung mit ihrem Manne, zu dem sie das innigste Vertrauen hegte, ein Gefühl der Ehrfurcht vor seiner besondern Art. Sie begriff ihn nur nicht, aber sie achtete ihn doch. Der Zigeuner-Hannes war kein Mann von vielen Worten. Er sprach wenig, mit der Frau fast gar nichts, mit den Kindern aber desto mehr. Er spielte mit ihnen, wie selber ein Kind. Zwischen ihm und Zallel aber hatte sich von der Zeit an, da die beiden Männer zu einander in eine so merkwürdige Beziehung getreten, ein inniges freundschaftliches Verhältniß herausgebildet. Auch sie sprachen wenig mit einander, aber es bedurfte für sie der Worte nicht; sie hatten zu glücklicher Stunde einander ins Herz geblickt und einander verstanden. Bei Zallel war es eine ausgemachte Sache, man finde unter Millionen Menschen kein so treues Gemüth, wie den Zigeuner-Hannes.

II.

Bei den Zigeunern.

Die gut gebaute Landstraße, welche auf einem fest errichteten Walle in Verbindung mit einem System von Brücken gegen die im Frühjahre durch das Schmelzen des Schnees von den Bergen ringsum herabströmende Wasserfluth schützend und geschützt, gegenwärtig auf der Südseite

des Städtchens zu dem nahe gelegenen Walde hin- und weiter hart an demselben vorbeiführt, bestand zur Zeit, in der unsere Geschichte spielt, noch nicht. Sie ist eine Errungenschaft der neuern Zeit. Damals schlängelte sich der ausgefahrene Fuhrweg durch die flache Ebene hin und war einen großen Theil des Jahres unter Wasser gesetzt, so daß man, um zu dem Walde und zu dem hinter demselben gelegenen benachbarten Städtchen zu gelangen eine nicht unbeträchtliche Strecke durch das Wasser waten oder mit Roß und Wagen, so gut es eben ging, durchkommen mußte. Hatten sich aber mit dem Eintreten der wärmeren Jahreszeit die Wasser wieder verlaufen und verdunstet, so kamen aus dem benachbarten Ungarn alljährlich ganze Horden von Zigeunern dahergezogen und schlugen auf dem schlammigen Boden in der Nähe des Waldes ihr romantisches Lager auf. Da liegen sie nun träumerisch hingestreckt, Kinder und Greise, Männer und Weiber, Alle oft wie in einen Knäuel verwickelt, im buntesten Gewühl durcheinander. Ihre Gesichtsfarbe ist dunkel und fahl, die Augen blitzend, das Haar kohlschwarz, und in verflitzten Flechten herabhängend. Die Bekleidung äußerst dürftig, und nicht immer hinreichend die Blöße des geschwärzten Leibes zu bedecken. Man sagt, daß ihre dunkle Hautfarbe nicht durchaus angeboren sei, sondern daß sie die Herstellung derselben durch künstliche Mittel unterstützen. Sie bestreichen, erzählt man, den Körper des neugeborenen Kindes mit Oel und ziehen es rasch durch die Flamme, oder lassen es im heißen Sonnenbrande braten. Einige nothdürftig errichtete Hütten, welche aus wenigen Pfählen mit darüber gespannter Leinwand errichtet, dachartig auf dem Boden aufstehen, gewähren geringen Schutz vor den äußersten Unbilden der Witterung, vor der glühendsten Sonnenhitze, wie vor hart eindringendem Regengusse. Wenige Wagen, die sie mit sich führen, bewahren die geringen Habseligkeiten, die sie auf verschiedenem Wege

durch Bettelei, durch Diebstahl und auch durch ihrer Hände Arbeit zu Wege gebracht; sie sind kundig in mancher Art von Gewerbe und befleißigen sich größtens der Verfertigung von rasselnden Ketten, oder anderer Gegenstände aus Eisen, die sie dann im benachbarten Orte verkaufen. In der Nähe weiden einige kleine Pferde, welche beim Weiterziehen vor die Wagen gespannt werden, während der Lagerzeit aber ihren Handelsartikel bilden; die Zigeuner sind allenthalben auch Roßhändler, und beziehen ohne Kenntniß des Kalenders dennoch regelmäßig die Pferdemärkte, wie andere Kaufleute und Händler. Jahrmärkte, Feuersbrünste u. s. w., kurz jede Veranlassung, welche die Menschen in größeren Massen zusammenruft und von den Häusern entfernt, sind ihnen willkommen, und sie fehlen selten. Da liegen sie nun, die braunen Kinder Asiens, harrend des Mahles, welches so eben bereitet wird. An mehreren Punkten des Lagers brennen Feuer; sie haben heute einen guten Tag. In der Nähe des Städtchens haben sie einen verreckten Hund gefunden; der wird jetzt eben gebraten. Einige der jüngern Männer sind damit beschäftigt einem der Pferde Hufeisen aufzuschlagen, denn sie verstehen sich auch auf die edle Hufschmiedekunst. Dort liegt ein alter Zigeuner neben der Hütte, welcher die Zeit, die ihm bis zum Mahle allzu träge dahinschleicht, mit Erzählung seiner Jugenderinnerungen ausfüllt. Eine aufmerksame Schaar jüngerer Männer lauscht mit Andacht und Wohlgefühl der einfachen Schilderung seiner Heldenthaten, und freut sich jedes Mal, wenn es ihm nach einer wohl ausgeführten edlen That, gelungen, den Händen seiner Verfolger und einer wohl eingerichteten Polizei spurlos zu entwischen. Ein anderer Zigeuner, der diese Schilderung schon ein Mal oder mehre Mal gehört haben, und deshalb an derselben weniger Gefallen finden mag, wendet sich abseits, um in seinen eigenen Erinnerungen zu schwelgen; denn auch er kann sich rühmen,

manches löbliche Stücklein ausgeführt zu haben. Ein dritter entlockt dem zarten Saiteninstrumente, das er zwar kunstlos, aber doch nicht ohne Geschick zu behandeln versteht, melancholische Weisen, und einige junge Zigeunermägdlein, halb nackt, mit lang herabwallenden Flechten, tanzen lustig um ihn herum, und scheinen von der Traurigkeit dieser Melodie, die auf sie einen gerade entgegengesetzten Eindruck hervorbringt, nichts zu verspüren. Eine alte Zigeunermutter kauert in der Nähe des Feuers, und streckt begehrlich die dürre Hand aus nach dem fein schmeckenden Braten, dessen Wohlgeruch ihr appetitlich in die Nase steigt; die jüngeren Zigeunerweiber aber machen ihr in eigenen, nur ihr und ihrer Umgebung verständlichen rauhen Lauten, aus denen der vorübergehende Wanderer nur die dunkeln Worte „Schurede, Murede!" heraushört, begreiflich, daß sie ihre Begierde noch ein wenig im Zügel zu halten und ihre Finger nicht zu verbrennen gut thun werde. Solche Höflichkeit, die ihnen der Respekt vor der alten Zigeunermutter gebietet, lassen sie aber dem unvorsichtigen kleinen Zigeunerlein nicht zu Theil werden, welches ebenfalls ungeduldig und nach Speise begierig die freche Hand nach dem bevorstehenden Leckerbissen allzu voreilig ausstreckt; denn mit einem eisernen Bratspieß, den die eine in Bereitschaft hält, wird solcher Voreiligkeit unsanft auf die Finger geklopft und der alte Zigeunervater wendet sich mit seiner aufmerksamen Zuhörerschaft verdrossen um, da er durch das entstandene Geheul in seiner Schilderung gerade bei einer der interessantesten Wendungen unterbrochen wurde. Mit einem verächtlichen Blicke auf die herzlose Peinigerin seines geliebten Enkelkindes nimmt er rasch den Faden der abgerissenen Erzählung wieder auf, und bemeistert den edlen Zorn im Gemüthe, denn wenn er sich erhöbe um Rache zu nehmen, so würde das bevorstehende Freudenmahl ein Leichenschmaus! Eine andere Zigeunerin, der die Zeit

ebenfalls etwas lange zu sein scheint, sucht sich dieselbe durch allerlei Kartenkünste zu vertreiben, in denen sie die heranwachsende Zigeunergeneration unterweist, und gibt ihnen zugleich heilsame Belehrungen aus den aufgeschlagenen Karten die künftigen Schicksale der Menschen mit Genauigkeit herauszulesen und vorherzusagen. In etwas weiterer Entfernung ruht behaglich ein jüngeres Paar, ein Zigeunerjüngling voll männlicher Kraft in strotzender Fülle der Glieder, und ein Zigeunermädchen blühend und üppig und trotz der schwarzen Hautfarbe durchaus nicht ungeeignet, auch in den Augen eines zivilisirten Europäers, wenn auch nicht gerade schön, so doch eigenthümlich charakteristisch und interessant gefunden zu werden. Sie lagern traulich neben einander und scheinen sich im Augenblick um die Andern wenig zu kümmern, sie sprechen von ihrer Zukunft, die ihnen noch golden entgegenstrahlt; denn eine so große Macht ist allen Menschen eingeboren, daß sie, auf welcher Stufe der großen Rangleiter des Lebens sie auch immer stehen, in welcher Lage immer sie sich befinden mögen, doch allzeit getrieben werden, den Blick über die enge Gegenwart hinaus in eine fern liegende Zukunft zu erheben, und den Gesichtskreis zu erweitern. Dies ist der Fall in dem glänzenden Palaste und in der niedern Hütte, und wie den Fürsten auf dem Throne, beherrscht sie den elend und unstet arm und heimathlos umherziehenden Steppensohn, es ist die Alles belebende Hoffnung. Er träumt mit seiner Geliebten von einer schönern Zukunft, von glücklicheren Tagen, die kommen werden. Auf der Landstraße, hart an dem bunten Zigeunerlager vorüber, wandert ein Student im dunkeln Schatten der Waldesbäume, seinen Homer in der Hand, und vertieft sich mit Entzücken in die wundervollen Schönheiten des Gedichtes, in welchem die grausigen Kämpfe vor Troja mit unnachahmlicher Lebendigkeit geschildert werden. Vor seiner Phantasie stehen die wohlbeschienten

Achaier, bewaffnet mit Schild und Lanze und senden verderbliche Pfeile in das feindliche Lager; vor seiner Phantasie versammeln sich die allgewaltigen, mit menschlichen Schwächen und Leidenschaften behafteten Götter zur Rathsversammlung, um das Geschick der Einzelkämpfer, wie des ganzen Schlachtausganges zu entscheiden; da summt es plötzlich um ihn herum, als ob er sich unvorsichtiger Weise einem Bienenschwarm genähert hätte, eine große Zahl halb- und ganz nackter Zigeunerkinder beiderlei Geschlechts umschwirrt ihn, und der unangenehme, vielstimmige aber eintönige Ruf: „Panaczek, Grezar! Grezar, Panaczek!" (Herrchen, einen Kreuzer! einen Kreuzer, Herrchen!) erweckt ihn aus seinen Betrachtungen und belehrt ihn, daß in Wirklichkeit nicht den klassischen Boden des Alterthums, sondern die Gränzpfade des romantischen Ungarlandes sein Fuß betrete. Mit Mühe erwehrt er sich, nachdem er den Inhalt seiner bescheidenen Börse an diese Kinder der Habgier und der Noth hingegeben, ihrer ferneren Verfolgungen, um seinen Spaziergang in Ruhe fortsetzen zu können. Nicht lange nach dem Studenten kömmt ein Dorfgeher mit dem Sack auf dem Rücken des Weges daher; auch ihn umschwirren die Zigeunerkinder. „Schidaczku! Schidaczku! Grezar!" (Judchen, Judchen, einen Kreuzer!) lautet jetzt ihr krächzendes Geschrei, denn auch die Zigeunerkinder haben, obgleich sie nichts wissen von Lavater, physiognomische Kenntnisse aus Erfahrung und wissen einen Dorfgeher wohl von einem Studenten zu unterscheiden. Der Jude scheint aber taub zu sein für ihre nachdrückliche Forderung, denn ohne sie zu berücksichtigen zieht er aus der Tasche ein kleines Gebetbüchlein hervor und betet zu Gott sein „Tfilles haderech" — das Gebet auf dem Wege: — Und Jakob ging seines Weges und es begegneten ihm die Engel Gottes; und Jakob sprach, da er sie sah: das ist das Lager Gottes, und er nannte den Namen desselben Ortes: Lager. — Und nach-

dem er so gebetet hatte, verglich er in seiner schlichten und einfältigen Betrachtungsweise das Lager Gottes, welches der fromme Patriarch auf seinem Wege gesehen, und das Zigeunerlager, welches da vor seinem Blicke ausgebreitet lag; und die Zigeunerkinder, die sein Murmeln nicht begriffen, ließen von ihrer Zudringlichkeit und flohen in heiliger Scheu vor dem einfachen Mann, den sie wahrscheinlich für einen mächtigen Zauberer hielten, Schutz suchend zu ihren Erzeugern zurück. Nicht lange dauerte es, so kamen sie wieder, denn ein Bauer fuhr auf seinem Gefährte im kleinen, mäßigen Trabe vorbei; sie liefen mit den Pferden um die Wette und sprangen von allen Seiten, die kleine Gabe heischend, um das niedrige Wägelchen. Einige derbe Peitschenhiebe, die der verdrossene Wagenlenker auf den Rücken der nächst dem Gefährte Laufenden niederfallen ließ, und welche die kleine Horde fliehen machten, liefern den Beweis, daß der nämlichen Wirkung nicht immer die nämliche Ursache zugeschrieben werden darf, wenn es sich um die Lösung kulturhistorischer Fragen im Kleinen wie im Großen handelt. Der nächste nach dem bequem fahrenden Bauer, war ein junger Bursche von furchtsamen Aussehen, welcher als Bote in den benachbarten Ort jenseits des Waldes zu gehen hatte; er mußte das gefürchtete Zigeunerlager passiren. Wieder kamen die Zigeunerkinder, und da er in seiner Furcht vor ihnen die Flucht ergriff, so setzten sie ihm schreiend und Steine werfend nach. Sein Glück war, daß rasch hinter ihm ein unwirscher Geselle daher kam, welcher das lustige Treiben schon aus der Ferne beobachtet hatte. Wie der alte Hexenmeister in Goethes „Zauberlehrling" verstand auch er den Spruch, die Geister zu bannen. Nicht „Besen, Besen, seid's gewesen!" — sondern: „nem sobot!" (es ist nicht erlaubt!) — lautete die Zauberformel, die er mit kräftiger Lunge und geübter Zunge in ihre Ohren donnerte, und worauf sie sich scheu und furcht-

sam, anerkennend die Macht eines Herrn und Meisters, von der Wahlstätte ihrer Heldenthaten zurückzogen.

Bald aber erregt eine andere Gestalt die Aufmerksamkeit des Zigeunerlagers, und nun sind es nicht nur die Kinder, sondern auch Viele der Erwachsenen, die sich auf die Beine machen. Im ruhigen Schritt bewegte sich ein Mann daher von kolossaler Gestalt und imponirendem Aussehen. Sein Alter stand zwischen dreißig und vierzig; der Gang wäre noch stolzer gewesen, hätte er nicht den Kopf etwas zur Erde gesenkt. Unter dem breitkrämpigen Tirolerhut, der die schön gewölbte Stirne verdeckte, wallte ein noch reiches dunkles Haupthaar hervor, das ihm in freiwillig sich ringelnden Locken über die Schulter herabhing; das ausdrucksvolle Gesicht, in dessen Auge ein ungewöhnliches Feuer spielte, war von einem schwarzen Vollbart umrahmt, der in strotzender Fülle Kinn und Oberlippe bedeckte. Die Brust von kräftiger Wölbung, nicht eingeengt durch festanliegende Kleidung ruhte auf ein paar sichern Säulen, die in hirschlederne Beinkleider gespannt die kräftigste Muskulatur verriethen. So schritt er einher und näherte sich dem Lager. Sein Weg schien ihn in dieses zu führen, denn er lenkte von dem Fahrweg ab und bog quer ein, den Weg kürzer abzuschneiden. Den Zigeunern, die ihm entgegen gegangen waren, reichte er, als sie ihn einholten, ohne Scheu die Hand, als ob er zu ihnen gehören würde; unter die Kinder vertheilte er Brod, das er vom Orte mitgebracht. Es war der „Zigeuner-Hannes“ — so genannt, weil sein freundschaftlicher Verkehr mit den Zigeunern im Städtchen allenthalben mit Mißtrauen wahrgenommen wurde. Als er das Lager erreichte, wurde er von den Männern und Weibern, die ihn hier erwarteten, begrüßt, und er hatte mit manchem derselben gar vieles zu besprechen. Der Braten, der inzwischen fertig geworden war, hatte ohnehin die früheren Gruppen schon in eine einzige aufgelöst; sie freu-

ten sich des köstlichen Mahles und ihr Freund, der Hannes, sah behaglich hingelagert, mit Lust, wie sie es sich wohl schmecken ließen, nicht ohne sinnige Betrachtungen über die verschiedenen Bedürfnisse der Menschen und über das, was man in verschiedenen Lebenskreisen unter „Glück" versteht, im Innern anzustellen. Nach Beendigung des fröhlichen Mahles führte einer der Häuptlinge unsern Hannes zu einer der Hütten und zog aus derselben einen wohl in Stroh und Heu eingewickelten Gegenstand heraus. Da drin ist Alles! sprach der Zigeunerhäuptling und schob den Gegenstand wieder in die dunkle Hütte. Wartet hier, bis es Nacht wird, setzte er fort, denn früher könnt Ihr's doch nicht gut mit in den Ort hinein tragen; Ihr möchtet sonst Verdacht erregen und wir bekommen die Polizei auf den Hals. — Hannes blieb, bis es dunkel ward. Als er aus dem Zigeunerlager zurückkehrte, goß der stille Mond sein blasses Licht auf die Erde nieder. Er begegnete keinem Menschen und der Mond ist verschwiegen.

III.

Im neuen Hause.

Zallel Kralitzer wohnte mit seiner kleinen Familie wieder im eigenen Hause. Wenige Jahre waren verstrichen seit jener Nacht, die ihn um den größten Theil seines Hab und Guts gebracht, und schon war es ihm wieder gelungen, sich durch unausgesetzten Fleiß im Verein mit der wohlberechneten Sparsamkeit seiner haushälterischen Lebensgefährtin aufs Neue zur Höhe empor zu arbeiten. Er befand sich, was zum nicht geringen Theile das Glück seines Lebens ausmachte, wieder auf eigenem Grund und Boden und fühlte sich als sein eigener Herr. Er hatte sein Häuschen diesmal noch schöner und geräumiger aufgebaut, als

es vor der verderblichen Feuersbrunst gewesen war; er hatte über dem Erdgeschoß ein erstes Stockwerk errichtet, was früher nicht der Fall war und was bei den Häusern in der „Gasse" damals überhaupt noch zu den Seltenheiten gehörte. Auch diesmal hatte er den Arm der weltlichen Gerechtigkeit von den Mauern seines Hauses fern gehalten; der bauhandwerkliche, weinselige und händelsüchtige Drab war von ihm auch diesmal unberücksichtigt gelassen. Zallel dachte nicht an den Drab, desto mehr dachte der Drab an ihn.

Es war Freitag Abend, der Rüstabend des „großen Sabbath", welcher dem Ueberschreitungsfeste vorangeht. Zallel hatte durch den Gemeindediener sämmtliche Mitglieder der Gemeinde für den folgenden Tag zu sich einladen lassen, denn er feierte die Einweihung des neuen Hauses, und seine emsige Gattin hatte zu dieser ihr Herz erfreuenden Feier die wohlgeordnetsten Vorbereitungen getroffen. Denn noch eine zweite Maxime hatte sie von ihrem seligen Vater her im Gedächtniß. Er pflegte zu sagen: Ein Kreuzer muß Einem so viel sein, wie ein Dukaten, manchmal aber darf Einem der Dukaten nicht mehr sein, wie ein Kreuzer! — Und darnach benahm sie sich auch. Die erste Hälfte dieses weisen Spruches hatte sie alle Tage Gelegenheit anzuwenden, nun kam auch eine Veranlassung zur passenden Anwendung der andern Hälfte. Es galt der Feier des neuen Hauses, der wiederholten Verwirklichung ihres Lieblingswunsches, und es wäre hierbei ebenso am unrechten Orte und zu unrechter Zeit gewesen, ängstlich zu sparen, wie in der Regel leichtsinnig zu verschwenden.

Die kleine Familie saß still vergnügt bei der Freitagabendmahlzeit und die drei Knaben, welche unterdeß recht kräftig herangewachsen waren, zeigten durch ihre gesegnete Eßlust, daß sie sich der in den Gesängen vorgeschriebenen

Verpflichtung, an „Fleisch, Wein und Fisch“ sich zu erquicken, ohne große Ueberwindung unterwarfen.

Der glückliche Vater betrachtete mit Wohlgefallen die wacker arbeitenden Knaben und richtete an sie die Frage, was sie die Woche über beim Lehrer Feines gelernt hätten. Die verständige Mutter aber ermahnte: Zallel-Leben! thu' sie nichts fragen in währendem Fischessen; so ein Jüngel kann leicht, Gott behüt, in wilden Wald hinein gesagt, eine Grät' „schlinken“ (schlucken).

Dieser Ermahnung ward von Seite des Mannes lächelnd Folge geleistet, aber so bald als die Fische verzehrt und die Teller gewechselt waren, mußten sie über die in der Woche erworbene Weisheit Rechenschaft ablegen.

Wir haben, berichtete Chananjah, der älteste, in dieser Woche die „Gode“ (die Erzählung von dem Auszuge der Israeliten aus Aegypten) gelernt.

Weil bald „Pessech“ sein wird, setzte Asarjah, der Jüngste erklärend hinzu.

Sarjeleh hat aber nicht so weit gelernt, wie wir zwei, sagte darauf Mischaël, der mittlere, weil er noch zu klein ist. Er hat nur gelernt bis zu der „Knöderlsupp“, und wir zwei bis zu dem vierten Becher Wein.

Da dafür aber, sagte Asarjah, verletzt durch solche Zurücksetzung, „werd ich beim Seder“ (Mahlzeit) ganz allein die „Manischtaneh“ (die Frage über das veränderte Benehmen in dieser Nacht) fragen, der Lehrer hat's gesagt, weil ich der jüngste bin.

Nu ich werd' hören, was Du schon Alles kannst, auf die Woch' zu gesund! sagte der Vater zu dem Jüngsten und hierauf sich wieder an die Gattin wendend, sprach er seine Freude aus, über das Glück, das der morgende Tag ihnen bringen werde. Mit diesem Gefühle froher Erwartung ging die kleine Tischgesellschaft auch zu Bette.

Die Zeit des schönen, freudigen Festes war da. Allmälig versammelten sich kurze Zeit nach dem Mittagessen die Gemeindemitglieder, um Zallel zu dem neuen Hause Glück zu wünschen. Die Leute gingen immer ab und zu, denn der beschränkte Raum faßte nicht viele Personen, und so nahm die jeweilige Gesellschaft mit jeder Minute je nach dem Temperament der Weggehenden und Ankommenden einen andern Charakter an, gleichwie sich dem Wanderer beim mäligen Weiterschreiten die Physiognomie der Landschaft in stets veränderter Weise zeigt. Unveränderlich aber blieb den ganzen Nachmittag über die schöne Fröhlichkeit, in welcher sich die Theilnahme an dem Glück des allgemein geachteteten Mannes unverholen aussprach. Der perlende Wein trug zur Erhöhung der fröhlichen Stimmung nicht wenig bei, noch mehr aber die Anwesenheit des Gawriele Stuffer, welcher die heitere Laune durch seine Späße im besten Gange zu erhalten wußte.

Mit einem Male wurde diese Fröhlichkeit zu nichte; es klopfte an die Thüre und herein trat eine amtliche Kommission, bestehend aus dem Syndikus, dem Drab, dem christlichen Ortsvorsteher, dem Amtschreiber vom Oberamte, zu welchem die Gemeinde gehörte, und zwei vom Brünner Kreisamte herausgeschickten Polizei-Soldaten. Der Drab, welcher seiner Ortskenntniß halber, den eigentlichen Führer der Kommission bildete, hätte den Zeitpunkt gar nicht richtiger wählen können, wenn es in seiner Absicht lag — und man hat keinen Grund gegen diese Voraussetzung — die ganze Judengemeinde, namentlich aber Zallel Kralitzer und sein Weib, aus der fröhlichsten Stimmung heraus in die tiefste Traurigkeit zu versetzen.

Die Kommission war schon in der ersten Nachmittagsstunde ausgegangen, um den Diebstahl, welcher in einem benachbarten Orte begangen wurde, und um welchen es sich hier handelte, zu entdecken. Zuerst zog die Kommission

hinaus gegen den Wald, direkt in das Zigeunerlager. Hier wurde Alles durchsucht, aber nichts gefunden. Mit barschen und sanften Reden, mit Faustschlägen und Versprechungen von Belohnung suchte man irgend ein Wort zu erhaschen, welches auf eine Spur zu leiten geeignet gewesen wäre; aber nein, aus der geschwärzten Rotte war nichts herauszubringen, gegen Schläge und Verlockungen gleich unempfindlich blieb sie stumm wie das Grab, und wenn Einer sprach, so war es nichts anders, als ein hartnäckig Läugnen. Von den gestohlenen Sachen wollten sie nichts wissen. Unverrichteter Sache zog die Kommission von dannen und bewegte sich nach der Langgasse zu der „Chaluppe“ des „Zigeuner-Hannes“.

Die werden nicht so dumm sein, die Sachen bei sich zu behalten, meinte der Drab. Wenn Einer so viel Prax hat wie ich, so weiß er schon, wie man mit Speck die Mäuse fängt. Wir gehen zum „Zigeuner-Hannes“.

Der „Zigeuner-Hannes“ war aber nicht zu Hause und die Thüre seiner „Chaluppe“ verschlossen. Man suchte ihn im ganzen Orte, er war nicht zu finden; er blieb unsichtbar.

Dies erweckte Verdacht gegen ihn, und der Drab, welcher ausgegangen war, um ihn zu suchen, sagte, als er von seiner Expedition zurückkam: Den „Zigeuner-Hannes“ bring ich nicht, aber den Schlossermeister mit einem großen Schlüsselbund und einem Dietrich. Wozu gibt's denn Schlosser in der Welt?

Die Thüre der „Chaluppe“ wurde geöffnet und die Kommission begann mit der Durchsuchung. Man kehrte dem armen Häusler das Unterste zu Oberst, aber vergebens; der Diebstahl wollte sich durchaus nicht zeigen. Schon ermüdete die Kommission in ihrem Amtseifer, schon gab sie die Hoffnung auf, irgend ein Resultat zu erreichen. Aber wie Kolumbus auf seiner berühmten Entdeckungsreise den Muth und die Ausdauer seiner Schiffsmannschaft durch die

in ihm wohnende Kraft der Ueberzeugung zu beleben und neu anzuspornen wußte, so auch erkaltete, si licet componere, der Amtseifer des edlen Führers dieser Gruppe nicht, und mit dem Rufe: Noch ist Polen nicht verloren! führte er die Kommission von dannen. Wir gehen in die Judengasse, sagte er, es gibt dort Leute, die gerne neue Häuser bauen, wenn sie auch sonst nicht viel zu beißen und zu brechen haben. So etwas führt man nur aus, wenn man mit dem „Zigeuner-Hannes" in dicker Freundschaft lebt!

Und so begab sich denn die amtliche Kommission, neugierig, ob sie nun glücklicher sein werde, als bisher, von der Langgasse in die Judengasse und trat zum Schrecken der Anwesenden und des Hauseigenthümers in die Wohnung Zallels ein.

Weh geschrien, sagte Rahel zu ihrem Mann, was wollen die Leute da?

Ihr Juden werdet nächster Tage Eure Ostern haben! nicht wahr? begann der Syndikus.

Gestrenger Herr Syndikus! Ja! antwortete Zallel.

Nun, da braucht Ihr wieder Christenblut zu Euren „Mazes" (ungesäuerten Broden).

Gott soll behüten! Nein!

Es ist aber ein Kind verloren gegangen!

Das ist ein lügenhafter Verdacht, sagte Reb Chaim Melamed.

Ihr habt nichts zu reden, herrschte diesen der Syndikus an, zu antworten hat nur der, an den ich die Frage richte. Ihr Zallel gebt den Buben heraus.

Gott soll mich strafen, wenn ich von einem Kind etwas weiß, gestrenger Herr Syndikus. Ich bin selber ein Vater von drei Kindern, sie sollen mir leben, und weiß, wie man ein Kind gern hat; aber hier schwör' ich, eingraben soll ich meine drei Kinder in die Erd' von heut bis morgen, wenn ich etwas weiß von einem verloren gegangenen Kind.

Na, na, sagte der Syndikus lächelnd, Ihr braucht nicht so viel zu schwören. Ich hab Euch nur wollen ein bischen Schrecken einjagen, weil Ihr mit Eurem Häuserbauen mir sonst gar zu muthwillig werdet. Ich lieb es nicht, wenn sich die Juden zu breit machen. Die Juden sind bei uns nur eine geduldete Nation und sollten demüthiger sein, als sie sind. Geht nach Jerusalem, dort könnt Ihr bauen, so viel Ihr wollt.

Bis der Messias wird kommen, Herr Syndikus-Leben, auf einem Esel zu reiten, dann gehen wir auf Jerusalem und ich reit' vor als Stabstrompeter, sagte Gawriele Stuffer, nachdem er wahrgenommen hatte, daß sich die drohende Gefahr in einen bloßen Scherz aufgelöst.

Wenn Ihr auf den warten wollt, sagte der Syndikus, dann werden wir Euch hier lange noch nicht los werden, während er ein Glas Wein, das ihm Zallel schüchtern anbot, gnädigst anzunehmen sich anschickte.

Zallel füllte noch mehrere Gläser und reichte dieselben höflich an alle anwesenden Mitglieder der Kommission der Reihe nach.

Man that dagegen keinen Widerspruch.

Sie haben mich durch Ihren gnädigen Spaß wirklich sehr stark erschreckt, gestrenger Herr Syndikus, wagte jetzt Rahel, Zallels Gattin zu äußern.

Der gestrenge Herr Syndikus liebt einen blinden Feuerlärm, sagte Gawriele Stuffer.

Wißt Ihr, Ihr Kuhjud, daß ich Euch für diese Aeußerung in's Loch stecken lassen könnt'?

Für was in's Loch stecken? sagte der Stuffer. Ich hab' dem gestrengen Herrn Syndikus ja nur wollen ein Kompliment machen. Soll ich denn annehmen, daß ein wirklicher Feuerlärm dem gestrengen Herrn Syndikus lieber ist, als ein blinder?

Uebrigens ist's für heute nicht ganz so blind, als Ihr glaubt! Das von dem Kind ist freilich nur ein Scherz

von mir gewesen, aber Ihr werdet doch nicht die Anmaßung so weit treiben, anzunehmen, daß ich in keiner andern Absicht hergekommen bin, als mit Euch einen Scherz zu treiben. Ich fordere Euch auf, wendete der Syndikus sich nun an Zallel, mir die sämmtlichen Schlüssel von Allem, was in Eurem Hause verschließbar ist, zu übergeben.

Zallel glaubte, es werde sich nun ein zweiter Scherz entpuppen und übergab dem Syndikus sämmtliche Schlüssel, so sich in seinem Hause befanden.

Nun müssen die Gäste sich entfernen, sagte der Syndikus, denn wir müssen eine strenge Haussuchung vornehmen.

Die Leute entfernten sich und die Thüre des Hauses wurde abgesperrt.

Die Haussuchung begann; aber man hatte nicht lange zu suchen. In einer Schublade des Kastens mitten im Zimmer fand man sogleich einen in Stroh und Heu sorgfältig eingewickelten Gegenstand, und als derselbe enthüllt und das Kästchen, das zum Vorschein kam, besichtigt wurde, war man mit der Hausdurchsuchung auch schon fertig.

Woher habt Ihr dieses Kästchen? fragte der Syndikus, indem er es öffnete und mit einem Blicke übersah, daß noch Alles darinnen sei, was gesucht wurde und kein einziges Stück fehle.

Zallel in seiner Arglosigkeit hatte die Antwort schon auf der Zunge. Aber in demselben Augenblicke, da er die Wahrheit angeben und sagen wollte: Vom Hannes! durchzuckte es sein ganzes Innere; das Wort erstarb auf der Lippe, ehe es derselben entflohen war, und der Gefragte gab die ungeschickteste Antwort, die man einem gestrengen Syndikus geben konnte; er behauptete nicht zu wissen, wieso es in seinen Kasten den Weg gefunden habe.

Das werdet Ihr einem Andern weiß machen, sagte der Syndikus.

Da aber Zallel bei seiner gethanen Behauptung steh'n

blieb, sagte der Syndikus sich zu den andern Mitgliedern der Kommission wendend: Wir brauchen hier nicht erst lange Zeit Protokoll aufzunehmen, wir können uns das Verfahren billig abkürzen. Der Diebstahl ist einmal hier im Hause gefunden worden. Gesteht er nicht ein, von wem er denselben hat, so ist er selbst als der Dieb zu behandeln. In jedem Falle ist er entweder der Hehler oder der Stehler. Wir werden die Wahrheit schon herausbekommen.

Hierauf ertheilte er den beiden Polizei-Soldaten Befehl, den Juden festzunehmen. Als man ihn unter dem Jammern seines Weibes und zum Schrecken der vor dem Hause stehenden Menge, die noch nicht wußte, was hier vorgegangen war, abführte, sagte der Drab zu dem Arrestanten: Nu, Reb Zallel! denkt Ihr noch an die Geographie? nicht wahr, ich versteh' das besser?

IV.

Für den Hannes.

Zallel wurde nach Brünn abgeführt und trotz der hartnäckigen Behauptung, er wisse nicht, auf welche Weise das Schmuckkästchen in sein Haus gekommen sei, auf Grundlage der unwiderleglich gegen ihn sprechenden Indizien ins Kriminal gesetzt. Es fehlte ihm in diesem unfreiwilligen Aufenthaltsorte nicht an Muße, sich allerlei ernsten Betrachtungen hinzugeben. Zuerst bemächtigte sich seiner das Gefühl des Verlustes seiner Freiheit in voller Kraft. — Großer Gott, sagte er sich in seiner tiefsten Bekümmerniß, was hab' ich gegen Dich gesündigt, und womit hab' ich ein so hartes Loos verdient? Was hab' ich gethan, das Unrecht ist in Deinen Augen, und was hab' ich unterlassen, das ich hätte thun sollen! Hab' ich Deinen geheiligten Namen beleidigt, so ist es unwissentlich geschehn, und wenn mein Mund ge-

sprochen haben sollte, was Dir in Deiner himmlischen Wohnung zuwider ist, mein Herz weiß nichts davon, in meinem Innern bin ich mir keiner Sünde und keines Fehls gegen Dich bewußt. Hab' ich mich an meinen Nebenmenschen versündigt, hab' ich an meinem Weib oder an meinen Kindern schlecht gehandelt, hab' ich mit ihr jemals in Unfrieden gelebt, hab' ich auf meine Kinder nicht genug väterliche Sorgfalt verwendet, hab' ich sie zu wenig angehalten zur Lehre und Ausübung der Gebote, wenn ich etwas von dem Allem gethan oder vernachlässigt habe, großer Gott, warum strafst Du in Deinem heiligen Zorn nicht mich allein? warum müssen diese unschuldigen Kinder, dieses unschuldige Weib für Vergehungen büßen, woran sie kein Theil haben? warum nimmst Du mich von ihnen weg, reißest mich aus ihren Armen und entziehst ihnen die Stütze des Hauses, auf welche sie sich bisher verlassen haben? Hab' ich mich an andern Menschen vergangen, hab' ich jemals einen Menschen öffentlich beschämt, hab' ich vor einem Thora-Lehrer jemals nicht die nöthige Achtung gehabt, hab' ich Armen und Dürftigen in der Gemeinde nicht genug Almosen gegeben und ihnen den gebührenden Theil vorenthalten, den Du in Deiner Weisheit bei mir nur als ein Pfand hinterlegt hast, hab' ich dem redlichen Arbeiter seinen Lohn verweigert, hab' ich auf hohe Zinsen Geld weggeliehen und Wucher getrieben, wenn ich etwas von dem Allem unwissentlich gethan oder unterlassen habe, „denn es ist doch auf der Erde kein Gerechter, welcher bloß Gutes thut und nicht sündigt"; Moses, unser Lehrer, hat doch gesündigt und Dich erzürnt, um wie viel mehr ich sündiger Mensch, und ich kann mir doch nicht einbilden, daß ich immer nur in Deinen Wegen gewandelt bin und Deinen gerechten Zorn niemals sollte erregt haben, wenn ich also etwas gegen meine Nebenmenschen begangen habe, warum großer und gerechter Gott, warum strafst Du mich nicht selbst mit Deiner göttlichen

Hand, warum überlieferst Du mich in die Hand von Fleisch und Blut, in die Hand von Menschen, welche keine Barmherzigkeit kennen in ihrer Strenge und die nicht zu unterscheiden wissen das Falsche von dem Wahren, das Schlechte von dem Rechten und das Böse von dem Guten, warum lässest Du mich strafen von Menschen für ein Verbrechen, das ich nicht begangen habe, warum bin ich hier festgehalten als ein Dieb oder Diebshehler, da Dir in Deiner Allwissenheit doch bekannt ist, daß ich kein Dieb und kein Diebshehler bin. Sollte ich Dich aufgebracht haben durch Hochmuth, will es Dir nicht gefallen, daß ich hinfälliger Mensch mich untersteh' mir mein eigenes Haus zu bauen, an welchem vielleicht allzu sehr mein Herz hängt, während Dein heiliger Tempel in Jeruschulaim zerstört liegt, und hast Du mir vielleicht in Deiner göttlichen Güte mit dem Brand, der mich vor einigen Jahren betroffen hat, einen Fingerzeig gegeben, und ich bin nochmals hingegangen und hab' mich unterstanden auf dieser Welt, die nur eine Reise ist zu der jenseitigen, ein festes Haus zu bauen, nicht achtend Deinen göttlichen Willen oder nicht verstehend Deinen göttlichen Wink, warum hast Du starker Gott in Deiner Allmacht es mir nicht zum zweiten Male nieder geworfen, warum hast Du keinen Blitz geschickt aus Deinem erhabenen Himmel, daß er es zerschmettert, warum hast Du den Sturmwind nicht geschickt, daß er es wegträgt, Du hast doch viele Boten, die Deinen göttlichen Willen vollführen, damit der sündige Mensch erkennen kann, wer Du bist. Ich hätt' ja Alles von Deiner strafenden Hand als eine Gnade angesehen und ohne Widerrede ertragen, warum muß ich aber hier büßen für ein Verbrechen, das ich nicht begangen habe! Doch Du bist gerecht und weißt allein, was Du thust, und der schwache Mensch kennt nicht Deine Wege und begreift nicht Deine göttliche Handlungen. Eine Sünde erzeugt die andere, und was ich auch immer begangen habe, daß Du mich

da hierher gebracht hast an diesen Ort der Schande und des Elends; was ich hier gesündigt habe, das weiß ich — ich habe vor meinem menschlichen Richter die Wahrheit verhehlt und hab' ihm nicht angegeben, wie so die Sache in mein Haus gekommen ist, während ich doch bei mir ganz gut gewußt hab', wie es geschehen ist, und wer sie mir gebracht hat. Du aber wirst mir diese Unwahrheit nicht anrechnen, Du wirst mir sie verzeihen, Denn Du siehst ja hinein in's Herz des Menschen, Du bist ein Richter, der Herz und Nieren prüft, und urtheilst nicht nach der Handlung, sondern nach der Absicht, und Du weißt, daß meine Absicht keine schlechte war. Wenn ich die Wahrheit hier angegeben hätt', wenn ich ausgesagt hätt', daß Hannes das Kästel zu mir gebracht hat, daß ich es ihm aufheben soll, was wär' davon die Folge gewesen? Man hätt' ihn eingesperrt und mich auch. Man hätt' ihn als den Stehler und mich als den Hehler betrachtet, und wenn ich auch noch so sehr betheuert hätt', daß ich gar nicht gewußt hab', was in dem eingewickelten Gegenstand enthalten ist, man hätt' es mir ja doch nicht geglaubt und ich hätt' es nicht beweisen können, und wenn der Hannes auch noch eingesperrt worden wär', so wär' ich jetzt in meinem tiefsten Schmerz nur noch um den Trost ärmer, den es mir gewährt, wenn ich bedenke, daß Hannes, unterdeß ich hier schmachte, mein Weib und Kind daheim gewiß nicht verlassen, sondern an ihnen als ein Freund handeln und Vaterstelle vertreten wird. Aber nein! Du allwissender Gott, weißt es, daß das, was ich denke, meine wirkliche Meinung nicht ist, — auch wenn ich die sichere Ueberzeugung gehabt hätte, daß ich durch die Angabe der Wahrheit meine Person gänzlich gerettet hätte, wenn ich eben so gewiß, als ich weiß, daß es nicht der Fall gewesen wäre, gewußt hätt', daß Hannes allein die Strafe wird zu büßen haben und ich dabei ledig ausgehe, doch wäre ich nicht im Stande gewesen, das Ge-

heimniß zu enthüllen. Denn wie hätt' ich sollen den ins Unglück stürzen, dem ich zu danken so viel Ursache habe, der mir mein Weib und meine Kinder aus dem Feuer gerettet, und der an mir wie ein wahrer Bruder gehandelt hat! Ob Hannes ebenfalls durch Zufall zu dieser Sache gekommen, wie ich, ob er an derselben eben so unschuldig ist, wie ich, oder ob er schuldig ist und gewußt hat, was er thut, ich weiß es nicht und ich will es nicht wissen; es ist nicht meine Sache mich über ihn zum Richter aufzuwerfen, seine Handlungen liegen klar vor Dir und Du wirst sie einst richten in jener Welt; ich aber hab' keinesfalls können an meinem theuersten nnd treuesten Freunde einen Verrath üben. Ich kenne sein Herz, und wenn etwas im Stande ist, mich zu trösten in dem Unglücke, welches mich heimgesucht hat, so ist es Eines: — Ich will leiden, was ich zu leiden habe, ich will ausstehen die Schmerzen, die mir auferlegt sind, getrennt zu sein von Weib und von Kindern und sie in hilfloser Lage zurückzulassen, die Schmach zu ertragen, daß man in den Augen der Menschen als ein gemeiner Verbrecher angesehen und verächtlich behandelt wird und all das Elend, was mit dem Aufenthalt hier noch verbunden ist, ich will es tragen und den Muth nicht verlieren und die Hoffnung nicht sinken lassen, daß Du mich wieder erlösen wirst, ich will es tragen mit Ruhe und Ergebung in Deinen göttlichen Willen in dem tröstenden und stärkenden Gefühle: Alles wird ein Ende haben und was ich dann gelitten habe, das hab' ich gelitten für meinen Hannes.

V.

Erew Pessach.

Am Vorabend des vierzehnten Nißan (ungefähr April) findet in jedem jüdischen Hause das „Chomezbateln“ statt. Man muß sich dabei aber nicht genau an die Etymologie des Wortes halten; denn dieses bedeutet nichts anderes, als das Zerstören des Ungesäuerten, während in Wahrheit solches Zerstören, besser Verbrennen durch Feuer eigentlich erst am folgenden Tage, am Erew-Pessach, vorgenommen wird. In der „Chomezbatel-Nacht“ wird das „Chomez“ blos aufgesucht.

In einem kleinen Hause der „Gasse“ konnte diese religiöse Uebung nicht von dem frommen Hausvater vorgenommen werden; er war zum Kummer der Familie seit einigen Jahren schon fern gehalten. An seiner Statt durchsuchten seine drei Söhne, allgemein die drei Jünglinge genannt, die verstecktesten Winkel der kleinen Räumlichkeiten; sie schienen aber heute, im Gegensatze zu der schönen Bedächtigkeit, die ihnen die Mutter im Laufe der Jahre durch Wort und Beispiel anerzogen hatte, von einer ungewöhnlichen und lebhaften Unruhe erfüllt, so daß sie sich einige Mal von Seiten der vorsichtigen Mutter die Ermahnung gefallen lassen mußten, doch ja auf das Licht besser Acht zu geben. Die Unruhe, die sich an den drei Jünglingen zeigte, rührte von freudiger Erwartung her. Sie erwarteten den Vater. Seine Strafzeit war zu Ende und er konnte jeden Augenblick eintreten.

Es war eine trübe, traurige Zeit, die Zeit in der sie den Anblick des geliebten Vaters entbehren mußten. Hätte die tugendhafte Frau es nicht verstanden die feste Ueberzeugungstreue, welche sie selbst mitten im Unglück aufrecht hielt, auch in die aufkeimenden Gemüther zu pflanzen, und wäre Hannes, der Freund des Hauses, ihnen nicht in jeder

Weise zur Seite gestanden, es ist schwer zu sagen, wie sie die schwere Zeit überstanden haben möchten. So aber hielt Eins das Andere, die Mutter hielt die Kinder, diese wiederum hielten die Mutter und alle zusammen hielt der Hannes wie der Schlußstein in einem Gewölbe, in welchem jedes Glied zugleich trägt und getragen wird, das ganze zusammenhält.

Die böse Welt verfehlte nicht solch uneigennützige Freundschaft mit schmutzigem Verdachte zu besudeln; der Drab wollte es durchaus unnatürlich finden, daß ein solcher Kerl, wie der Zigeuner-Hannes, ganz ohne Absicht diese jüdische Freundschaft pflege, und fand, wie dies aller Orten geschieht, auch hier mehr oder minder Anhänger seiner gemeinen Denkungsart. Es ist das Vorrecht der Tugend den Verdacht des Lasters ohne Widerrede zu ertragen und ohne Vertheidigung auf sich sitzen zu lassen.

Diese trübe Zeit sollte ein Ende nehmen; der Vater kann jeden Augenblick da sein.

Schon Nachmittags waren die drei Söhne, deren ältester jetzt noch nicht dreizehn Jahre zählte, mit klopfendem Herzen auf die Brünner Straße gegangen, um dem Vater, der diesen Weg nehmen mußte, einige Stunden früher in die Arme zu eilen. Sie gingen weit ohne anzuhalten, den Vater trafen sie nicht; und sie wären noch weiter gegangen, bis tief in die Nacht hinein, wenn sie die Pflicht des „Chomezbatelns" nicht gegen das Eintreten des Abends nach Hause gerufen hätte. Traurig und zögernden Schrittes traten sie den Rückweg an; sie hofften daß sie auf diese Weise der nach Hause eilende Vater noch einholen könnte. Oft blieben sie stehen, wendeten sich um, ob sie nicht im Stande wären, ihn in der Ferne zu erspähen. Jede Gestalt die sich aus weiter Ferne näherte, fesselte ihre Aufmerksamkeit, aber vergebens; so viele ihrer auch des Weges daher kamen, der Vater kam nicht. Die Sonne war bereits nieder-

gegangen, da sagte Chananjah mit Entschiedenheit: Kinder, es nutzt nichts, wir können geschwinder gehen, der Vater kommt erst in der Nacht!

Wer hat Dir's gesagt? Woher weißt Du das? fragten gleichzeitig die beiden andern. Chananjah aber erwiderte: Wer es mir gesagt hat, der sollt es auch Euch sagen, der eigene Verstand. Der Vater = Leben kommt von keinem leichten Spaziergang heim, und er wird nicht gerne andern Menschen begegnen wollen, bevor er seine Nächsten gesehen hat.

Hierauf beschleunigten die drei Jünglinge ihre Schritte, um zur rechten Zeit nach Hause zu kommen, und die vorgeschriebene Durchsuchung des Hauses vorzunehmen.

Der jüngste von ihnen, Asarjah, trug das Licht, und er war es vorzüglich, welcher durch unvorsichtiges Hin- und Her-Irrlichteliren der Mutter zu den oben erwähnten Ermahnungen Veranlassung gab. Chananjah, der älteste, war mit einem mächtigen Flederwisch bewaffnet; mit dessen Hilfe gelang es ihm, die von der Mutter an verschiedenen versteckten Plätzen hinterlegten Brodkrumen tapfer hervorzukehren, nachdem sie Asarjah durch sein Licht der vollen Beleuchtung ausgesetzt hatte. Der große Küchenlöffel endlich, welchen Mischael in Händen hielt, diente dazu die gefundene Beute aufzunehmen. Nachdem das ganze Haus auf das sorgfältigste durchsucht und die Entdeckungsreise als beendigt angesehen werden konnte, verband man die ganze gefundene Beute als Contreband-Waare mit einem Linnenlappen in den Küchenlöffel, und dies wurde sammt dem daran befestigten Flederwisch für den morgigen Tag zurückgelegt, für den „Erew Pessach", an welchem das großartige „Chomez-Auto-da-fé" in der Regel auf dem „guten Ort" stattfand.

Nach dem „Chomezbateln" wollten die Kinder noch nicht nachtmahlen. Sie wollten auf den Vater warten, um mit ihm gemeinschaftlich am Nachtmahl sich zu freuen. Sie harrten lange, es herrschte tiefe, erwartungsvolle Stille;

der Vater kam nicht. Endlich wurde Asarjah doch um Bier geschickt. In der „Chomezbatel-Nacht" wird in den meisten jüdischen Häusern Bier getrunken; denn es darf von da an neun Tage lang kein Bier getrunken werden. Es gibt in der „Gasse", die sich überhaupt was das Trinken betrifft einer großen Mäßigkeit befleißigt, nicht gerade Wenige, die das ganze Jahr hindurch nur äußerst selten Bier trinken; in dieser Nacht aber trinken sie fast Alle Bier; denn so ist der Mensch geartet. Auf Genüsse, die er sich, sobald es ihm beliebt, jeden Augenblick verschaffen kann, sieht man ihn nicht selten gerne und freiwillig verzichten; so wie sich aber zwischen seinem Willen und der Möglichkeit der Erreichung des Wunsches eine fremde Macht einschiebt, tritt sein Begehren sogleich mit größerer Heftigkeit auf. Die drei Jünglinge waren ebenfalls keine sogenannten Biertrinker von Profession; sie tranken auch jetzt in so nüchterner Zurückhaltung, daß sie nicht befürchten mußten, sie würden in ihrer Trunkenheit die sehnlichst erwartete Ankunft des Vaters verschlafen. Sie wachten lange; der Vater kam nicht. Sie gingen auf den Wunsch der Mutter zu Bette; aber auch hier schliefen sie nicht ein, sie horchten emsig auf jeden Tritt und Schritt in der Gasse. So oft Jemand draußen vorüberging schlugen die Herzen höher, sie meinten, jetzt ist er da, jetzt wird er an die Thüre pochen; sie warteten vergebens, der Vater kam nicht. Die gesunde Natur forderte endlich den schuldigen Tribut. Einer nach dem Andern von ihnen schlief ein, und als sie des Morgens wieder erwachten und mit der sie ganz beherrschenden Vorstellung von dem wiederkehrenden Vater aus ihrer Kammer in die Stube traten, in welcher sie den Vater bereits anwesend vermutheten, da hatten sie sich wieder getäuscht, in ihrer freudigen Erwartung betrogen gesehen, der Vater war nicht da.

Die drei Jünglinge waren traurig und hatten keine

Lust zum Frühstück. Die Mutter aber ermahnte: Kinder, tummelt Euch, daß es nicht zu spät wird, man wird bald kein „Chomez“ (Gesäuertes) essen dürfen; „Mazes“ darf man heute vor der Abendmahlzeit auch nicht essen, und wenn ihr dann hungrig werdet, müßt Ihr den ganzen Tag Erdäpfel in Euch „hineinpompen“.

Die Jünglinge gehorchten der weisen Ermahnung. Während des Frühstücks sagte Asarjah: Jetzt kommt er nicht vor heut' Nacht!

Warum? fragten die andern.

Du hast ja gestern gesagt, wendete er sich an den Aeltesten, er wird nicht wollen bei Tag heim kommen.

Heut gilt das nicht mehr, belehrte Chananjah, er wird ja nicht in den heiligen „Peßach“ hineingehn.

Dann, sagte Asarjah, gehen wir ihm wiederum entgegen.

Das thun wir auch, gab Chananjah zu, aber erst bis nach dem Chomez-Verbrennen.

Es war ungefähr neun Uhr Morgens, als der Gemeindediener durch die „Gasse“ ging und mit lauter Stimme verkündete: Gesäuertes darf nicht mehr gegessen werden.

Der „Schames“ ruft schon, sagte die Mutter, und die drei Jünglinge erhoben sich, nahmen den von gestern Abend in Bereitschaft liegenden Küchenlöffel mit dem daran befestigten Flederwisch und verließen die Stube; als sie auf die „Gasse“ hinaustraten, kam der „Schames“ eben vor dem Hause vorüber. Eine große Schaar von Kindern, welche alle mit den Resultaten des Chomezbatelns eben so bewaffnet waren, wie die drei Jünglinge, begleitete den „Schames“ durch die „Gasse“; die drei Jünglinge schlossen sich dem Zuge an, welcher bei jedem Hause immer mehr und mehr Zuwachs erhielt, bis endlich die ganze männliche Jugend der „Gasse“ beisammen war. Der Rundgang war geendet und der „Schames“ ging nach Hause. In Bezug

auf das „Chomez-Verbrennen“ konnte er sich auf die eifrige Jugend verlassen, namentlich auf die drei Jünglinge, welche, weil sie aus dem Feuer gerettet wurden, sich dieser Prozedur mit ganz besonderem Eifer annahmen. Der Zug bewegte sich nun nicht gerade in musterhafter Ordnung hinaus vor's Thor nach dem „Guten Ort“.

Nun begann die den Kindern angenehme Ceremonie. In der Nähe eines ausgehöhlten Baumes, welcher an der vom Orte entferntesten der Einfassungsmauern steht, da wo sich das abgesonderte „Priesterplätzchen“ befindet, da wurde aus dürren Reisern und Stroh eine Art von Scheiterhaufen errichtet, und alle die mitgebrachten Küchenlöffel wurden darauf gelegt. Nun wurde ein Feuer angezündet und die prasselnde Flamme schlug mächtig empor und verzehrte die dargebrachte Beute. Die verbrennenden Flederwische, die nichts anderes sind als veritable Gansflügel, erfüllten die Atmosphäre mit jenem penetranten brenzlichen Geruch, welcher jedes Mal bei Verbrennung organischer Substanzen entsteht. Die lustige Jugend schien dessen nicht sehr zu achten. Mit großem Jubel und Geschrei trugen sie immer nur noch neues Brennmaterial hinzu und schürten das Feuer zur gewaltig auflodernden, weithin sichtbaren Flamme. Die Bauern, die mit der Frühlingssaat auf den Feldern beschäftigt waren, kümmerten sich nicht viel um das Feuer, sie wußten, was es zu bedeuten hatte. In einem kleinen Orte kennen die christlichen Einwohner die Gebräuche der Juden fast eben so gut, wie diese selbst. Nur in einer großen Stadt konnte es sich ereignen, was man sich von einem christlichen Gastwirthe erzählt, der zum Rabbiner kam mit der Frage, ob denn bald wieder der Tag sein werde, wo es den Juden erlaubt ist, die Speisen einer nichtjüdischen Küche zu genießen? er meinte selbstverständlich den Versöhnungstag. Auf dem Lande wissen die Bauern sehr gut, wann der „lange Tag“ sein werde, und

so wußten sie auch, daß die jüdischen Kinder auf dem „Guten Ort“ das „Chomez“ verbrennen. Die Scheuern vor dem Thore sind allerdings mit Stroh gedeckt, aber sie sind dem jüdischen Friedhof, namentlich der Mauer, an welcher das Feuer brannte, nicht so nahe, daß irgend welche ernstliche Gefahr zu befürchten wäre. Aber einem andern Manne stieg der brenzliche Geruch in die Nase. Der Syndikus kam daher gefahren; sein Weg führte ihn ziemlich nahe an dem Friedhof vorüber und er tobte vor Wuth. Diese Judenbuben verpesten mir die Luft, ich werde sie Mores lehren! Mit solchem Entschlusse fuhr er nach dem Rathhause, in welchem sich auch seine eigene Wohnung befand.

Das Feuer prasselte lustig empor und ergriff durch einen leichten Windzug getrieben die dürren Aeste des hohlen Baumes, an die es schon lange hinaufgeleckt. Im ersten Augenblicke machte das den Kindern Spaß, und sie versetzten sich in ihrer kindlichen Einbildungskraft an die heilige Stätte, wo der Herr zu Moses aus dem brennenden Dornenbusche heraus geredet; aber bald sollten sie eine andere Stimme, als die Stimme Gottes vernehmen. Chananjah war eben damit beschäftigt, mit einigen Tüchern die Flamme an dem Aste zu ersticken, damit, wie er meinte, aus dem Spaß nicht ein Ernst würde, als die ganze jugendliche Versammlung von ihrer heitern Beschäftigung durch die Stimme des Drabs aufgeschreckt wurde.

Wer von Euch hat das Feuer angezündet? fragte er.

Keine Antwort erfolgte. Es herrschte eine Art von Corpsgeist in dieser Jugend.

Will keiner das Maul aufmachen, drohte der Drab, so sperr' ich Euch Alle ein; nennt mir den Rädelsführer, so sind die übrigen frei. Wer hat angezündet?

Sarjeleh! ließ sich eine näselnde Stimme vernehmen, deren Besitzer Blind Mordchele genannt wurde.

Sarjeleh? fragte der Drab und ging auf ihn zu.

Das ist nicht wahr! das ist nicht wahr! wir haben es! schrieen Chananjah und Mischael, welche die Schuld auf dem jüngsten Bruder allein nicht sitzen lassen konnten.

Ah so! Ihr also auch! sagte der Drab, hab' ich die Vögel jetzt, nun gut, kommt nur mit alle drei, wir werden Euch ein Bissel in die Supp' einbrocken. Ihr andern Kinder könnt nach Haus' gehn, aber nicht früher, bis das Feuer da ganz ausgelöscht ist, ich werde gleich wiederkommen; daß Niemand mehr Holz zulegt! Und ihr drei, marsch vorwärts, ihr seid grad' solche Taugenichtse, wie euer Alter im Kriminal! marsch! Gegen den gefürchteten Drab gab es keine Einwendung. Während die drei Jünglinge von ihm nach dem Rathhause geführt wurden, überschritt ein lang Ersehnter nach dreijähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder die Schwelle seines eigenen Hauses. Zallel Kralitzer stürzte dem seiner ängstlich harrenden Weibe sprachlos in die Arme.

VI.

Es geht nicht.

Zwei Neuigkeiten hatten sich mit Blitzesschnelle durch die „Gasse" verbreitet. Zallel ist heimgekommen, lautete die eine; Zallels Kinder hat man eingesperrt, lautete die andere. Es konnte nicht fehlen, daß derjenige, welcher Gegenstand der einen war, auch die andere bald erfahren mußte. Denn als er in den Armen seines Weibes die Kraft und Besinnung, welche die Wonne des ersten Wiedersehens ihm einen Augenblick geraubt, wiederfand, war seine erste Frage: Wo sind die Kinder? Beim Chomez-Verbrennen auf dem „Guten Ort", wollte die Mutter, die das Schicksal der Kinder noch nicht kannte, eben zur Antwort geben, als eine Schaar von Kindern, so viele ihrer nur

Raum hatten, in die Stube eindrang und ängstlich berichtete, was vorgegangen sei.

Der angegriffene Mann sank auf einen Stuhl zurück bei der Kunde, die sein Ohr vernahm. Besonnen suchte die Frau die neugierige Jugend, welche noch länger zu weilen Miene machte, aus dem Hause zu entfernen, und bemühte sich dann mit der Sorgfalt eines liebenden Weibes um den erschütterten Mann.

Daß mir das zukommen muß, sagte er seufzend, wie soll ich das überleben!

Versündig' Dich nicht, Zallel, ermahnte tröstend das Weib, hat man sie eingesperrt, wird man sie wieder herauslassen; ich dank nur Gott, daß Du wieder da bist.

Ohne die Kinder, rief er verzweiflungsvoll, wie kannst Du nur so ruhig sein, während ich vergehe vor Angst.

Ich denk' an die Stelle, sagte das Weib gelassen, die Du mir einmal vorgelesen hast aus der Schrift, wie der fromme Mann zu der unfruchtbaren Channah gesagt hat: Bin ich Dir nicht mehr werth, als zehn Kinder?

Jetz sag' ich Dir, versündig' Dich nicht. Mit diesen großen Gestalten aus unserer heiligen Geschichte heraus dürfen wir uns nicht vergleichen und messen wollen.

Nein, mein Kind, nicht vergleichen und messen will ich mich, aber erheben und aufrichten darf ich mich doch an ihnen. Zu was wäre denn die ganze heilige Geschichte, und alles das Große, Edle und Herzstarke, was von unsern frommen Aeltern in der „Thora“ erzählt wird, wenn nicht dazu, daß der schwache Mensch in sich geht und sich ein Beispiel nimmt an ihren Handlungen in schwierigen Augenblicken. Nein, mein Kind, betrübe Dich nicht, es wird ihnen nichts geschehn.

Du hast sie die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen, hast sie erst heute noch gesehen; Du weißt aber nicht, wie einem Vater zu Muth ist, der drei lange Jahre den

Anblick seiner Kinder nicht genossen hat. Ich geh' zum Syndikus, ich muß sie mir heimbringen.

Zallel, ich bitt' Dich um Alles in der Welt, mach' keinen voreiligen Streich! Willst Du Gewalt anwenden an einem Orte, wo Du kraftlos bist? ein unüberlegt' Wort brauchst Du nur zu reden, und er sperrt Dich auch ein.

Was fällt Dir ein, mein Kind, erwiderte Zallel weich und ruhig, von Gewalt ist nicht die Rede, wenn Einer drei Jahre lang an dem Ort gewesen ist, von dem ich jetzt herkomme, so weiß er aus eigener Erfahrung sehr gut, wie weit die Kraft eines einzelnen Menschen reicht, gegenüber den festen Einrichtungen, die die Menschen Gesetz' und Rechte nennen.

Also was willst Du, wenn Du das weißt, vom Syndikus?

Bitten! Bitten will ich ihn, sein Mitleid und Erbarmen will ich anflehen, ich will mich vor ihm demüthigen, um sein Herz zu erweichen, ich thu' Alles für meine Kinder!

Vergiß nicht, daß er Dein Feind ist; der Drab ist Dein Feind und der Drab ist hier Herr im Ort.

Desto mehr Ehre erzeig' ich ihm, wenn ich ihn bitte, und das muß er anerkennen. Wenn ich meinen Feind um eine Gefälligkeit bitte, so bin ich hochsinnig; ich zeige ihm, daß ich ihn hochachte, da ich ihm eine große Gesinnung zutraue, wenn ich von ihm die Erfüllung meiner Bitte hoffe.

Wie sehr täuschest Du Dich! Ein solcher Feind, wie Du ihn Dir denkst, Einer, der dies einzusehn im Stande wär', muß ein großer Mensch sein; ein gewöhnlicher Mensch aber, und wär' unser Syndikus nur ein solcher, denn er ist leider gar kein Mensch, wird das, was er an Dir als Hochsinn achten sollte, als eine Keckheit und Vermessenheit aufnehmen, und leider ist das Eine von dem Andern äußerlich schwer zu unterscheiden.

Bei diesen Worten trat Hannes ein. Ein einfacher

Händedruck genügte diesen beiden Männern Alles auszudrücken, was sie für einander fühlten. Hannes erfuhr nun, auf welche Weise die Freude des Wiedersehens getrübt sei. Empörung erfüllte seine Seele und heiliger Zorn glühte auf seiner Stirn; die buschigen Augenbraunen zogen sich mächtig zusammen und krampfhaft ballte er die nervige Faust.

Geh, sagte er, nachdem ihm die Meinungsverschiedenheit der beiden Gatten kund geworden war, Rahel hat Recht, denn das sind lauter Unmenschen; aber geh', thu das Aeußerste, und wenn er so verhärtet ist, daß er gegen Deine Worte unempfindlich bleibt, dann will ich seiner Gestrengen zeigen, wer der Hannes ist.

Was mein Weib nicht verhindern kann durch ihre Sanftmuth und durch ihre verständige Rede, davon könntest Du mich zurückbringen durch die Wildheit, mit der Du das da gesprochen hast. Glaubst Du denn, daß ich Dich einen unbesonnenen Streich begehen lassen möchte? lieber will ich über ganz „Pessach" meine Kinder nicht sehen; ich geh' aber, denn ich bin der Meinung, es wird nicht so weit kommen, und er wird meinen Bitten Gehör geben.

Zallel ging zum Syndikus; Hannes ging seiner Wege. Das Weib blieb in Ungeduld zurück, harrend des Ausganges.

Zallel stand vor dem Syndikus, und es entwickelte sich zwischen den beiden Männern folgende Unterhaltung:

Ah! der Zallel! Zurück von Brünn! Was bringt mir der Zallel?

Herr! ich bringe nichts, aber — ich will etwas mit mir nehmen!

Ja, ja! das glaub' ich gern; das ist so ganz in Eurer Art! Wenn Ihr aber wüßtet und befolgen würdet, was das Evangelium sagt, so wär't Ihr nicht in's Kriminal gekommen.

Ich weiß nicht, ob es von Ihnen recht ist, Herr Syndikus, mich an eine Strafe zu erinnern, die ich abgebüßt habe.

Oho! Ihr werdet doch mir gegenüber nicht etwa den Stolzen spielen! Demuth ist auch nicht Eure Tugend; die könntet Ihr auch aus dem Evangelium lernen.

Herr Syndikus! Sie wissen, daß ich keine Pflicht habe, etwas aus dem Evangelium zu lernen. Es hat demüthige Menschen gegeben, bevor das Evangelium existirt hat, und es haben nicht Alle den Stolz abgelegt, die an dasselbe glauben.

Meint Ihr mich? wollt Ihr da etwa Stichelreden führen?

Ich meine Niemand, und will keine Stichelreden führen. Sie sind Christ und ich bin Jude und keiner von uns beiden ist es aus freier Wahl geworden. Ich hab' damit nur sagen wollen, was ich thun und was ich lassen soll, schreibt mir die „Thora" vor.

Man sieht es klar, wie gut sie es Euch vorschreibt! Zum Glück aber herrschen über Euch die Landesgesetze.

Geben Sie doch unserer heiligen Lehre nicht Schuld, wenn einer ihrer Bekenner unrecht handelt; Sie müßten ja sonst auch das Evangelium verwerfen, weil einzelne Christen seine Vorschriften außer Acht lassen! und die Landesgesetze wachen doch nicht über die Juden allein.

Daß ich mit Euch mich da in einen dummen Wortstreit einlasse! Ihr Juden seid ein verblendetes Volk und damit Punktum! Ihr seid doch nicht hergekommen mit mir über Religion zu streiten!

Nein, Herr Syndikus! es hat Ihnen gefallen, dem Gespräche diese unerwartete Wendung zu geben.

Also rasch, was wollt Ihr? ich hab' nicht lange Zeit.

Meine Kinder!

Kinder? das sind keine Kinder mehr!

Dem Vater bleiben sie es immer. Lassen Sie sie frei!

Geht nicht. Sie müssen gestraft werden!

Gestraft? wofür?

Wegen feuergefährlicher Handlung!

Seit undenklichen Zeiten verbrennt man hier auf dem Friedhofe die ungenießbaren Ueberreste von Brod und Gesäuertem vor dem Osterfeste, und niemals ist darin eine feuergefährliche Handlung gesehen worden!

Das ist ein Unfug! solcher Unfug muß aufhören, ich duld' ihn nicht.

Es steht in Ihrer Macht ihn aufzuheben, Herr Syndikus! aber warum wollen Sie bestrafen, wo noch nichts begangen ist; Sie haben ja darüber bis jetzt keine Verordnung erlassen.

Es bedarf einer solchen Verordnung nicht. Genug es ist Feuer angezündet worden!

Die Zigeuner, die draußen vor dem Orte liegen, zünden beständig Feuer an und noch dazu in der Nähe des Waldes. Es ist aber deshalb noch kein Waldbrand entstanden, und man hat nicht gehört, daß die Zigeuner jemals bestraft worden sind, weil sie Feuer anzünden.

Die Jungen haben nicht nur Feuer angezündet; sie haben auch die Luft verpestet. Das ist sanitätswidrig; ich muß für die Gesundheit der Einwohner Sorge tragen!

Dann müssen Sie alle Töpfermeister einsperren lassen; denn der schädliche Qualm, der mitten im Ort von ihren Oefen aufsteigt und sich Jedem den Athem versetzend auf die Brust legt, wird doch sicher auch der Gesundheit nicht zuträglich sein.

Oho! nur keine Verwechslung! Die Töpfermeister sind nützliche Staatsbürger; ihre Absicht ist keineswegs die Luft mit schädlichem Rauch anzufüllen, sondern Töpfe zu machen; wenn diese nicht gemacht werden können, ohne daß der Rauch aus dem Ofen aufsteigt, so können sie dafür nicht zur Verantwortung gezogen werden.

Herr Syndikus, erlauben Sie mir Ihnen zu zeigen, daß der Fall ganz der nämliche ist. Wenn die Kinder das „Chomez“ verbrennen, so haben sie keinesfalls dabei die Absicht, die Luft mit einem unangenehmen Geruch zu erfüllen. Wenn dies nun aber doch geschehen ist, wie will man sie dafür verantwortlich machen?

Wie man will? — Das werd' ich Euch zeigen! dafür bin ich Syndikus!

Gestrenger Herr! Sie haben mich vor drei Jahren mit einer Kommission überfallen in der Freude meines Herzens, daß mir Gott das Glück gegeben hat, mein eigenes Haus zu beziehen, und in dem Augenblicke ist mir alles Blut zu Wasser geworden. Sie haben mich und mein Weib und alle andere, die anwesend waren, erschreckt durch einen entsetzlichen Spaß, den Sie mit der Erfindung von dem verloren gegangenen Christenkinde gemacht haben. Sie haben ferner eine Durchsuchung meines Hauses vorgenommen und mich als einen Verbrecher nach Brünn abführen lassen — ich will nichts reden dagegen; der Schein war wider mich und Sie haben damit nur Ihre Pflicht erfüllt. Jetzt komme ich, nachdem ich drei lange Jahre von Weib und Kind entfernt geseufzt habe, nachdem ich alles Elend ausgestanden, welches die harte Strafe mir auferlegt hat, und nachdem die Meinigen die ganze Zeit hindurch ihrer Stütze und ihrer Ernährung beraubt waren, wieder heim, in der Hoffnung Weib und Kind gesund beisammen zu finden und mich mit Ihnen zu freuen; stellen Sie sich einen Augenblick diese meine Lage vor und sagen Sie sich, mit welchem Schmerz ich erfahren mußte, daß meine Kinder in dem Augenblicke mir entzogen worden, wo ich ihrer am meisten bedarf, wo ich mich mit heißer Liebe nach ihnen sehne. Und was haben sie gethan? etwas, was zu thun sie seit mehreren Jahren unbehindert waren, und was ihnen durch keine Verordnung untersagt gewesen ist. Gesetzt aber, sie

hätten wirklich ein Gesetz übertreten, so haben sie es doch sicher nicht mit böser Absicht gethan und es ist auch keinerlei Schaden oder Unglücksfall daraus hervorgegangen, sie sind doch in der Sache sicher ganz unschuldig. Sollten sie aber selbst unter diesen Umständen eine Strafe verdienen, — so fühlen Sie, gestrenger Herr, doch Mitleid und Erbarmen mit einem armen Vater und lassen Sie ein Mal Gnade ergehen für Recht. Es ist doch nichts Schöneres auf der Welt, als wenn Menschen gegeneinander Barmherzigkeit üben, und glücklich ist derjenige, welcher die Macht hat, sie ausüben zu können. Sie sind hier Herr im Orte, Sie sind der Handhaber des Gesetzes und haben die Macht zu strafen und auch Gnade zu ertheilen. Lassen Sie die Kinder frei durch Ihre Gnade, wenn Sie es nicht thun können im Wege des Rechts. Finden Sie aber, daß das Gesetz und und Recht erfüllt werden muß, und wollen Sie von der Strenge nicht abweichen, welche das Gesetz vorschreibt, so thun Sie selbst dieses, aber — gestrenger Herr! — verlegen Sie die Strafe wenigstens auf eine andere Zeit, als auf den heutigen Tag. Bedenken Sie, daß ich brenne vor Begierde meine Kinder zu sehen und erwägen Sie weiter, welche heilige Zeit es ist, in der Sie sie vom väterlichen Hause fern halten. Heute Abend beginnen unsere Feiertage. Lassen Sie sie heraus und frei für die Zeit der Feiertage und strafen Sie sie, bis dieselben vorüber sind. Sie werden Ihnen nicht davon laufen, ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, daß ich selbst ohne Polizeimann Ihnen die Kinder wieder herbringe, um dem Gesetze genug zu thun. Nur heut, nur jetzt lassen Sie sie frei! das ist das Einzige, was ich von Ihnen als Gnade erbitte.

Es geht nicht.

Nehmen Sie dieses Wort zurück, Herr Syndikus. Es geht, wenn Sie wollen. Sie sind hier Richter auf Erden, bedenken Sie, daß über uns Allen aber ein höherer Richter

sitzt im Himmel, und den werden Sie einst auch um Gnade anzurufen haben. Wenden Sie sich nicht ab von einem unglücklichen Vater.

Es geht nicht. Ich muß ein Exempel statuiren. Adieu!

Als Zallel nach Hause kam, sagte er zu seinem Weibe: Ich bin jetzt drei Jahr' an einem Ort gewesen, wo man Gelegenheit hat, die Härte der Menschen kennen zu lernen; eine solche Verstocktheit des Gemüthes, eine solche Verhärtung des Herzens, wie bei dem hiesigen Syndikus habe ich nicht kennen gelernt. Rahel, es wird eine betrübte „Sedernacht" (Abendmahl) sein!

VII.
Der Syndikus statuirt ein Exempel.

So war es; es war eine betrübte „Sedernacht". Wie hätte es auch anders sein können! Zallel sagte die „Gode" (die Erzählung des Auszugs aus Egypten) und verrichtete die vorgeschriebenen Ceremonien unter bittern Thränen, und es hätte des pflichtmäßig zu genießenden bittern Krautes gar nicht bedurft, um ihn an die Bitterkeit des Lebens zu erinnern. Er saß nicht „angelehnt wie ein König", sondern zerknirscht und gebrochenen Gemüthes; die Erzählung von dem Unglück und dem Elend des israelitischen Volkes in der ägyptischen Sklaverei hatte für ihn tausenderlei Beziehungen auf seine eigene Lage, der verstockte und grausame Pharao stand leibhaftig vor seinen Augen in der Gestalt des judenfeindlichen Syndikus, aber es fehlte der Moses, der energische Mann, der aus seiner Drangsal ihn hätte erlösen sollen. Selbst der Wein, von dem er vorgeschriebenermaßen vier Becher trinken mußte, vermochte nicht seine niedergebeugte Seele aufzurichten. Sehnsüchtigen Blickes betrachtete er den großen Becher, den er für den Propheten Eliah angefüllt hatte; aber der Becher des Propheten Eliah

stand unberührt, der Prophet Eliah kam nicht. Mit tiefer Wehmuth in der Seele sang er zum Schluß die unverständlichen Lieder kabbalistischen Inhaltes, in denen die gelehrte Forschung und Kunst der Auslegung tiefe Beziehungen zum Räthsel des Weltdaseins aufzufinden bemüht ist. Zallel trug die verzweifelte Frage nach dem unerklärten Weltdasein viel tiefer in seiner schmerzgequälten Brust. Die Gattin suchte vergebens durch rücksichtsvollste Behandlung ihn seinen Schmerz vergessen zu machen. Selbst nicht weniger empfindend als er das tiefe Weh über die so traurige Veranlassung der Abwesenheit ihrer Kinder, durchschnitt ihr der Anblick seines Zustands noch mehr die Seele, als das eigene Leid. Es war, wie Zallel voraus gesehen hatte, eine betrübte „Sedernacht". —

Der Gegenstand des Mitleids für die traurigen Aeltern, die drei Jünglinge, waren unterdeß im Magistratshause im rückwärtigen Theil in einer finstern Kammer eingeschlossen. Sie waren nicht fröhlicher gestimmt, als die Aeltern zu Hause, wenn auch der verwegene Muth und leichte Sinn der Jugend noch ungebrochen, d. h. so weit er bei Kindern aus der beschränkten „Gasse" ungebrochen sein konnte, in ihnen lebte. Drei Jahre hatten sie den Vater nicht gesehen; seit gestern hatten sie ihn jeden Augenblick erwartet, ihre Ungeduld hatte sie hinausgetrieben auf die Straße dem geliebten Vater entgegen, sie waren vergebens hinausgegangen und unverrichteter Sache heimgekehrt, und nun wurden sie in dem Augenblicke, wo die Kunde von seiner Heimkunft ihr Ohr erreichte, und wo sie keinen andern Wunsch kannten als ihm an den Hals zu fliegen, festgenommen und festgehalten für nichts und wieder nichts, aus keiner andern Ursache, als weil sie das „Chomez" verbrannten, eine Handlung, deren Unrechtmäßigkeit sie auf keine Weise begreifen konnten.

So lange die milde Frühlingssonne draußen freund-

lich vom Himmel herniederlachte, hielt der wohlthätige Strahl, der sich durch enge Fensterlein in ihre finstere Kammer stehlen konnte, die Gemüther der drei jungen Arrestanten aufrecht, und wenn die beiden jüngern über das Trostlose der Lage in Worten und Klagen sich Luft machten, so war es der älteste, der sie zu trösten versuchte. So brachten sie den Tag dahin; als aber die Sonne niedergegangen war und unheimliche Dunkelheit sich auf die Stätte lagerte, in der zu weilen sie gezwungen waren, beschlich eine tiefere Traurigkeit ihr Herz. Der Jüngste war vor Ermattung eingeschlafen und die beiden andern hielten sich jetzt weniger zurück über ihren Zustand ernstlich sich auszusprechen.

Ich hab', begann Chananjah, so lange Sarjeleh auf war, nicht so frei heraus von der Leber weg reden wollen, denn warum soll ich ihn unnöthigerweise schon heute das ausmalen, was er früh genug erfahren wird; besser es trifft ihn unvorbereitet. Wir zwei aber sind älter als er und können ohne Furcht nachdenken über das, was kommen kann. Ich glaube, wir haben nichts Gutes zu erwarten.

Mich schmerzt weniger, was uns erwartet, erwiderte Mischaël, sei es, was es sei, Gutes wird es nichts sein, als wie der Gram und die Traurigkeit, die jetzt daheim in unserem Hause herrschen wird. Denke Dir nur die „Sedernacht", die sie jetzt zu Hause abhalten und mal' Dir die Betrübniß aus, die Vater und Mutter empfinden müssen, wenn sie bei jedem Worte, das sie sagen, bei jedem Bissen, den sie essen, bei jedem Becher Wein, den sie trinken sollen, an die eingesperrten Kinder denken müssen. Wem wird der Vater heute zeigen, wie die Israeliten aus „Mizraim" gezogen sind? Bei der „Manischtaneh" wird der Vater sagen: Ja, ja! wenn die Kinder daheim wären, hätt' Sarjeleh die „Manischtaneh" gefragt! Unsere Becherlein werden auf dem Tisch fehlen, oder sie werden leer stehn, und bei

der Stelle „Schütte aus Deinen Zorn über die Völker" wird die Mutter-Leben selbst müssen die Thür aufmachen, daß der Prophet Eliah soll hereinkommen. Ach! wenn er nur einmal kommen möcht' und kommen will, laß es heut sein, lebendiger Gott, und thu' ein Wunder, um uns zu befreien aus dieser Haft, daß wir den Vater wieder sehen können, den wir drei lange Jahre nicht gesehen haben? —

Sie wurden in ihrem Gespräche unterbrochen, denn der Drab brachte ihnen ungesäuerte Brode; nicht bekannt ist es uns, ob aus Rücksicht für die Vorschriften der jüdischen Religion, oder darum, weil er durch diese schwächliche Kost des elenden Brodes die Lage der verhaßten Kinder nur desto unerträglicher zu machen meinte. Sei dem, wie ihm wolle; die Kinder aßen das elende Brod, und erfüllten das Gebot des Herrn.

Die Nacht war lang. Sie ist lang für Augen, die sich nicht schließen wollen, für Herzen, die ängstlich schlagen und einer Ungewißheit entgegenpochen; aber sie ging doch vorüber, denn die unwandelbaren Gesetze der Natur haben nichts zu thun mit der Furcht und der Hoffnung des Menschenkindes, und ob das Herz vor Freude bebt oder vor Angst zittert, die Sonne geht ihren vorgeschriebenen Weg und nicht um eine Minute verspätet flammt sie des Morgens am östlichen Himmel empor.

Die Nacht war vorüber und der junge Tag erfüllte die drei Jünglinge mit neuer Furcht und neuer Hoffnung. Jeden Augenblick meinten sie, es müsse jetzt die Thüre sich aufthun und sie in die Freiheit entlassen und doch wieder zitterten sie bänglich, so oft sie Tritte vernahmen ob der Ungewißheit, was aus ihnen werden sollte.

Die bange Ahnung hatte sie nicht betrogen. Die Sonne stand hoch am Himmelszelt, sie hatte die Culmination schon überschritten, es war ungefähr in der zweiten Nachmittags-

stunde, als der gefürchtete Drab kam, sie aus der engen, dumpfen Kammer abzuholen. Sie wurden in die Kanzleistube geführt; dort wurden sie vom Syndikus wie schwere Verbrecher über eine begangene Unthat ins Verhör genommen, und nachdem Alles regelrecht ins Protokoll eingeschrieben war, diktirte er ihnen eine schmachvolle Strafe, die sogleich an den Jünglingen vollzogen wurde. Jeder von ihnen erhielt fünf Ruthenstreiche. Die Werkzeuge zu dieser exemplarischen Exekution waren eigens präparirt, sie waren vierundzwanzig Stunden in Essig geweicht worden.

Das Geschrei der Kinder, als die Strafe an ihnen vollzogen wurde, war so durchdringend, daß die Leute auf dem Marktplatz, die es deutlich vernahmen, ihr Mitleid nicht verbergen konnten. Mehr als einem rannen die Thränen herunter. Der Drab hieb unbarmherzig los: Da nützt Euch kein Geschrei, sagte er höhnisch, hier gibts Schläge, die man spüren muß, daß man sich ein ander Mal daran erinnert.

Der Zigeunerhannes ging über den Marktplatz, als das entsetzliche mitleiderregende Geschrei der drei Jünglinge eben daselbst vernommen wurde; er ging gemessenen Schrittes weiter — zu den Zigeunern. Im Weitergehen warf er einen fürchterlichen Blick nach der Stätte des Gerichts. Hätte das Rathhaus diesen Blick empfinden können, es hätte ihn nicht auszuhalten vermocht, es wär gleich auf der Stelle umgefallen. Soll es deshalb stehen bleiben, weil es fühllos ist? und sollen die Menschen darinnen behaglich weiter leben, weil sie ebenfalls fühllos sind, wie der Stein? Vielleicht war es diese Frage, die den Hannes beschäftigte, als er von dannen ging.

VIII.

Die drei Jünglinge.

Ein ganz anderes Bild als die erste bot im Hause Zallel Kralitzers die zweite „Sedernacht". Gestern Trübsinn und Traurigkeit, heute Fröhlichkeit und Freude, gestern der Schmerz gewaltsamer Trennung und ungestillter Sehnsucht, heute die Lust endlichen Wiedersehens und befriedigten Beisammenseins, und nur die Erinnerung an die ausgestandene Schmach des Vaters und der noch frische Schmerz, der die Jünglinge erst kurz vorher betroffen hatte, setzte der Lust und Freude einen mäßigenden Dämpfer auf, warf einen Schatten in das sonst helle und freundliche patriachalische Gemälde, zog sich als leise mitschwingender Mollklang durch die aufjubelnden Freiheitsgesänge.

Da saß am obern Ende des Tisches der würdige Hausvater; sein Antlitz war etwas gebleicht und hatte einiges von der frühern Frische, nichts aber von der Ruhe und dem Gottvertrauen verloren, welches sich darin abspiegelte. Er war gekleidet wie an seinem Hochzeitstage, d. h. in die Sterbegewänder. Wie ein König auf dem Throne lehnte er sich an auf dem wohl zubereiteten Sitz und blickte zufrieden auf die Tafel und auf die Seinen, denen er das „elende Brod" austheilen sollte. Heute waren die Becherlein der Kinder nicht leer gestanden, die gute Mutter hatte sie gestern nicht auf den Tisch gestellt, um nicht durch deren Anblick die schmerzliche Erinnerung an die Abwesenden fortwährend wach zu halten; heute aber hatte sie dieselben wieder herausgenommen aus dem kleinen Silberschränklein und sie standen nun da auf dem Tische, gefüllt mit funkelndem Rothwein.

Der Hausvater sprach den Segen, dann erhoben sich alle von ihren Sitzen, berührten die in der Mitte des Tisches stehende „Sederschüssel", auf welcher die drei ungesäuerten Brode liegen, und huben sie in die Höhe, indem sie sich

gegenseitig das „elende Brod“ zeigten, welches die Vorfahren gegessen in Aegypten und luden ein den Hungrigen, daß er komme und mit ihnen das Ostermahl halte, wie es die Vorschrift ist.

Man ging an das Lesen der Hagada. Man kam zu der Herzählung der zehn Plagen, welche Gott über die Aegypter gebracht; die kleine Versammlung bewaffnete sich mit kleinen silbernen Löffelchen, welche zu dem Behufe von der vorsorglichen Hausfrau auf den Tisch gelegt waren. Jeder schöpfte aus dem vor ihm stehenden Becher ein Löffelchen Wein heraus, und den kleinen Finger der rechten Hand in den Löffel tauchend und je einen Tropfen Wein auf die Erde spritzend, zählten sie die zehn Plagen, von dem in Blut verwandelten Wasser angefangen bis zu dem Sterben aller Erstgeburten her. Noch drei Mal spritzten sie auf die nämliche Art den Wein auf die Erde und sprachen dabei die drei dunklen Worte: „Dezach, Adasch, Beachaw“, welche der gelehrte Rabbi Jehuda aus den Anfangsbuchstaben der zehn Plagen zusammensetzend, als besondere Zeichen aufgestellt hat.

Asarjah hatte die Kühnheit, an den Vater die vorlaute Frage zu richten, was der Rabbi Jehuda hiemit für ein besonderes Kunststück gemacht habe? der Vater aber verwies ihm solche Frage, und belehrte ihn, daß dies kabbalistische Zeichen seien, die sicher etwas Wichtiges zu bedeuten hätten, da der gelehrte Rabbi Jehuda sie aufgestellt.

Solche tändelnde Spiele witziger und geistreicher Auslegungskunst wechselten aber auch mit Stellen tiefster Innigkeit und wahrer Herzenserhebung ab. So zum Beispiel weinten sie Alle bittere Thränen, als sie die Stelle lasen: In jedem Zeitalter und Geschlecht stehen sie auf über uns, um uns zu Grunde zu richten, aber der Heilige, gelobt sei er, errettet uns aus ihrer Hand. — Die Beziehung auf die jüngsten Erlebnisse im Hause Zallels lagen in dieser Stelle zu offenkundig aus-

gesprochen, als daß es nöthig gewesen wäre, dieselben durch ein eingeschaltetes Wort stärker hervorzuheben. Ein gemeinsamer Thränenstrom zeigte, daß sie keinem in der kleinen Gesellschaft entgangen waren. Ebenso vergossen sie Thränen der Freude, der milden Rührung und Dankbarkeit, als sie die erhebenden Lobgesänge lasen, wo der Schöpfer gepriesen wird, der sein Volk aus Knechtschaft in Freiheit, aus Traurigkeit in Freude gesetzt habe und mit wahrem Jubel beschlossen sie die erste Hälfte der vorgeschriebenen Gesänge mit dem Segen dessen, der Israel erlöset.

Nun folgten einige Ceremonien, bestehend im Genusse von ungesäuerten Broden und bittern Kräutern und dann kam die eigentliche Mahlzeit. Die begann wie bei den alten Römern ab ovo. Es wurden zuerst hartgesottene Eier gegessen, dann folgte die Knöderlsuppe, das Fleisch u. s. w., man ließ sich Alles vortrefflich schmecken und ließ sich's wohl sein, wie es verordnet ist.

Das Essen würzten heitere Gespräche und das kurz vorher noch heilige Gepräge wich einen Moment einer schönen Weltlichkeit sich der Freude hingebender Menschen. Nach dem Essen sagte der Hausvater: Seid Ihr schläfrig, Kinder?

Nein! war die Antwort.

Gut, sprach der Vater, so werd' ich, eh' wir fortfahren, nach ein Pfeifele Tabak rauchen. Ich hab' schon lang' kein' solche Wonne gehabt; wir haben nichts zu versäumen, und es macht nichts, wenn wir mit dem „Seder" auch erst um Mitternacht fertig werden.

Der Hausvater schmauchte behaglich sein Pfeiflein und blies die dicken Rauchwolken vergnüglich in die Luft. Die Kinder unterdessen erspähten eine günstige Gelegenheit, den „Afikomen" zu erhaschen. Jedoch war dies nicht so leicht ausführbar, denn da jeder von ihnen darnach strebte, so störte die Wachsamkeit der zwei andern je den dritten, der sich demselben allzusehr zu nähern versuchte.

Der Hausvater legte die Pfeife wieder weg, füllte die Becher zum dritten Male und man setzte sich zum Dankgebet nach Tische.

Nach dem „Benschen" erst, da die eigentlichen Lobgesänge, die Psalmen des gekrönten Sängers begannen, und der genossene Wein auch das Seinige dazu beigetragen hatte, die Gemüther in eine höhere Stimmung zu versetzen, erreichte die Begeisterung ihren Gipfelpunkt. Laut sangen sie jetzt die alten Weisen und jubelten ihre Lieder dem Propheten Eliah entgegen, den sie sehnsuchtsvoll erwarteten.

Mach dem Propheten Eliah die Thür auf! Sarjeleh! ermahnte der Vater.

Asarjah that, wie ihm befohlen wurde.

Nun erhuben sie ihre Becher und sangen mit von Thränen gebrochener Stimme: Schütte aus Deinen Zorn über die Völker, welche Dich nicht erkennen, und über die Königreiche, die Dich nicht bei Deinem Namen anrufen denn...

Feuer! Feuer! tönte es in diesem Augenblicke in der Gasse, und die erschrockene Gesellschaft ließ vor Schrecken die Becher niederfallen, daß die rothe Fluth über Tisch und Erdboden sich ergoß.

Feuer! tönte wiederholt der entsetzliche Ruf durch die Gasse, und vom Kirchthurme herunter vernahm man bereits die mahnenden Schläge der Sturmglocke.

Alles rannte auf die Gasse, in den meisten Häusern war man noch beim „Seder" gesessen und die Familienväter hatten sich nicht Zeit genommen zuvor die weißen langen wallenden Gewänder abzulegen, so daß inmitten der Gefahr in welcher der ganze Ort sich befand, das Hin- und Her-Rennen der weißgekleideten Männer einen tragikomischen Anblick gewährte. Die schwarzen Gestalten, die jetzt wieder, wie ehemals da Zallels Haus abbrannte, durch die Gassen huschten, bildeten zu den weißgekleideten Männern einen unheimlichen Gegensatz.

Auch Zallel eilte auf die Gasse hinaus, vor Allem zu erfahren, wo das Feuer sei; als er erfuhr, daß das Rathhaus bereits in vollen Flammen stehe, ging er zurück ins Haus, ermahnte ruhig zur Besonnenheit, gab ernste Verhaltungsmaßregeln, half mit den Kindern der ängstlichen Frau die auf dem Tische befindlichen Silbergeräthe zusammenpacken, und befahl ihr mit diesen Werthgegenständen sich nach der Synagoge zu begeben. Er selbst aber und die drei Jünglinge begaben sich sodann auf die Stätte der Gefahr um helfend beizustehen, denn in Zeiten der Gefahr sind die strengen Vorschriften, welche die Arbeit an Festtagen verbieten, aufgehoben.

So wie Zallel hatten auch die andern gehandelt. Die Synagoge füllte sich mit Frauen, Mädchen und Kindern, welche zur Rettung ihrer Person und der kostbarsten Gegenstände sich dahin geflüchtet hatten; Männer und Jünglinge eilten auf den Marktplatz.

Die Gemeindespritze war bereits in voller Thätigkeit und mit rasender Eile flogen die Pferde, welche große Tonnen Wassers vom Flusse herauf zogen. Was Hand anlegen konnte, arbeitete mit Riesenkräften. Aber ein heftiger Sturmwind, der sich erhoben und mit dem feindlichen Elemente gemeinschaftliche Sache zu machen verschworen hatte, spottete all dieser mühseligen Anstrengungen und fachte die Flammen nur um so stärker an, je mehr man bestrebt war, ihnen Einhalt zu gebieten. Bereits wurden auch die nebenstehenden Häuser ergriffen, die Verwirrung wuchs mit jedem Momente. In den Bauernhäusern wurde nun das Vieh, alle Hausthiere aus Ställen und Höfen auf den Marktplatz hinausgetrieben und so wimmelte es auf dem Marktplatze von Schafen und Schweinen, Hunden und Katzen, Pferden, Ochsen, Kühen und Stieren. Das Feuer griff immer mehr um sich, an Bewältigung war nicht mehr zu denken, der ganze Marktplatz war bereits ein großes

Flammenmeer, und den unglücklichen Einwohnern des Ortes blieb nichts anderes übrig als müßig das großartig-entsetzliche, furchtbar-erhabene Schauspiel anzusehen, das ihnen all' ihr Habe erbarmungslos vernichtet. Die losgelassenen Thiere liefen erschreckt und wild durcheinander, die anwesenden Weiber heulten und erfüllten die Luft mit Wehklagen, die sich mit dem Brüllen, Blöken, Wiehern, Bellen und mit dem Prasseln der Flammen mischten. Ein altes Weib, welches man der Heimlichthuerei wegen in der „Gasse" die alte Zauberin nannte, war eben auch herbeigekommen und schrie aus Leibeskräften: das haben die drei Judenbuben angelegt, die heut eingesperrt waren! die Juden sind die Brandstifter! Wie auf Flügeln wurde der Ruf: die Judenbuben! die Judenbuben! durch die erzürnte Menge weiter getragen. Der Syndikus und der Drab schrieen: Ins Feuer mit den Brandstiftern! greift sie auf! Der Drab machte sich in seiner grausamen Verblendung schon daran, Hand an die drei Jünglinge zu legen als er mit dem Rufe: Jesus Maria Joseph! niederstürzte. Eine feste Hand hatte ihm den lebensendenden Dolch in die Brust gestoßen. In demselben Augenblicke kam ein Rudel wüthender Stiere herbeigerannt, und der Syndikus, der eben ausweichen wollte, fühlte von rückwärts einen kräftigen Stoß, so daß er einem der Stiere gerade entgegen geschleudert wurde. Der Stier packte ihn mit den Hörnern, warf ihn in die Höhe; man sah ihn wohl niederfallen, aber wenn er noch lebend aus der Luft herniederkam, in der er einen parabolischen Bogen zu beschreiben gezwungen war, es half ihm nichts, denn er fiel in die Flamme!

Die ganze Nacht hindurch dauerte das Feuer fort, und erst am Morgen nachdem der Wind sich gelegt hatte, gelang es der vereinigten Anstrengung der Ortseinwohner mit Hilfe der aus allen benachbarten Ortschaften herbeigekommenen Spritzen des Feuers Herr zu werden. Man rettete aber

nichts; was übrig blieb war ein großer Schutthaufen. Der Leichnam des Syndikus wurde verkohlt, der des Drabs hingegen von den Hufen der über ihn wegtrabenden Rosse zerstampft gefunden. Vier andere Personen aber waren verschwunden und konnten trotz der sorgfältigsten Nachforschungen nirgends aufgefunden werden, der Zigeuner-Hannes und die drei Jünglinge.

IX.

Jenseits.

Die heilige Schrift, welche dem jüdischen Volke für einen gottgefälligen Lebenswandel nichts anderes verspricht, als die Einkehr in das Land, „wo Milch und Honig fließt," erzählt uns nirgends etwas von einem Jenseits in dem Sinne, in welchem dieses Wort, wenn es für sich allein steht, allgemein verstanden wird. Sie spricht von einem Jenseits des Jordans, Jenseits des Meeres, aber von keinem „Jenseits" nach dem Tode, von keiner jenseitigen Welt im Gegensatze zur diesseitigen. Doch hat sich im Laufe der Zeit die Lehre von einer solchen nach und nach im Judenthum herausgebildet, und ist heute, man kann sagen, so festgewurzelt, daß der Jude bei dem Worte „Jenseits" gar nicht mehr an den Jordan, sondern gewiß an nichts Anderes denkt, als an seinen Theil in der zukünftigen Welt. Das Wort „Jenseits", welches in seiner ursprünglichen Bedeutung vor dem Worte „Diesseits" keinen Vorzug hatte, welches zu diesem in keinem andern Verhältnisse stand, als wie Rechts zu Links oder umgekehrt, weil damit ja nichts Anderes, als eine Ortsbestimmung ausgedrückt sein sollte, dieses Wort „Jenseits" hat allmälig eine Bedeutung erlangt, die den Menschen mit heiligen Schauern erfüllt, und schon der bloße Klang desselben drückt jenes Unnah-

bare und Unfaßbare aus, welches der Mensch, so lang' er auf Erden wandelt, nimmer erreichen zu können glaubt, denn es ist eben das „Jenseits."

Meine Leser, welche hierbei sogleich an das Paradies, an den Garten Eden denken werden, darf ich aber nicht irre führen. Sollten sie der Meinung sein, daß ich ihnen aus jener Welt etwas Wunderbares erzählen werde, so muß ich ihnen sogleich sagen, daß ihre Meinung eine falsche, ihre Erwartung eine viel zu hoch gespannte sei. Ich gestehe offenherzig: Von jener Welt weiß ich nichts. In dieser Geschichte treten keine Schatten auf, keine Seelen der Abgeschiedenen, diese Geschichte spielt schlicht und recht auf der Erde. Mit dem Worte „Jenseits" kehre ich zur alten einfachen biblischen Deutung zurück, und verstehe unter „Jenseits" nichts anderes, als: Jenseits des Meeres. Um aber alle Streitigkeiten über die geographische Ungenauigkeit einer so unbestimmten Angabe im Vorhinein abzuschneiden, sage ich ausdrücklich und in deutlichen Worten: Jenseits des Atlantischen Oceans. Warum ich jedoch nicht gleich in der Ueberschrift dieses Kapitels mich solcher Genauigkeit befleißigt, wodurch ich offenbar der Mühe dieser beschwerlichen Auseinandersetzung überhoben gewesen wäre, das hat seinen Grund darin, daß die „Neue Welt", welche Christoph Kolumbus im Jahre 1492 entdeckt hat, für meine Geschichte von mehr als gewöhnlicher Bedeutung ist. Für die drei Jünglinge, deren Bekanntschaft meine Leser im Vorhergehenden gemacht haben, spielt Amerika, jenes diesseitige Jenseits die Rolle des jenseitigen Jenseits, und nicht ohne Absicht habe ich die dunkle Vorstellung, die man mit dem Worte Jenseits heutzutage schlechthin verbindet, vorher zu erwecken getrachtet.

Alle Schmerzen heilt die Zeit, und so hat sie auch das Unglück überdauert, welches durch den großen Brand über die Einwohner des Ortes gekommen war. Wenn man

sich von der Südseite her dem Städtchen nähert, so schimmerten aus der Ferne schon rothe Ziegeldächer entgegen von den Häusern, die in früherer Zeit meist mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren. Ein anderer Syndikus saß auf dem Rathhause, ein Mann von strenger Gerechtigkeitsliebe und sanfter Milde und der Drab, der seine Befehle vollzieht, wagt es nicht den unerschütterlichen Mann in irgend einer Weise zu beeinflussen; auch ist er pünktlich in seinem Dienst und es bleibt ihm keine Zeit übrig, andern Leuten in's Handwerk zu pfuschen, und die ruhigen und friedliebenden Ortseinwohner leben unbehelligt und gehen still und vergnügt ihren Geschäften nach. Der Gewerbsfleiß ist in Thätigkeit, der Bauer bestellt seinen Acker mit eigenem Rind oder mit eigenen Pferden, und in der „Gasse“ bauen sie Häuser, ohne befürchten zu müssen, daß man ihnen dieselben über dem Kopf anzündet.

In einem Hause der „Gasse“ lebt ein stilles Ehepaar im ungeschwächten Schmerz. Diesen allein schien die Zeit nicht heilen zu können. Zallel Kralitzer und seine Rachel härmen sich unaufhörlich ab, sie beklagen den Verlust der Kinder und des treuesten Freundes.

Umsonst sind die Trostworte, die man ihnen gibt; umsonst sagt man ihnen, daß die drei Söhne ja schon einmal aus dem Feuer gerettet worden waren, und daß Gott sie auch das zweite Mal nicht werde verlassen haben, umsonst suchte man selbst ihre Namen zu Gunsten dieser Behauptung geltend zu machen: sie seien von jeher die drei Jünglinge genannt worden und Gott habe gewiß zu ihrer Rettung einen Engel vom Himmel herabgesandt. Nichts vermochte das tiefe Leid der Eltern zu bannen, oder auch nur abzuschwächen, sie grämten sich ohne Unterlaß.

Da kam nach langer Zeit der Freudenbringer und bannte alles Leid und alle Traurigkeit — ein Brief.

Zallel saß am Tische über einem alten jüdischen Buche, die Mutter saß in einem Winkel der Stube und ihre Gedanken schweiften hin und her ohne Ruhepunkt, da schritt die Botin, welche zweimal in der Woche von der nächsten Poststation die Briefe für den Ort abzuholen hatte, eben die Gasse herauf. Rahel sah sie und sagte: Ja, ja, wie schön ist das, wenn ein Mensch so einen Brief bekommt von entfernten Menschen, die man im Herzen hat. Ich hab' in mein' Leben kein' Brief bekommen. Von wem hätt' ich einen bekommen sollen. Ich mein' aber, es muß grad sein, wie wenn man sich wiedersehen und haben möcht'.

Mach' Dir und mir das Herz nicht schwer, sagte Zallel. Er wollte noch weiter reden, denn er hatte die Brille von der Nase genommen, was als Zeichen gelten konnte, daß er genug gelesen habe; aber seine Rede ward nicht vollendet, denn in demselben Augenblicke trat die Botin ein, welche bis dahin die Schwelle seines Hauses zu betreten noch nicht Gelegenheit hatte, und überreichte einen Brief.

Freudiger Schreck ergriff die beiden Eheleute. Zallel zitterte und war fast unfähig das Siegel zu lösen. Endlich kehrte die Besonnenheit zurück, er erbrach den Brief und fing an zu lesen:

Theuerste Aeltern bis hundert Jahr!

Theuerste Aeltern! schrie das Weib vor Freude außer sich, genug, genug! hör' auf Zallel, ich bitt Dich, was kann denn noch folgen diesem Augenblick, der mir meine Kinder wieder gibt!

Zallel legte den Brief auf den Tisch, stund auf und ging auf sie zu. Ohne ein Wort zu reden, ergriff er ihre Hand und diese bebte vor Wonne in der seinigen. Nachdem sie einige Minuten sprachlos so dagestanden, sagte der Mann: Thu' Dich beruhigen Rahel, und zeige, daß Du mein Weib bist. Du hast mit mir viele Leiden ausgestanden, viele Schmerzen ertragen und hast Dich im Unglück bewährt mit

Fassung; bewähre Dich jetzt auch im Glück am Tag der Freude. Das Herz, welches den Qualen nicht unterlegen ist, halt es fest und aufrecht, wenn die Freude und das Glück in dasselbe einströmen wollen; der Mensch zeigt sich was er ist im Glück sowohl, wie im Unglück — und wie in der Bekümmerniß, so auch in dem Augenblick der Lust. Sag mir nun, hast Du Fassung genug, den Brief zu hören, so will ich ihn lesen, hast Du sie nicht, so schwör ich Dir, daß ich den Brief für mich allein auch nicht ansehe; denn ich will mein Glück nicht allein genießen, wenn ich mein Unglück nicht allein getragen habe und diejenige, die das letztere mit mir getheilt hat, soll auch Theilnehmerin meines Glücks und meiner Freude sein.

Also lies! sagte Rahel besonnen und gefaßt.

Theuerste Aeltern bis hundert Jahr! begann Zallel wieder, nachdem er sich vorher mit der Brille bewaffnet hatte. Aber Rahel unterbrach ihn abermals, indem sie fragte: Wer hat den Brief geschrieben? Schreiben sie alle Drei?

Lächelnd erwiderte der Gatte: Für diese Frage dank' ich Dir; denn sie gibt mir den Beweis, daß sich der Sturm in Deinem Herzen gelegt, und daß die Vernunft wieder erwacht und die Besonnenheit in ihre Rechte wieder eingetreten ist.

Hierauf blätterte er um und überflog die Zeilen ohne zu lesen, bis zur Unterschrift. — Unterschrieben, sagte er hierauf, sind sie Alle, Alle Vier, Chananjah, Mischaël, Asarjah und mein guter Hannes. Den Brief geschrieben hat Asarjah, das seh' ich an der Schrift, und jetzt hör an.

Die Mutter setzte sich neben ihren Mann, und er las:

Theuerste Aeltern bis hundert Jahr!

Der Mensch ist klein, aber Gott ist groß und was er will, geschieht. Er hat gewollt, daß wir nicht untergehen und aus Feuer und Wasser hat er uns gerettet und hat

uns geführt, wie einst sein Volk Israel aus dem Lande der Knechtschaft in das Land der Freiheit. Und unser guter Hannes ist für uns der Moses gewesen, dem er die Führung anvertraut hat.

Seit jener schrecklichen Nacht, da wir nach ausgestandenen Leiden froh und heiter beisammen gesessen beim „Seder" und aus dieser schönen Heiterkeit plötzlich hinausgeschreckt worden sind auf die Stätte des Brandes hat sich viel ereignet mit uns, und ich will Euch Alles der Ordnung nach erzählen. Gäbe Gott, daß dieser Brief Euch bei solchem Wohlsein antreffe, wie wir es wünschen, daß Ihr Euch darin befinden möchtet, dann fehlt uns nichts mehr zu unserem Glück; denn uns geht es wohl. Der einzige Schmerz, den wir haben, ist, daß wir getrennt sind von Euch. Ihr werdet Euch auch wundern darüber, daß wir so lange geschwiegen und Euch von uns keine Nachricht gegeben haben; aber es war dies der Wille von Hannes, der uns immer zurückgehalten hat, wenn wir an Euch schreiben wollten. Wir können nicht wissen, hat Hannes gesagt, ob man uns daheim nicht verfolgt. Und wenn dies der Fall ist, so kann ein Brief leicht verrathen, wo wir sind, und da man uns von Europa aus hier nicht erreichen kann, so werden Eure Aeltern darunter nur zu leiden haben. Deshalb ist es besser, wir lassen sie in Unwissenheit über unser Schicksal bis die rechte Zeit kommen wird. Diese rechte Zeit, sagt Hannes, ist nun gekommen; denn er hat gelesen in Zeitungen und hat auch von Andern, die aus Europa herüber gekommen sind nach Amerika, erfahren, daß jetzt in Europa auch eine neue Zeit anbricht, eine neue Morgenröthe, und daß auch in Europa die Völker jetzt die Freiheit erlangen, die wir hier genießen. So wird man nun also auch Euch nicht mehr verfolgen, wegen unverschuldeter Sachen, und wir können es wagen Euch zu schreiben. Wir sind übereingekommen, daß ich als der Jüngste den Brief schreiben

soll und Chananja, Mischaël und Hannes werden ihre Namen darunter setzen, damit Ihr an der Unterschrift sehen sollt, daß wir Alle leben. Und nun will ich anfangen zu erzählen.

In dem Augenblicke in jener schrecklichen Nacht, wo sie geschrieen haben, daß wir drei das Feuer angelegt, und wo der Syndikus Befehl gegeben hat, uns als Brandstifter in das Feuer zu werfen, ist jeder von uns dreien rückwärts von unbekannten Händen ergriffen und fortgetragen worden. Die Männer, die uns fortgetragen haben, waren bestellt von Hannes, es waren Zigeuner. Sie sind nicht beisammen geblieben, Jeder ist mit seiner Last nach einer andern Richtung fort, aber nach zwei Tagen haben wir uns Alle wieder gefunden, es war in einem Wald in einer uns unbekannten Gegend. Hannes war schon auf dem Platz, als wir da angekommen sind. Von da aus hat er die drei Zigeuner zurückgeschickt und ist mit uns weiter gezogen. Wir haben einen sehr weiten Weg gemacht und sind nach längerer Zeit gekommen nach Hamburg. Dort ist Hannes mit uns auf ein Schiff gestiegen, und wie wir auf dem Schiff waren, hat er das erste Mal angefangen, mit uns zu reden. Jetzt sind wir in Sicherheit, hat er gesagt, adieu! alte Welt! wir fahren in die neue. Man heißt nämlich diesen Welttheil Amerika die neue Welt, weil es erst etliche hundert Jahr ist, seitdem man ihn entdeckt hat. Und so sind wir auf dem Schiff nach Amerika gefahren. Auf diesem Wege haben wir viel ausgestanden von der Seekrankheit, dann vom Sturm. Aber Hannes hat uns getröstet und hat uns zugesprochen und geschildert, um wie viel schöner es ist im kühlen Wasser zu ertrinken, als wie in der Flamme gebraten zu werden, in die uns der Syndikus und der Drab hat hineinwerfen wollen. Und seine Worte haben auf uns einen so großen Eindruck gemacht, daß uns das Ertrinken als das Schönste erschienen ist, was uns begegnen könnte; wir haben den Tod verachten gelernt und haben zu Gott

gebeten, er soll uns in dem großen Meer ertrinken lassen. Indessen aber hat es Gott anders beschlossen. Wir haben die Seekrankheit überstanden, wir haben Stürme überstanden und sind glücklich in Amerika angelangt. Ich unterlasse es, Euch einen Sturm auf dem Meere zu schildern, denn ich möchte nicht im Stande sein, Euch ein gutes Bild davon zu geben, und selbst in dem schwachen Bilde, das ich liefern könnte, möchtet Ihr in Gedanken alle die Qualen nochmals ausstehn, die wir erlitten haben, und damit will ich Euch verschonen. Auch über die Verhältnisse in Amerika will ich für heute nichts sagen, ich verspare mir dies für folgende Mittheilungen, wo wir weniger über uns selbst werden zu schreiben haben. Hannes hat für uns gesorgt wie ein Vater und wir haben sein gutes Herz und sein redliches Gemüth hier erst verstehen und kennen gelernt.

Er hat nicht nur selber gearbeitet, sondern hat auch uns zu nützlicher Arbeit angehalten, wodurch es uns nicht schwer geworden ist, so viel zu erwerben, als wir gemeinschaftlich gebraucht haben, dabei hat er uns noch in manchen nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften unterrichten lassen. Wir sprechen alle sehr gut englisch, das ist die Sprache, die in Amerika meistentheils gesprochen wird; es gibt aber auch genug Deutsche hier, die sich alle mit uns als Landsleute betrachten und von denen uns viele sehr oft beigestanden sind. So haben wir in angenehmer Beschäftigung aber auch in strenger Arbeit die Jahre her verlebt, bis wir uns so viel erworben hatten, um uns ganz selbständig zu machen. Wir haben die Stadt Neu-York, denn dieses ist die Stadt, in der wir gelebt haben, verlassen und haben uns im Urwald angebaut, wo wir still und glücklich, ruhig und vergnügt leben. Chananjah hat die Tochter eines Juden aus Hamburg geheirathet und hat an ihr eine ausgezeichnete, kluge und haushälterische Frau. Er hat schon drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen und wir leben

bei ihm, ebenso unser Hannes, der sich nicht von uns trennt, und wir führen mit einigen Negersklaven, das sind ganz schwarze Menschen, eine kleine, aber einträgliche Wirthschaft. Die Kinder heißen Hannes nicht anders, als wie Großvater und haben ihn so gern, wie er es verdient. Er beschäftigt sich auch am meisten mit diesen und findet in der Beschäftigung mit ihnen einen Ersatz für die Bitterkeit, die ihm die Menschen in seinem Leben zugefügt, und eine Erleichterung für die innern Vorwürfe, die er sich macht über das Unrecht, welches er selber ausgeübt und sich nicht vergeben kann. Dahin zählt er besonders zwei Sachen; das Eine ist, daß er sich von Habsucht hat verleiten lassen, das Kästchen von den Zigeunern zu kaufen, welches er dann zu Euch in Verwahrung gegeben hat, und das Andere, was ihn noch mehr schmerzt, ist, daß er seinen treuesten und besten Freund, Dich, lieber Vater, hat für sich in's Kriminal setzen lassen. Er kann gar nicht begreifen, wie er fähig gewesen ist, dieses Unrecht schweigend geschehen zu lassen und er sucht es an uns Kindern gut zu machen, was Du durch ihn gelitten hast. Ueber den Brand, welchen er in jener schrecklichen Nacht, die uns von Euch getrennt, angestiftet hat, scheint er weniger Reue zu empfinden; er betrachtet sich als das von Gott ausersehene Werkzeug der Rache an dem Syndikus und was ihm darüber Schmerz macht, ist nur der Umstand, daß der Brand eine so große Ausdehnung gewonnen und viele Unschuldige mit in's Unglück gestürzt hat. Ich weiß nicht, ob Ihr den Hannes so genau kennet, wie wir ihn jetzt kennen, besonders ob Ihr sein Vorleben kennet. Dieses muß man aber kennen, wenn man sich diesen merkwürdigen Charakter, der zugleich die Fähigkeit hat, Verbrechen zu begehen und doch dabei der beste Mensch von der Welt ist, soll erklären können. Wie ist es möglich, muß man sich doch sicher fragen, daß ein Mensch größtentheils mit Zigeunern verkehrt und dabei eine

solche mitleidige Seele ist, wie er sie gegen uns in der ersten Kindheit bewiesen hat? wie ist es möglich, daß ein Mensch gestohlene Sachen kauft und dabei das ehrlichste Gemüth von der Welt ist? wie ist es möglich, daß ein Mensch auf seinem besten Freunde einen schimpflichen Verdacht haften, und diesen für sich leiden läßt? wie kann endlich ein Mensch ein Brandstifter und ein Mörder sein, denn Hannes war es, der den Syndikus auf den Stier hinaufgeschleudert, ein Mensch, der nicht das Herz hat, eine Katze zu beleidigen? Alle diese Widersprüche erklären sich aus seiner Vorgeschichte, aus der Zeit, ehe er Euer Freund geworden ist. Der Sohn eines reichen Bauers, wurde er durch Hinterlist von Verwandten um sein Erbtheil betrogen, sein schweigsames Wesen wurde als Hang zum Bösen ausgelegt und nichts Anderes haben sie ihm prophezeit, als daß er auf dem Galgen enden werde. Dadurch hat sich in ihm ein Gefühl der Bitterkeit gegen die Menschen festgesetzt; er fühlte sich hingezogen zu den heimathlosen Zigeunern, die auf der Erde umhergetrieben werden, wie er selbst es wurde, er fühlte Mitleid mit uns in jener Nacht, da unser Haus abbrannte, er wußte, daß der Drab das Feuer bei uns angelegt, und eilte uns zu Hilfe, weil er uns, wie sich selbst, von den Menschen verlassen sah. Eigenthum gab es in seinen Augen nicht, da man ihn um sein Erbtheil betrogen und ihn hinausgestoßen in die fremde, unbarmherzige Welt; so betrachtete er jeden Besitz für widerrechtlich, jeden Reichen als Theilnehmer an dem Raube, den man an ihm begangen hat, und er hielt es für kein moralisches Verbrechen, den Leuten dasjenige wegzunehmen, was seiner Meinung nach ihnen nicht gehörte, und was sie sich ungerechterweise angeeignet. Daß er geschwiegen hat, als man Dich, lieber Vater, an seiner Statt des Verbrechens beschuldigt, das ist der einzige dunkle Punkt, der aus seinem aufrichtigen und redlichen Herzen heraus nicht

erklärt werden kann, wenn man nicht bei einem so festen und entschlossenen Charakter einen Augenblick der Schwäche, ein augenblickliches Heraustreten aus sich selbst, aus seiner eigenen Natur annehmen will. Es ist auch dies der einzige Punkt, worüber er sich in seinem Leben niemals vollständig beruhigen wird; dagegen habe ich schon erklärt, wie es komme, daß er auf seine That in jener fürchterlichen Nacht ohne Gewissensbisse, ja sogar wie auf eine gute That zurücksieht.

Ich habe, theuerste Aeltern, mich bemüht, Ihnen diese Widersprüche und den Charakter unseres guten Hannes aufzulösen, weil ich bei dem freundschaftlichen Verhältnisse, in welchem er zu Ihnen gestanden, voraussetze, daß Sie sicherlich oft darüber nachgedacht und die Lösung zu finden bemüht gewesen sein werden. Jetzt nun noch eine Mittheilung über unser hiesiges Leben, sie betrifft scheinbar eine geringfügige Sache, diese ist für uns aber von größter Wichtigkeit. Ich habe die Geschichte unserer zweimaligen wunderbaren Rettung aus dem Feuer durch Hannes und Alles, was damit zusammenhängt, abgefaßt als eine Art von „Megillah", und wir heißen diese Geschichte „Megillas-Hannes". Jeden Erew Peßach lesen wie die „Megillas-Hannes", und es werden dabei aufrichtige Freudenthränen vergossen. Hernach, wenn wir die Megillah gelesen haben, gehen wir heraus in's Freie und errichten einen kleinen Scheiterhaufen, auf welchem wir unter großem Jubel das „Chomez" verbrennen. Hier kann jeder verbrennen, was er will, hier gibt es keinen Syndikus und keinen Dráb, die sich willkürlich Gesetze machen; hier weiß jeder freie Mann, was vom Gesetze erlaubt und was verboten ist; hier ist das wahre Land der Freiheit. Wenn wir Euch dazu vermögen könnten, Eure Heimath zu verlassen und uns hieher zu folgen, so würde zu unserem Glücke nichts mehr fehlen. Indessen wollen wir über diesen Punkt nichts

sagen, bevor wir Eure Meinung gehört. Man entschließt sich allerdings nicht leicht, jenseits des Meeres zu gehen, und es kommt uns nicht zu, Euch in einer so wichtigen Sache zuzureden, daß Ihr das thun sollt, was uns angenehm wäre.

Chananjah, Mischaël, Asarjah, Hannes.

Das ist ein Brief aus dem „Gan Eden" (Paradies), aus dem Jenseits! rief Rahel begeistert aus, nachdem Zallel zu Ende gelesen hatte; dieser aber sagte: danken wir Gott, mein Kind! daß es auch auf dieser Erde ein „Jenseits" gibt.

Die Aeltern sind nicht nach Amerika ausgewandert; aber Rahel wartet jetzt sehr oft ungeduldig auf das Eintreffen von Nachrichten aus dem andern Welttheile und am Erew Peßach, wenn der Gemeindediener durch die Gasse geht und ruft: Gesäuertes ist verboten! fragt Zallel: Weißt Du, Rachel! was die Kinder jetzt machen? und Rachel antwortet: Ja, mein Kind! sie lesen die Megilles-Hannes und verbrennen das „Chomez".

Wenn Zallel etwas mehr von der Geographie verstanden hätte, so würde er ihr diese Illusion zerstört haben, denn er hätte ihr sagen müssen, daß dies just nicht so gleichzeitig geschieht. Lassen wir die beiden Alten deshalb in ihrer geographischen Unwissenheit.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.